

WÖRTER UND SACHEN

KULTURHISTORISCHE ZEITSCHRIFT
FÜR SPRACH- UND SACHFORSCHUNG

HERAUSGEGEBEN VON

R. MERINGER

W. MEYER-LÜBKE

J. J. MIKKOLA

R. MUCH

M. MURKO

BAND I

MIT 175 ABBILDUNGEN UND 2 KARTEN

*„Sprachforschung, der ich anhängen und
von der ich ausgehe, hat mich doch nie in
der Weise befriedigen können, daß ich nicht
immer gern von den Wörtern zu den Sachen
gelangt wäre.“*

Jakob Grimm.



186678.

17.1.24.

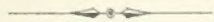
HEIDELBERG 1909

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

Germany

Inhaltsverzeichnis.


	Seite
Vorwort	1
R. Meringer , Die Werkzeuge der <i>pinsere</i> -Reihe und ihre Namen (Keule, Stampfe, Hammer, Anke). Mit 35 Abbildungen	3
W. Meyer-Lübke , Romanisch BAST-	28
R. Much , Holz und Mensch	39
W. Pessler , Ethno-geographische Wellen des Sachsentums. Ein Beitrag zur deutschen Ethnologie. Mit Karte	49
R. M. Meyer , Isolierte Wurzeln	58
J. Strzygowski , Der sigmaförmige Tisch und der älteste Typus des Refektoriums. Mit 11 Abbildungen	70
Th. Bloch , Über einige altindische Götternamen	80
L. Wenger , Sprachforschung und Rechtswissenschaft	84
J. Janko , Über Berührungen der alten Slaven mit Turkotataren und Germanen vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte	94
Etymologien	109
Slov. suženj «Sklave», muka «Marter» von M. Murko . Tenuare im Rumänischen von S. Puşcariu . Filis. <i>batschlauua</i> «pigna», <i>sopras. guotta</i> «chiodo», vic. ver. <i>péndola</i> «bietta» von C. Salvioni .	
Literatur	115
W. O. Streng, Haus und Hof im Französischen. Angezeigt von W. Meyer-Lübke .	
J. R. Bünker , Das Bauernhaus der Gegend von Köflach in Steiermark. Mit 47 Textabbildungen	121
R. Meringer , Sprachlich-sachliche Probleme. Mit 40 Abbildungen	164
1. Zu den Werkzeugen der <i>pinsere</i> -Reihe	164
2. Zu den Werkzeugen der <i>molere</i> -Reihe	165
3. Die Urbedeutung von got. <i>ganisan</i> , <i>véουαι</i> usw.	168
4. Zur Duenos-Inschrift	173
5. Die Urbedeutung von <i>σπένδω</i> , <i>spondeo</i>	177
6. Zum vertieften Tische	181
7. Deutsch <i>Brücke</i>	187
8. Lat. <i>pons</i> und seine Sippe	192
9. Zum verehrten Pflock	199
10. Schlußwort	204
R. Meringer , Prähistorische Rinnensteine. Mit 2 Abbildungen	210
W. Meyer-Lübke , Zur Geschichte der Dreschgeräte. Mit 40 Abbildungen und Karte	211
Wörterverzeichnis	245
Sachverzeichnis	258



Verzeichnis der Abbildungen.

	Nr.	Seite		Nr.	Seite
Mehlbereitung bei den Ägyptern	1	4	Athos, Kloster Lawra: Innenansicht der Trapeza	5	74
Mehlbereitung bei den Griechen	2	5	Athos, Kloster Lawra: Grundriß der Trapeza	6	75
Ein hölzerner steirischer Mörser	3	7	Kloster Dau in Attika: Die hexagonale Kirche und das Refektorium mit 13 Tischen	7	76
Ein ungarischer Holzmörser samt Stößel	4	7	Athen, Kloster Daphni: Kirche und Refektorium	8	77
Finnsche Holzmörser	5—8	7	Ravenna, S. Apollinare nuovo: Mosaik des Abendmahls	9	78
Ein Stampel	9	8	Bauriß von St. Gallen: Refektorium	10	80
Die huzulische Stupa	10	8	Bauriß von St. Gallen: Schema des Refektoriums bei Weglassung der beweglichen Bänke	11	80
Eine wotjakische Stampfe	11	9	Plan der Hofstätte vom Kliegl-Gute	1	122
Eine Kohlenstampfe des 16. Jahrhunderts	12	9	Das Kliegl-Haus, Vorderseite	2	123
Stampfe zum Erzpochen. 16. Jahrhundert	13	9	Das Kliegl-Haus, Rückseite	3	123
Trockenpochwerk. 19. Jahrhundert	14	10	Grundriß des Erdgeschosses des Kliegl-Hauses	4	124
Naßpochwerk. 19. Jahrhundert	15	10	Grundriß des Dachraumes des Kliegl-Hauses	5	124
Eine heutige einfache Lohstampfe	16	11	Herd im Kliegl-Hause	6	126
Koreanerin beim Reisstampfen	17	12	Stadel beim Kliegl-Haus	7	130
Kaschubische Graupenmühle	18	12	Stadel beim Kliegl-Haus, Erdgeschoß	8	130
Anke und Stößel. Steiermark	19	13	Stadel beim Kliegl-Haus, Obergeschoß	9	131
Stampfen des Feldspats für Porzellanfabrikation in China	20	13	Stadel beim Kliegl-Haus, Dachraum	10	132
Ostasiatische Anke zum Schroten	21	14	Knechtkammer beim Kliegl-Haus	11	133
Mühle des 17./18. Jahrhunderts. Vorn eine Anke	22	14	Kliegl, Knechtkammer, Erdgeschoß	12	133
Eine huzulische Anke	23	15	Kliegl, Knechtkammer, Obergeschoß	13	134
Anke bei den ungarischen Slowenen	24	15	Das Hübler-Haus	14	134
Steirische Anke	25	15	Wohngeschoß des Hübler-Hauses	15	135
Steirische Anke	26	16	Das Alpenbauer-Haus	16	136
Steirische Hirsestampfe	27	16	Grundriß des Alpenbauer-Hauses	17	136
Kleine steirische Anke zum Schroten und Ölpresen	28	16	Das Schriebl-Haus samt Stadel	18	138
Schmiede mit Eisenhammer. 16. Jahrhundert	29	17	Grundriß des Schriebl-Hauses	19	138
Französischer Eisenhammer. 18. Jahrhundert	30	17	Das Jud-Haus	20	139
Steirischer Eisenhammer	31	18	Wohngeschoß im Jud-Hause	21	140
Steirischer Eisenhammer	32	18	Das Engelbauer-Haus	22	141
Konstruktion eines modernen Eisenhammers	33	19	Grundriß des Engelbauer-Hauses	23	142
Die Mahlvorrichtungen des Plans von St. Gallen	34	23	Das Feilbauer-Haus	24	143
Rekonstruktion der Anken des Plans von St. Gallen	35	24	Grundriß des Feilbauer-Hauses	25	143
Ethno-geographische Wellen des Sachsens (Karte)		57	Das Blüml-Jörgl-Haus	26	145
Koptischer Grabstein in Kairo	1	70	Grundriß des Blüml-Jörgl-Hauses	27	145
Arabischer Grabstein in Damaskus	2	71	Aufriß der Giebelseite des Ziri-Hauses	28	146
Koptische Altarplatten	3	72	Aufriß der Hauptfront des Ziri-Hauses	29	147
Reliefplatte in Agram	4	73	Grundriß des Ziri-Hauses	30	147

	Nr.	Seite		Nr.	Seite
Das Lange Wegger-Haus	31	149	Baetylischer Opfertisch, restauriert	34	198
Grundriß des Langen Wegger-Hauses	32	149	Baetylischer Altar	35	199
Das Hofameser-Haus	33	151	Mykenischer Goldsiegelring	36	200
Grundriß des Hofameser-Hauses	34	152	Mykenischer Goldsiegelring	37	200
Das König-Wirtshaus in Köflach	35	154	Mykenisches Siegel aus Speckstein	38	201
Das König-Wirtshaus, Erdgeschoß	36	155	Versuch der Rekonstruktion eines myke-		
Das König-Wirtshaus, Obergeschoß	37	155	nischen Pfahlheiligtums	39	202
Das Steiner-Schneider-Haus	38	157	Versuch der Rekonstruktion eines myke-		
Das Steiner-Schneider-Haus, Erdgeschoß	39	158	nischen Heiligtums mit Pflock und		
Das Steiner-Schneider-Haus, Obergeschoß	40	158	Baum	40	203
Die Hochbundsuh-Keusche	41	159	Serbischer Rinnenstein	1	210
Grundriß der Hochbundsuh-Keusche	42	160	Bulgarischer Rinnenstein	2	211
Die Reinthaler-Keusche	43	161	Dreschende Ochsen aus Alt-Ägypten	1	213
Grundriß der Reinthaler Keusche	44	161	Ein Dreschstein aus Lecce (Apulien)	2	216
Die Schriebl-Keusche	45	162	Ein Dreschstein aus Reggio-Emilia	3	216
Die Schriebl-Keusche, Erdgeschoß	46	162	Syrische Dreschtafel aus Aleppo	4	218
Die Schriebl-Keusche, Obergeschoß	47	162	Dreschstein aus S. Marco in Lancis	5	219
Lettische Mörser	1—3	164	Der Grattacaße aus S. Giovanni Rotondo	6	219
Lettische Kornstampfe	4	165	Dreschtafel aus Braganza	7	220
Polnische Stampfe zur Bereitung der			Dreschtafel aus Cypern	8	220
Gerstengraupe	5	166	Der <i>battitoio</i> aus Imola	9	223
Polnische Handmühle	6	166	Ägyptischer Dreschwagen	10	223
Eine lettische Handmühle samt Mehlkasten	7	167	Dreschwagen aus Ortona (Süditalien)	11	224
Indische Reisanke	8	168	Piemontesischer Dreschwagen	12	224
Handmühle im Westergötland	9	169	Italienische Dreschwalze	13	225
Ägyptische Dienerin Korn mahlend, um			Profil des piemontesischen <i>rübat</i>	14	225
den Toten damit zu versorgen	10	170	Dreschwalze aus Reggio-Emilia	15	225
Getreidemahlen in Südafrika	11	171	Profil der alessandrinen <i>rabata</i>	16	226
Phallische Gesichtsurne. Vorderseite	12	175	Provenzalische Dreschwalze	17	226
Phallische Gesichtsurne. Rückseite	13	175	Die <i>tribbietta</i> in Luca nei Marsi	18	227
Phallische Gesichtsurne. Seitenansicht	14	175	Chuaton à battre	19	229
Bruchstück einer römischen Gesichtsurne			Maniement du chuaton	20	229
mit Phallus	15	176	Chuaton aus Leysin	21	229
Bretterverbindungen	16	179	Die Mazza aus Trapani	22	230
Der lettische Pflug	17	180	Zillertaler Bengel	23	231
Eine ägyptische Altarplatte	18	183	Der engadinische <i>pel</i>	24	231
Ägyptischer Totentisch	19	184	Trask aus Strona (Novara)	25	231
Ägyptischer Totentisch	20	185	Engadinischer Flegel	26	234
Bosnisches Badegefäß	21	185	Piemontesischer Flegel	27	234
Ägyptisches Relief. Der Tote vor dem be-			Walliser Flegel	28	234
setzten Tisch	22	186	Frustu-Flegel	29	234
Ägyptisches Relief. Der Tote vor dem			Freiburger Flegel	30	234
Tisch mit Blumen- und Wassergefäß	23	186	Braunschweiger Flegel	31	234
Christus auf der Kelter	24	187	Flegel aus S. Pol (Pikardie)	32	234
Ein 2½ Kilometer langer Prügelweg im leh-			Mecklenburger Flegel	33	234
migen Boden bei Lannach in Steiermark	25	188	Flegel aus Fondo im Nonstal	34	235
Ein Prügelweg in Ingermannland 1615	26	189	Piemontesischer Flegel	35	235
Auseer Haus mit «Brückl»	27	190	Genfer Flegel	36	235
Vogesenholzprügelweg	28	191	Die Mazzafrusta aus Luca nei Marsi	37	235
Gedekte Harfe aus Nötsch im Gailtale	29	193	Russischer Dreschflegel	38	235
Eine Scheune mit einer in den Dachraum			Mosaik aus der Kapelle von Pritz bei Laval		
führenden Brücke	30	194	(Mayenne)	39	238
Die obere Brücke von vorn gesehen	31	195	Mosaik aus der Kathedra von Aosta	40	242
Die obere Brücke von der Seite	32	196	Die Verteilung der Ausdrücke für Flegel		
Mykenische Gemme	33	197	in Frankreich		243



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

Vorwort.

Unsere Zeitschrift soll mit keinem bereits bestehenden Unternehmen in Wettbewerb treten. Wir wollen nur den Raum und die richtigen Existenzbedingungen für sprachlich-sachliche Arbeiten, wie sie in den letzten Jahren auf verschiedenen Gebieten zutage getreten sind, schaffen.

Nach einer Periode heilsamer Beschränkung der sprachlichen Studien auf die Erforschung der lautlichen Veränderungen scheint die Zeit gekommen zu sein, den Wortbedeutungen, den „**Sachen**“, wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Unter Sachen verstehen wir nicht nur die räumlichen Gegenstände, sondern ebensowohl Gedanken, Vorstellungen und Institutionen, die in irgendeinem Worte ihren sprachlichen Ausdruck finden.

Jede Philologie kann auf einzelne überzeugende Etymologien hinweisen, die aus der Kenntnis der Sachen entsprungen sind. Daß man trotzdem nicht schon längst für alle Etymologie überhaupt das Herbeiziehen der Geschichte der Sachen verlangt hat, ist in dem fast ausschließlichen Interesse begründet, das die letzten Dezennien den «Lautgesetzen» zuwandten.

Diese Beschränkung entspricht nicht den Tatsachen: Mit vielen Anderen sind wir überzeugt, daß **Sprachwissenschaft nur ein Teil der Kulturwissenschaft** ist, daß die Sprachgeschichte zur Wortklärung der Sachgeschichte bedarf, sowie die Sachgeschichte, wenigstens für die ältesten Zeiten, der Sprachgeschichte nicht entraten kann. Wir glauben, daß **in der Vereinigung von Sprachwissenschaft und Sachwissenschaft die Zukunft der Kulturgeschichte liegt**.

Aber diese Vereinigung ist vorläufig ein Ideal und ist heute noch nicht immer zu erreichen. Die Geschichte der „Sachen“ ist noch durchaus nicht allseitig ausgebaut, große Gebiete sind noch dunkel, das Material schwer erlangbar; deswegen werden wir **etymologische Arbeiten** aufnehmen, wenn sie das Ziel dieser Vereinigung wenigstens im Auge behalten, und werden **rein sachgeschichtliche Arbeiten** bringen, auch wenn die Verwertung für die Wortkunde erst der Zukunft angehört.

Wir wollen die Sachstudien fördern, aber nicht nur die Studien der gedruckten Quellen, sondern vornehmlich die **Sachstudien im Volke**, und wollen dadurch die Wissenschaft wieder mit dem Leben in nähere Beziehung bringen, woraus auch die Sprachstudien Nutzen ziehen werden.

Mit den Veränderungen der Kultur verändern die Wörter ihren Sinn. Wir verlangen, daß die Erklärung der Bedeutungsveränderungen nicht auf rein spekulativem Wege versucht wird, sondern dieser Tatsache gerecht wird.

Wenn wir, von verschiedenen Forschungsgebieten herkommend, uns zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben, so möge man daraus ersehen, daß wir **Material zu einer umfassenden Kulturgeschichte der indogermanischen Völker** herbeischaffen wollen. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit allen indogermanischen Völkern in alter und neuer Zeit zu und ebenso den Berührungen mit anderen Sprachstämmen und setzen unserem Interesse **keine zeitliche Grenze**, weil auch die späteren Zeiten und die Gegenwart reich an alten Kulturelementen sind und von Urzeiten bis an den heutigen Tag eine stete, nicht unterbrochene Entwicklung zu erkennen ist — ganz abgesehen von dem Licht, das von den klareren historischen Zeiten und der Gegenwart auf die früheren fällt.

Bei den Arbeiten, die sich mit der Geschichte von Gegenständen befassen, werden wir Bilder bringen. Dabei wird unser Ideal sein, zeitgenössische Wörter und Gegenstände zusammenzustellen. Das wird allerdings nicht immer zu erreichen sein, sondern wir werden öfter bloß nach Analogien die Form des Gegenstandes, der durch eine bestimmte Wortform bezeichnet wurde, erschließen müssen.

Die Zeitschrift wird Abhandlungen, Besprechungen und kleinere Mitteilungen bringen. Beiträge bitten wir dem fachlich Nächststehenden der Herausgeber zuzusenden zu wollen.

Die Herausgeber.

Die Werkzeuge der *pinsere*-Reihe und ihre Namen.

(Keule, Stampfe, Hammer, Anke.)

Von Rudolf Meringer.

Schon seit uralter Zeit finden wir zwei verschiedene Techniken zur Verwandlung der Kornfrüchte in Mehl, das Zerstoßen und das Zerreiben. Ihren sprachlichen Ausdruck finden diese Techniken in zwei Wortreihen, die ich nach den lateinischen Repräsentanten die *pinsere*- und die *molere*-Reihe nennen will.¹ Die letztere ist auf Europa beschränkt, die erstere greift nach Asien hinüber.

Die Werkzeuge der *molere*-Reihe sind bekannt und untersucht worden. Aber so gut wie unbekannt, wenigstens ihrer Entwicklung und Geschichte nach, sind die Instrumente der *pinsere*-Reihe. Wenn ich diese hier bespreche, so will ich damit einen Beitrag zur Frage der indogermanischen Wirtschaft liefern. Ich verfolge dabei die Sachen wie die Wörter bis in die Gegenwart, bis zu den jetzt noch bestehenden volkstümlichen Maschinen und zu deren dialektischen Bezeichnungen.

Die Kornfrüchte werden, wenn sie zur menschlichen Nahrung dienen sollen, enthülst und geschrotet oder noch weiter zu Mehl zerrieben. Wenn das auch nicht der älteste Zustand ist, so gehen diese Arten der Bearbeitung doch schon in sehr frühe Kulturperioden zurück.

Will man Schrot haben, so genügt ein Stampfen der Körner und die Absonderung der Hülsen. Zur Bereitung des Mehls ist ein fortgesetztes Verkleinern notwendig und das Produkt muß durch Sieben in Mehl und Kleie geteilt werden. Das Mahlen kann ganz mit Stoßen bewirkt werden, oder mit einem Stampfen beginnen, worauf erst die geschroteten Körner zwischen Steinen zu Mehl verwandelt werden, kann aber auch ganz mit Hilfe der Mahlsteine vollbracht werden.

Am leichtesten ist die Arbeit des Schrotens und Mahlens dann, wenn die Kornfrucht trocken ist. Es ist deshalb unter Umständen gut, oder geradezu notwendig, das Korn zuerst zu darren, bevor es weiter verarbeitet wird. Auch die Hülsen lösen sich infolge des leichten Röstens besser ab. —

¹ O. Schrader, RL. S. 511.

Keule und Mörser.

M. Rühlmann sagt¹: «Zu den allerersten Hilfsmitteln, um Getreide in Mehl zu verwandeln, scheinen hölzerne, steinerne und metallene Mörser mit Keulen (Pistillen) zu gehören; in welchen man die (vorher wohl auch gerösteten) Körner zerstieß und sodann durch Trennen der gröberen und feineren Teile mittelst Sieben das Mehl zu gewinnen suchte». Rühlmann verweist dann auf ein ägyptisches Wandgemälde aus den Ruinen von Theben (vergl. Abb. 1).²

Man sieht auf dem Bilde zwei Arbeiter, mit dem Stoßen beschäftigt. Während der eine die Keule hebt, stößt der andere in den Mörser. Die Keulen sind in der Mitte verjüngt und können nach beiden Seiten verwendet werden. Ein anderer Arbeiter trennt mittelst eines Siebes das gewonnene Mehl von der Kleie.

Die Mörser dieses Gemäldes besitzen große Standfestigkeit dadurch, daß der Fuß des Gefäßes sich ausbreitet. Besonders tief, wie wohl einige Gelehrte geglaubt haben, sind sie aber nicht, sie haben nur einen sehr starken Boden, wie ja leicht begreiflich.

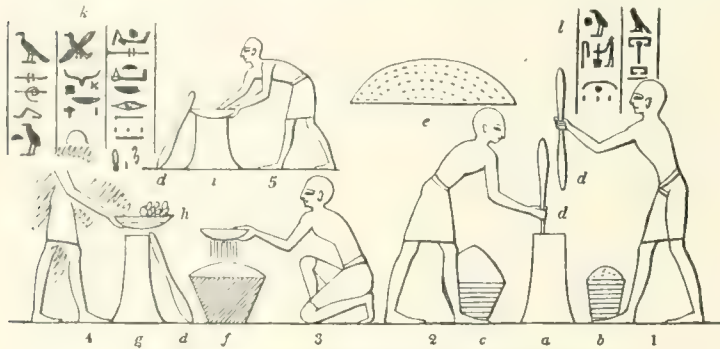


Abbildung 1. Mehlbereitung bei den Ägyptern.

Die Tiefe der Mörser ist geringer als die halbe Keulenlänge, was sich notwendigerweise daraus ergibt, daß die Hand nicht den Rand berühren darf, wenn die Keule unten anschlägt und viel Getreide darf auch nicht auf einmal in den Mörser geschüttet werden.

Zu anderen Zwecken hatte man verschieden gestaltete Mörser und auch

verschiedene Keulen. Ein ägyptisches Bild zeigt, wie zwei Männer mit Stößeln an einem Mörser arbeiten, ohne daß aber klar wäre, was sie schaffen.³ Auf einem dritten Bilde, der Darstellung einer Küche, hebt ein Mann eine besonders schwere Keule und stößt damit in einen großen Mörser, ebenfalls unbekannt zu welchem Zwecke.⁴

Blümner scheint zu glauben, daß das Zerstoßen älter als das Mahlen sei. Er sagt⁵: «Obgleich diejenigen Vorrichtungen zum Verwandeln der Getreidekörner in Mehl, welche wir vorzugsweise Mühlen zu nennen gewöhnt sind, d. h. also diejenigen, bei denen die Zerreibung mittelst zweier Steine geschieht, . . . schon in sehr früher Zeit erfunden worden sind, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß es eine Zeit gab, wo man keinen anderen Weg kannte, als die Körner in Mörsern zu zerstampfen». Das wäre an und für sich nicht unmöglich, und es spricht wirklich manches dafür.

Unsere Abbildung 2 zeigt uns Mörser und Keule (ἄλμος, ἕρδη, ἕρδης — ὑπερος) in ihrer Verwendung bei den Griechen.⁶ Wie auf dem ägyptischen Bilde zwei Männer

¹ Moritz Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre II, S. 6.

² Die Abbildung 1 ist nach J. G. Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians III, S. 181, Nr. 367, gemacht. — ³ Rosellini, Monumenti civili LXVII. — ⁴ Wilkinson, Manners and customs II, S. 383, Nr. 276. Darnach A. Rich s. v. *pilum*. — ⁵ H. Blümner, Technologie usw. I, S. 15 f.

⁶ Vergl. Daremberg-Saglio, Dictionnaire, s. v. *mortarium*. — Blümner a. a. O., S. 22.

an demselben Mörser arbeiteten, so sehen wir hier — dem Volksbrauche der Zeit entsprechend, zwei Frauen an einem Mörser beschäftigt. Ihre Keulen sind mit den in Ägypten verwendeten gleichförmig, von derselben Größe und werden auch in derselben Weise gehandhabt. Die flache, schalenartige Gestalt des Mörsers ist wohl vom Material bedingt. Für den Stein empfiehlt sich diese schalenartige Form, wie für Holz die zylindrische. Dem Zerstoßen und Stampfen (*πίσσειν, ψάειν, λεπίζειν, τρίβειν, κόπτειν*) pflegte ein Rösten voranzugehen (*φρύγειν, φώγειν, κοδομείνειν*). Das geschah namentlich bei der Gerste, und zwar dann, wenn *polenta* bereitet werden sollte. «Dabei wurde die Gerste erst angefeuchtet, dann getrocknet, geröstet und enthülst, teils durch Zerstampfen im Mörser, teils wohl auch durch Mühlen, beide jedenfalls dieselben Geräte, die zur Verwandlung der Körner in Mehl angewandt wurden.»¹ Auf welche Weise die Körner geröstet wurden, ist nicht mehr zu sagen. Sie wird nicht immer und überall die gleiche gewesen sein. Von den zum Rösten verwandten Geräten, als welche *φρύγετρον, κοδομείον, φώγανον* genannt werden, fehlt uns eine genaue Kenntnis.² Waren es Gefäße aus *πύρρον*, so ist immer nur eine kleine Menge der Körner geröstet werden, etwa soviel, als zum einmaligen Füllen des Mörsers hinreichte.

Plinius³ berichtet über die Behandlung der Gerste bei den Griechen wie folgt:

¹ H. Blumner a. a. O. S. 111 — Ebenda S. 111 — ΠΙΠΠΟΣ — ΠΙΠ — XVIII —



Abbildung 2. Mörser aus der *pínsere*-Reihe.

Indigestissimum in vobis hordeum . . . Polentam quoque Graeci non aliunde praeferunt. Plinius pilum hoc molis. Graeci perfusum aqua hordeum siccant nocte una ac postero die tritent, dein molis frangunt. Sunt qui vehementius tostum rursus exigua aqua adspargant et siccant prius quam molant. Alii vero virentibus spicis decussum hordeum recens purgant in adocampo in pila tundunt atque in corribus eluunt ac siccatum sole rursus tundunt et perruptione molunt.

Dann fährt er fort: *Italia sine perfusione tostum in subtilem farinam molit* . . In Italien wäre darnach das Anfeuchten der Gerste vor dem Dörren, Rösten, das in Griechenland üblich war, nicht im Gebrauche gewesen.

Über das Zerkleinern der Körner sagt Plinius folgendes¹: *Pistura non omnium facilis, quippe Etruria spicam ferris tosti pisente pilo praeferrato, fistula serrata et stella intus denticulata, ut, si intenti pisant, concidantur grana ferrumque frangatur.* Die in Etrurien zum Zerstoßen (*pistura*) verwendete Maschine hatte also drei wesentliche Teile: *pilum praeferratum*, einen mit Eisenschuh versehenen Stößel, *fistula serrata*, eine gesägte, das heißt wohl geriefte Röhre und *stella intus denticulata*, einen inwendig gezähnten Stern(?). Wie man sich den Apparat vorzustellen hat, ist nicht klar, er hat sich auch, wie Plinius selbst andeutet, nicht bewährt und dürfte deshalb verschwunden sein. Mir ist keine Maschine untergekommen, auf welche die Beschreibung passen würde, nur die Zähne, aber an dem Stößel selbst angebracht, am Eisenschuh, findet man auf der alten Anke in Abb. 22 wieder.

Maior pars Italiae nudo utitur pilo, berichtet Plinius weiter, *rotis etiam quas aqua verset obiter et molat.* Der größere Teil Italiens benütze den einfachen (nicht eisenbeschlagenen) Stößel, wohl auch die Wassermühlen.

De ipsa ratione pisendi Magonis proponemus sententiam: triticum ante perfundi aqua multa iubet, postea evalli, dein sole siccatum pila repeti, simili modo hordeum. Den Weizen möge man reichlich mit Wasser netzen, dann enthülsen, an der Sonne trocknen und mit dem Stößel bearbeiten; ebenso die Gerste.

Über das zeitliche Verhältnis vom Zerstoßen zum Mahlen haben wir ein beachtenswertes Zeugnis²: *Quia apud maiores nostros molarum usus non erat, frumenta torrebant et ea in pilas missa pinsebant, et hoc erat genus molendi unde et pinsitores dicti sunt, qui nunc pistores vocantur.* Auf Grund dieser Nachricht könnte man glauben, daß die Römer die Kenntnis der Mühle einem höher kultivierten Volke verdanken, wogegen aber spricht, daß *molere*, *mola* echt lateinische Wörter sind. Ebenso lateinisch sind die Wörter für die Technik des Zerstoßens. Der Name des Mörsers war *mortarium*, gewiß ein altes Wort, das im Lateinischen in sehr früher Zeit gebildet worden sein muß, da nur *moretum* dem Sinne nach nahesteht, *marceo* und *morior* aber weit abliegen. Die Keule heißt *pilum* (*pistillum*), eine klare Bildung zu *pinsere* und aus **pinslom* entstanden. *Pilum* «Stößel» neben *pila* «Mörser» hat Parallelen bei später zu erwähnenden Doubletten.

Das romanische Wort *mortarium* ist im Sinne von Mörser bei wenigen Nordgermanen aufgenommen worden.³ Die anderen haben Bildungen von einer W. *murs*: ahd. *morsari*, mhd. *zermürsen*, wozu *morsch* gehört, woraus klar wird, daß der Mörser den Germanen nicht erst von den Römern übermittelt werden mußte. Lat. *mortarium* und ahd. *morsari* sind aber beide von derselben W. *mer* gebildet, also insofern urverwandt. Was zur Auf-

¹ Plinius, XVIII, 97. — ² Serv. ad Aen. I, 179.

³ Ndl. *mortier*, ags. *mortīre* Kluge, Pauls. Grdr. I², 341), engl. *mortar*. M. Heyne DHA. 1, 89.

nahme des Fremdworts bei einigen germanischen Stämmen Veranlassung gab, ist unbekannt.

Abbildung 3 bringt die Darstellung eines modernen deutschen Holzmörser aus einem Bauernhause in Eibiswald, Steiermark. Er ist sehr sorgfältig gearbeitet und dient zum Zerstoßen von Gewürzen; er ist nicht groß, aber von typischer Gestalt.

Wie Holzmörser in alter Zeit hergestellt wurden, kann man heute noch in Ungarn lernen.¹ Die Höhlung wird mit Glut, Zündschwamm, heißen Steinen, bei großen Mörsern mittelst glühend gemachter Kugeln hergestellt und dann mit Messern ausgekratzt und weiterhin geglättet. «Das Ausbrennen dieser Holzmörser ist ein überaus schwieriges Verfahren und dauert wohl auch an die 3 Monate, weshalb derselbe

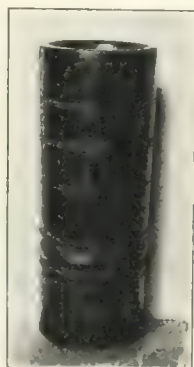


Abbildung 3.
Ein hölzerner steirischer Mörser.



Abbildung 4.
Ein ungarischer Holzmörser samt Stößel.

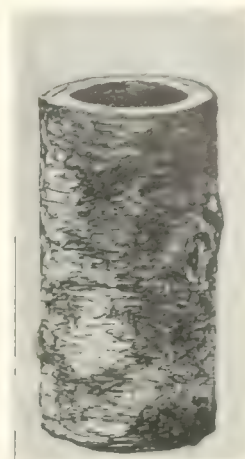


Abbildung 5.
Ein finnischer Holzmörser.

zumeist in der Winterzeit verrichtet wird.» Die Abb. 4 stellt einen primitiven Mörser dar, eine Urform des Geräts, bei der die Gestalt des Baumstücks noch beibehalten ist.



Abbildungen 6-8. Finnische Holzmörser. Zum Stoßen dient ein Stein oder Holzstößel.

Auch die Form der Keule ist lehrreich. Wir sehen sie sich dort, wo sie mit der Hand angefaßt wird, verjüngen und begreifen nun die starke Verengung in der Mitte der ägyptischen und griechischen Keulen, die ebenfalls den Zweck hat, ein volles Umfassen, ohne das ein kräftiger Stoß nicht geführt werden kann, zu ermöglichen.

Wegen ihrer Form bringen wir auch die Abbildungen einiger hölzerner Mörser aus Finnland.

Die Abb. 5 zeigt die einfachste zylindrische Urform.² Die

¹ Ungar. ethnogr. Anzeiger, II. u. III. Jahrgang (1907), S. 36 f. — ² G. Retzius, Finland, übers. von Dr. C. Appel, Berlin 1885, S. 82, Fig. 60. Dieser zylindrische Klotz von Buxbaum hat eine kreisförmige Vertiefung, die zum Mahlen von Salz und Tabak.

unter Abb. 6—8 vereinigten Typen zeigen eine weitere Entwicklung der Mörser. Das Holz ist entrindet und wir erkennen zwei Teile, einen oberen, der die Höhlung in sich hat, und einen unteren, den kräftigen Fuß, der die nötige Standfestigkeit gewährleisten muß.¹

Daß die Abb. 3—8 Urformen von Mörsern darstellen, ist gewiß. Eine ähnliche Form wie Abb. 8 werden wir später bei den Kaschuben wiederfinden, und zwar in der Verwendung als Graupenmühle (Abb. 18).



Abbildung 9. Ein Stamperl.

Eine ähnliche Form findet sich auch — worauf ich im Vorbeigehen aufmerksam machen möchte — bei gewissen Gläsern, die einen dicken Boden haben, gewöhnlich beim Schnapstrinken verwendet werden und *Stamperl* genannt werden, vergl. Abb. 9. Als Grundwort dieses Deminutivums gilt *Stamper*², das als «kelchartiges Trinkglas» erklärt wird. Im DWB. ist auch das Femininum *Stampe* belegt: «in Schlesien kleines Trinkglas mit dickem Fuß, der kräftiges Aufstampfen verträgt». Mit dieser Erklärung kann ich mich nicht befremden. Der Brauch mit einem solchen Glase, nachdem man es geleert, heftig auf den Tisch zu schlagen, so daß eine Kerbe entsteht — je tiefer, desto besser —, ist allerdings vorhanden und

mir speziell aus Südsteiermark berichtet worden, aber der Zusammenhang scheint mir ein ganz anderer zu sein. Das *Stamperl* hat alle die Formen eines kleinen Mörser, und ein altdeutsches **stampa* muß diese Bedeutung gehabt haben, weil das aus dem Deutschen entlehnte aksl. *stapa* «Mörser» heißt. Dieses **stampa* lebt im schlesischen *Stampe* «kleines Trinkglas» fort. Auch das Maskulinum *stampf* hat übrigens gelegentlich den Sinn «Mörser».³ Von dem Femininum *stampe* ist nun das Verkleinerungswort *stamperl* abgeleitet, was also ursprünglich «kleiner Mörser» bedeutete. Erst daraus scheint mir *stamper* im Sinne von «Trinkglas» (und zwar größeren Formats, aber von der Gestalt des *stamperls*) abgeleitet zu sein. Der dicke Boden spricht auch für die Priorität des Stamperls, denn nur bei einem kleinen Glas hat er seinen guten Grund — Verleihung einer gewissen Standfestigkeit. Den Brauch, mit einem solchen Glase zu «stampfen», auf den Tisch zu stoßen oder einzuhauen, wird mir verständlich, wenn ich mir ihn als Folge des Namens denke, während der Brauch als das prius mir vollkommen unerklärlich erscheint.

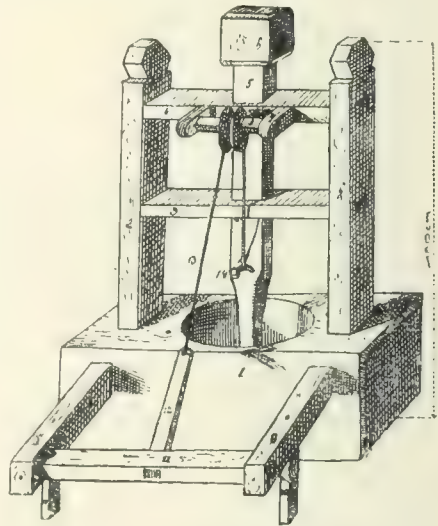


Abbildung 10. Die Huzulische Stupa.

Die Stampfe.

Heute versteht man unter Stampfe eine maschinell zu hebende und wieder fallen zu lassende Keule oder die Vereinigung von deren mehreren. In dieser Definition liegt

¹ G. Retzius, ebenda S. 81, Fig. 57—59. Der Mörser links dient zum Salzerstoßen. Der Stößel ist ein ovaler, glatter Kieselstein. In der Mitte ein Kaffeemörser, rechts ein Mörser, der verschiedentlich verwendet wird. — ² Unger-Khull, Steirischer Wortschatz sv. — DWB. X. 2. Sp. 675.

³ J. G. Krünitz, Encyklopädie, 169. Teil, S. 520.

schon die Erklärung der Entstehung der Stampfen. Eine ganz einfache derartige Vorrichtung ist die *stupa* der Huzulen, vergl. Abb. 10.¹ Man sieht, daß eine Keule durch Treten eines Brettchens, von dem eine Schnur ausgeht, die über eine Rolle geleitet und unten an der Keule befestigt ist, gehoben werden kann.

Beim Anblicke dieser huzulischen *stupa* fällt jedermann gewiß sofort ein anderes uraltes Instrument ein, das beim Einrammen von Pflöcken heute noch in Verwendung ist. Hier wie dort wird ein Block oder Pflock an einem Seile in die Höhe gezogen und fallen gelassen.



Abbildung 11.
Eine Wotjakische Stampfe.

Eine andere Vorrichtung sehen wir bei den Wotjaken, vergl. Abb. 11.² Wie mir J. J. Mikkola mitteilt, heißt der Mörser wotjakisch *gjr* (finnisch *hulmarri*), der Stempel *serekei* (finnisch *petkele*). Die Konstruktion, die an einen Ziehbrunnen etwa der unga-



Abbildung 12. Eine Kohlenstampfe des
16. Jahrhunderts.

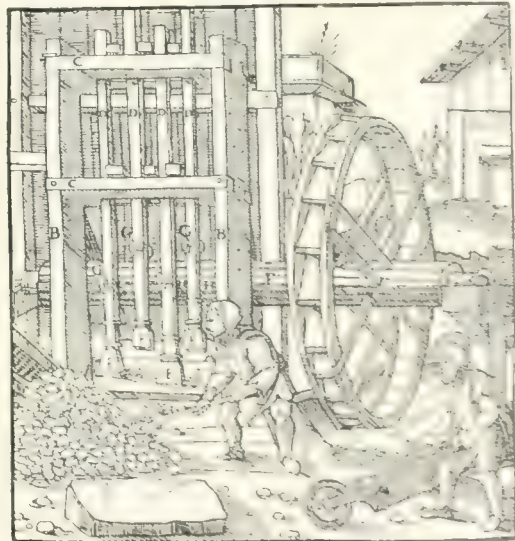


Abbildung 13. Stampfe zum Erzpochen.
16. Jahrhundert.

rischen Tiefebene erinnert, erklärt sich von selbst. Ganz ähnliche Ziehbrunnen waren im alten Ägypten bekannt und finden sich auch heute noch daselbst.³

Eine ähnliche Maschine aus dem Aargau wird so beschrieben⁴: «ein großer Balken

¹ Szuchiewicz, Huculszczyzna, Lemberg 1902, S. 190.

² Ich verdanke die Zeichnung Herrn Dr. U. V. Sirelius, Dozent an der Universität Helsingfors. Man beachte, daß der beschwerte Endbalken nicht fertiggezeichnet ist.

³ J. G. Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians II, S. 4, Nr. 74, 76; *Ägypten* von S. v. — E. W. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter. Uebersetzt von Zussner, Teil II.

⁴ DWB. s. v. Stampfe nach Hunziker

als Stößel hängt an einem zweiten als Feder dienenden, wagrecht unter dem Dache des Bauwerks befestigten Balken und wird mit der Hand in Bewegung gesetzt». Hier zieht also die federnde Kraft des horizontalen Balkens die Keule in die Höhe. Ein Bild dieser Maschine steht mir nicht zur Verfügung, doch ist es leicht, sich von ihr eine ungefähre Vorstellung zu machen.

Diese Art Stampfen sind so primitiv, daß wir ihnen ein hohes Alter zutrauen dürfen und bei fortgesetzter Aufmerksamkeit werden sich wohl die Beweise dafür finden.

Eine Fortentwicklung der Stampfe bestand darin, daß man mehrere Keulen nebeneinander anordnete und sie durch eine Daumenwelle in Bewegung setzte. Die Welle selbst kann durch ein Rad mit Menschenkraft bewegt werden. Solche Maschinen bestehen noch heute.

Die weitere Entwicklung wurde durch die Verwendung von Wasserkraft hervorgerufen. Wann diese zuerst herangezogen wurde, kann man nicht sagen, jedenfalls wird die Zeit der Wasserstampfe nicht viel verschieden sein von der Zeit der Wassermühle.



Abbildung 14. Trockenpochwerk. 19. Jahrhundert.

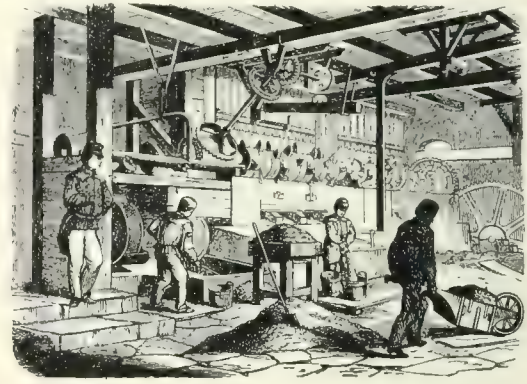


Abbildung 15. Naßpochwerk. 19. Jahrhundert.

Das Prinzip der Wasserstampfe ist das bereits angedeutete. Ein Wasserrad dreht eine Welle und diese Welle hat kurze Dornen, «Daumen», welche eine Anzahl von Keulen, «Stößel», «Stämpfel», «Schießer» heben und niederfallen lassen.

Solche Stampfen haben eine weite Verbreitung erlangt. In ihnen hatte man ein Mittel gefunden, die Wasserkräfte all das verkleinern oder zerschlagen zu lassen, was man bis dahin mit einer Keule oder einem Hammer bearbeiten mußte. Die folgenden Abbildungen zeigen einige Arten der Verwendung solcher Stampfen.

Die Abb. 12¹ gibt eine Kohlenstampfe wieder. Ein Arbeiter schaufelt Kohlen (A) unter die «Stämpfel» (C). Diese werden von den Daumen der rückwärts befindlichen Welle gehoben und wieder fallen gelassen. Man beachte die Form der eisernen Köpfe der Stempel. Die Art des Betriebs dieser Maschine (Wasser- oder Menschenkraft) ist auf diesem Bilde nicht ersichtlich gemacht.

Die Abb. 13² stellt dar, wie das Erz gepocht wird. B sind «die Säulen» C Querhölzer, D die Pochstempel, E ihre Köpfe, F ist die Welle, G sind «die Däumlinge» der Stempel, H «die Däumlinge» der Welle.

Die Abb. 14 und 15 sind modernere Pochwerke.³ Bevor die Erze in den Schmelz-

¹ Aus G. Agricola, Vom Bergkwerck, verteütscht durch Philippum Bechium. Basel 1557, S. CCCXIII.

² Agricola, S. CCXXVI. — ³ Buch der Erfindungen 1866, IV, S. 52.

ofen kommen, müssen sie in manchen Fällen mehlartig zerkleinert werden. «Dies geschieht in Pochwerken, welche, einer Öl- oder Walkmühle ähnlich (!), meist durch ein Wasserrad getrieben werden. Eine mit Hebadaumen besetzte Welle hebt die etwa zentnerschweren, mit Eisen beschuhten Stampfen und läßt sie auf eiserne Platten, welche den Boden eines Trogs bilden, der die Erze enthält, niederfallen. Durch Sieben wird das gewonnene Pochmehl von den noch groben Teilen abgesondert, letztere weiter bearbeitet und schließlich alles zur Hütte geschafft. Dies sind die Trockenpochwerke, so genannt zum Unterschiede von den gleich zu erwähnenden nassen Pochwerken, die zur Aufbereitung armer Erze dienen. In den Fällen nämlich, wo die Erzteilchen mit der Gangart inniger gemischt, oft nur punktweise eingesprengt sind, wird die Handscheidung untunlich, und es tritt an ihre Stelle die nasse oder künstliche Aufbereitung.» Das ist nun das Schlämmen, welches uns hier nicht weiter berührt. Bei Fig. 15 fallen besonders die Daumen der Welle ins Auge und machen diesen Punkt der Konstruktion klar, wenn die bisher gegebenen Bilder noch jemand im Zweifel gelassen haben sollten.

Abbildung 16 stellt eine primitive Lohstampfe aus Steiermark dar.

Über das Vorkommen des Wortes *Stampfe* und seiner Verwandten bei den technischen Betrieben vergleiche man Krünitz.¹ Die Wörter bedeuten nicht immer dasselbe. Was *Stämpel*, *Stampfel*, *Stamper*, *Stampfer*, *Stampf* heißt, wird auch *Stampfe* genannt. Die *Krautstampfe* ist ein s-förmiges Eisen an einem Stiele, mit dem das Viehfutter (Kraut, Kartoffel) stampfend zerschnitten wird. Auch die *Stämpel* oder *Stöcke* in den Loh-, Walk-, Papier- und Ölmühlen heißen «*Stampfen*». «In den Mühlen sind es 12—14 Fuß lange und 5 oder 6 Zoll breite Hölzer von hartem Holze, unten mit einem eisernen Schuhe beschlagen, fr. *pilons de moulin*.» «Auch die Form, worin etwas gestampft wird, heißt zuweilen die *Stampfe*», also der Mörser oder mörserartige Teil, wovon schon oben die Rede war.

Stampfen heißen aber auch die schweren Hämmer in den Papiermühlen, womit das Papier geschlagen wird. Diese Übertragung des Wortes *Stampfe* auf den Hammer wird uns noch später entgegentreten. Auch in den Pulvermühlen wird ein starker hölzerner Hammer *Stampfe* genannt.

Gewöhnlich heißt der tätige Teil der Maschine *Stämpel*, *Stampfel* usw., wie angegeben. Sie leisten im Zerstampfen, Zerstoßen, Zerschlagen, Zerdrücken besseres als alle Hämmer, meint Krünitz², weil sie schwer sind und mit vollem Gewicht auffallen. Krünitz beschreibt die Hand- und Maschinenstampfen an der in der Anmerkung angegebener Stelle und erläutert ihre speziellen Einrichtungen für die einzelnen besonderen Aufgaben und Betriebe, was uns hier nicht näher interessiert.

Auch die Bedeutungsentwicklung des Wortes *Stämpel* bis zu dem, was wir heute gewöhnlich unter *Stempel* verstehen, bedarf keines weiteren Wortes, denn sie ist ohne



Abbildung 16. Eine heutige einfache Lohstampfe.

¹ J. G. Krünitz, Encyclopädie, 169. Teil (1788), S. 382 ff. 320 ff.

² Krünitz, a. a. O., S. 324 ff.

weitzes klar; zuerst werden gewisse Zeichen mittelst eines *Stämpels* eingedrückt, dann heißen diese selbst so und schließlich wird ein Papier mit gewissen Zeichen, das erst aufgeklebt wird, so benannt.

Der Stämpel heißt in der Steiermark auch *Schießer*. Bei Unger-Khull¹ liest man s. v.: «Balken bei einem Stampfwerke, der durch eine mit Zapfen versehene Walze (Grindel) emporgehoben werden kann». Der Balken, in dem die mörserähnlichen Vertiefungen angebracht sind (in welche die Schießer stoßen), heißt bei uns *änkenblock*.² Die Welle wird auch *Walze* genannt.



Abbildung 17. Koreanerin beim Reisstampfen.

Über die Verwendung der Stampfe zur Erzeugung von Grütze möge man besonders Rühlmann einsehen.³ Unter Grütze versteht man mehr oder weniger grob geschrotete Körner von Gerste, Hafer, Buchweizen, Hirse. Man kann die Körner zwar auch in der gewöhnlichen Mühle enthülsen und schroten, bedient sich aber doch auch

oft dazu der Stampfe. Rühlmann benennt die einzelnen Teile: *Stempel* oder *Stampfen*, an denen die *Heblatten* oder *Zungen* angebracht sind; *Welle*; *Daumen*. Den Eichenholzblock, in dessen Höhlung der Stämpel hineinschlägt, nennt er *Stampf* oder *Grubenstock*.

Das Ergebnis dieser kurzen Betrachtung wird wohl sein, daß die Stampfe in ihrer einfachsten Gestalt uralt ist und ich möchte glauben, daß man den Urindogermanen ihre Kenntnis wohl zutrauen darf. Wie anders stünde das Leben vergangener Zeiten vor uns da, wenn das wichtigste Kulturmaterial des Menschen, das Holz, nicht so vergänglich wäre!

Der Hammer.

Ich stelle die *schlagenden* Werkzeuge zu den *stoßenden*, trotzdem die Sprache einen Unterschied macht, weil sie gleiches bewirken.

a. Der Handhammer.

In Korea wird der Reis mittelst eines Hammers gestampft, wie Abb. 17⁴ zeigt. Der Hammer hat eine breite Schlagfläche. Der Mörser ist breit und niedrig, was schon deshalb so sein muß, weil der Hammer nicht so tief wie ein Stämpel in eine Höhlung hineinschlagen kann. Jedenfalls ist ein besonderer Schlag notwendig, wenn nicht ein Teil der zu stoßenden Körner aus dem pfannenartigen Mörser herausspringen soll.



Abbildung 18. Kaschubische Graupenmühle.

¹ Unger, Steirischer Wortschatz, herausgegeben von F. Khull, S. 538.

² Mitteilung aus Pettau von stud. phil. Fr. Pogatscher. — Wegen *block* neben *block*: Noreen, Lautlehre, S. 156. — ³ M. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, 2. Bd., S. 208.

⁴ Aus Rud. Zarnel, Meine Hochzeitsreise durch Korea. Altenburg, Stephan Geibel, 1906.

Eine ähnliche Maschine kommt heute noch bei den Kaschuben vor, Abb. 18.¹ Der Hammer ist breit, doppelseitig zu brauchen, der Mörser seicht.

Dieselbe Vorrichtung findet sich aber auch in der Steiermark. Die Abb. 19² zeigt einen primitiven Mörser und verschiedene Formen des Stößels: Die einfache Keule, die Keule mit einer Handhabe, den Hammer. Die Objekte wurden in Buchegg bei Arnfels aufgenommen. Das Stoß- oder Schlagwerkzeug heißt *steassl*, der Mörser *änkn*. Hirse (*hirsch*), verschiedene Getreide, Fenchel, werden mit diesen Apparaten *agnaint*, enthülst und geschrotet. *Ankn* hat hier eine unursprüngliche Bedeutung wie in *änknbloch*.

b. Der Fußhammer.

Der Handhammer wurde durch einen größeren ersetzt, der mit Zuhilfenahme des Körpergewichts durch Treten in Bewegung gesetzt wird und den ich deshalb Fußhammer nenne. Sein uralter, bei uns noch gebräuchlicher Name ist *Anke*, dial. *änkhn*.



Abbildung 20. Stampfen des Feldspats für die Porzellanfabrikation in China.

Schon L. Lindet³ hat in den ethnographischen Sammlungen des Trocadéro gesehen, daß man in China, Korea, Indien, Cambodja zum Enthülsen des Reises einen Mörser verwendet, «un mortier creusé dans un tronc d'arbre, dans lequel, actionné par un grand levier, se meut un pilon de bois».

Ganz trefflich wird die Anke durch eine chinesische Darstellung illustriert, die ich in Abb. 20 wiedergebe.⁴ Die dargestellte Anke dient in diesem Falle zum Stampfen des Feldspats bei der Porzellanbereitung. Andere Anken aus China und Indien habe ich bei einer früheren Gelegenheit abgebildet.⁵ Man bemerke, daß die Maschinen in China und Indien identisch sind. Beide stimmen auch darin überein, daß der stampfende Mann vor sich einen Holzgalgen hat, an dem er sich anhält, weil er durch das Treten leicht aus der Gleichgewichtsstellung kommen kann. Vergl. auch das Bild aus Japan (Abb. 21), dessen Instrument Ähnlichkeit mit dem huzulischen (Abb. 23) hat.

Man hat die Anke schon bei Hesiod finden wollen:

ἄλμον μὲν τριπόδην τάμειν, ὕπερον δὲ τριπέγχιον.

¹ Ernst Seefried, In der Kaschubei, Über Land und Meer, 1907, N. 41, S. 1007. — ² Seefried, Studien und Mitteilungen von Professor Fr. Ferk., — ³ Rev. arch. XXXV (1899), S. 423. — ⁴ Handbuch der Ethnologie, IV, 1866, S. 281, Abb. 114. — ⁵ Indogerm. Forschungen, XXI (1907), S. 283, Taf. 31, II, 316.

ἀξίονα δ' ἑπταπόδην· μάλα γάρ νό τοι ἄρμενον οὔτω.

εἰ δέ κεν ὀκταπόδην, ἀπὸ καὶ σφύραν καὶ τάμοιο. Hesiod 423—425.

«Creuse un trou de trois pieds; il sera ton mortier; que le pilon ait trois coudées;

qu' une planche de sept pieds servant de levier s'y emboîte.»

Diese Erklärung

L. Lindets¹ hat bei André Baudrillart² Zustimmung gefunden.

Lindet berief sich auf eine Anke, die er bei G. A. Böckler³ fand.

Ich reproduziere sie hier in Abb. 22, weil Lindets Wiedergabe nicht gut ist.

Nach Lindet und Baudrillart wäre ὄλμος der

Mörser, ὕπερος die



Abbildung 21. Ostasiatische Anke zum Schroten.
(Aus Reclams Universum XXIV. 1166.)

Keule, ἄξων der horizontale Teil des Hammers. Das wäre schon denkbar, aber mir wollen die Maße zu einer Anke nicht stimmen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Hesiod eine Stampfe meint, deren Keule drei Ellen lang und an einem sieben Fuß langen federnden, horizontalen Balken (ἄξων) aufgehängt war.

Schwierig ist auch die letzte Zeile: Sagt Hesiod, wenn du einen zu langen Balken (von 8 Fuß) hast, so schneide einen Fuß davon ab, wodurch du auch eine σφύρα, einen Handhammer, einen Schlägel⁴, erhältst? Also einen Handhammer zum Fußhammer (oder der Stampfe)?

Die Abb. 23 stellt eine huzulische Anke, dort *nožina stupa* genannt, vor.⁵ Die Zeichnung ist nicht befriedigend. Auffallend ist der Galgen, an dem sich der Stampfende ebenso wie in China und Indien festhält.

Abbildung 24 vergegenwärtigt eine Anke aus Ungarn «und heißt bei den Wenden des an den Gocsej anreihenden (sic!) Gebietes *Stopa*».⁶ Die Verantwortung



Abbildung 22. Mühle des 17./18. Jahrhunderts. Vorn eine Anke.

¹ Rev. arch., a. a. O. — ² Daremberg-Saglio, Dictionnaire, s. v. mortarium. — ³ G. A. Böckler, *Theatrum machinarum novum*, Nürnberg 1703, Taf. 10. — ⁴ Das Wort bedeutet auch einen Schmiedehammer, Od. 3, 434, den man sich wohl aus Eisen hergestellt denken muß. O. Schrader, *Sprachvergleichung und Urgeschichte*, ³ II, S. 16. Ich möchte aber darauf aufmerksam machen, daß Holzhämmer auch beim Schmieden verwendet werden; ich habe zu meinem Erstaunen in *Vareš* (Bosnien) gesehen, daß die eisernen Brotbackdeckel mit hölzernen Schlägeln geformt wurden. — ⁵ Szuchiewicz, *Huculsczyzna*, S. 190, Abb. 104.

⁶ Ungar. ethnogr. Anzeiger, II. u. III. Jahrgang (1907), S. 36 f.

für das Verhältnis der beiden Hebelarme dieser Anke muß ich dem Zeichner überlassen. Ich erlaube mir daran zu zweifeln, daß der kürzere Hebelarm wirklich gar so kurz ist. Diese *stopa* dient hauptsächlich zum Zerstoßen von Buchweizen, «dem wichtigsten Nahrungsmittel der Wenden», d. h. der Slowenen. Der Mann, welcher die *stopa* bedient, hält sich an einem Stock an, der in der Hauswand in entsprechender Höhe befestigt ist. Überall, auch bei den Deutschen, steht die Anke neben einer Wand des Hauses, natürlich außerhalb desselben, und überall fand ich wie die anderen diesen Stock, der das freie Gerüst der indischen, chinesischen und huzulischen Maschine vertritt. Daß die ungarische Paprikastampfe ebenfalls eine Anke ist, habe ich an einem anderen Orte schon erwähnt.¹ Im ethnographischen Museum in Budapest dürfte eine solche — die ich vor 2 Jahren zerlegt sah — unterdessen aufgestellt worden sein.

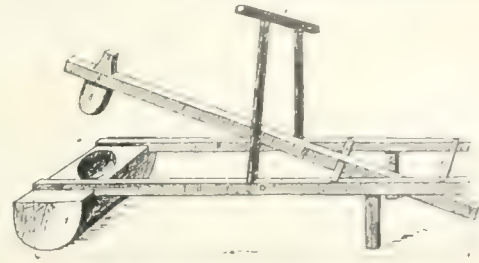


Abbildung 23. Eine huzulische Anke.



Abbildung 24. Anke bei den ungarischen Slowenen.

Auch das Museum in Salzburg enthält eine Anke, wie mir Professor R. Hoernes mitgeteilt hat.

Die schematische Zeichnung Abb. 25 bringe ich wegen der genauen Maße. Sie stellt eine Anke aus Eibiswald (Steiermark) dar. Die Doppelheit der Löcher erklärt sich daraus, daß das eine Mörserloch durch vieles *neinen* (wir kommen auf das Wort zurück)

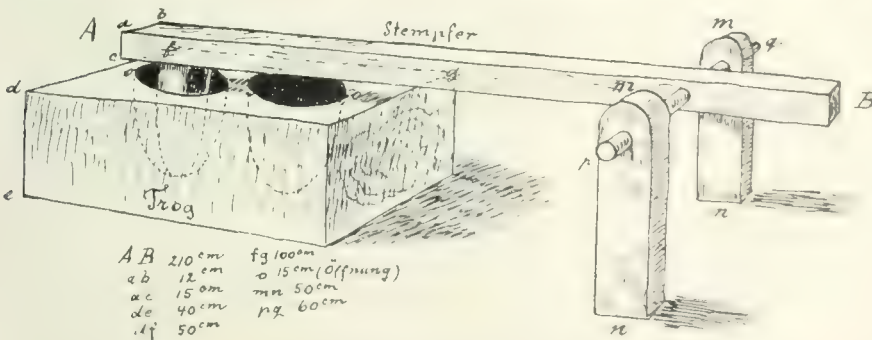


Abbildung 25. Steirische Anke.

ausgeneint, d. h. unbrauchbar gemacht wurde. Weil die Möglichkeit vorhanden war, wurde ein zweites Loch gebohrt.²

Abbildung 26 ist eine Skizze einer Anke aus Schwanberg

(Steiermark).³ Die Keule mit Eisenbeschlag ist interessant. Sie ist, soweit meine Kenntnis reicht, von untypischer Form.

Abb. 27 ist etwas verzeichnet. Der linke Arm dürfte etwas länger sein, denn sonst würde er beim Herunterfallen gar keine Kraft entwickeln. Dargestellt ist eine Hebestampfe vom Radelbergpaß zwischen Eibiswald und Mahrenberg. Die Anke steht nicht längs der Hauswand, sondern senkrecht auf diese, was eine kompliziertere Anlage des

¹ Indogerm. Forschungen, XXI (1907), S. 284. — ² Mitteilungen des Herrn Doktors W. FRIEDL über Eibiswald. — ³ Mir freundlichst von Professor Fr. Frank zur Verfügung gestellt.

Stocks zum Anhalten bedingt. Auch die Art, wie der Knopf (der hier statt einer Keule erscheint) mittelst eines Eisenbands befestigt ist, ist untypisch.

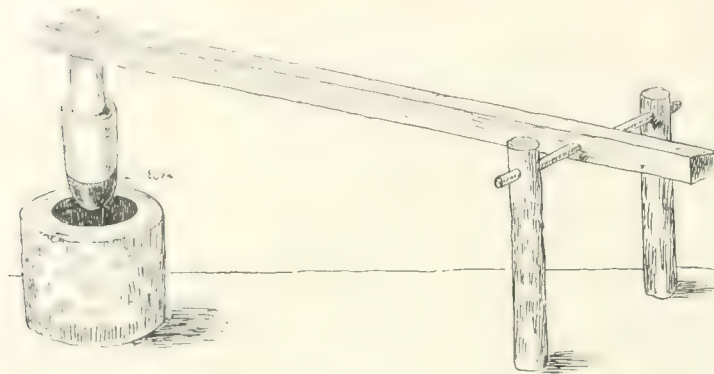


Abbildung 26. Steirische Anke.



Abbildung 27. Steirische Hirsestampfe.

Vertiefungen, die der Goldschmied zur Anfertigung von hohlen Kugeln braucht (Dresden)».²

Hier liegt eine Übertragung vor. Die ursprüngliche Bedeutung ist «einfache tretbare Stämpfe in Bauernhöfen, wo man Hirse und Heiden stämpft».³

Die weitere Entwicklung des Fußhammers, der Anke, bestand in der Verwendung der Wasserkraft. Das Prinzip dieser Maschinen ist dasselbe wie bei den Wasserstampfen. Ein Wasserrad dreht eine Welle und diese erfaßt mittelst eines Daumens den kürzeren Hebelarm der Anke und drückt ihn nieder, wodurch der vordere gehoben wird. Gerät der

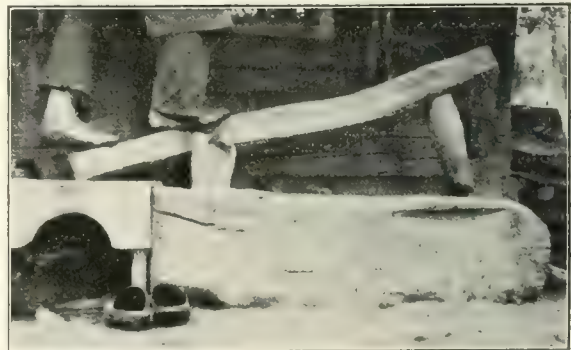


Abbildung 28. Kleine steirische Anke zum Schroten und Öipressen.

¹ Sanders, DWB., S. 35. — ² K. Müller-Fraueim, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten, s. v.

³ Unger-Khull, s. v. Hier wird als weitere Bedeutung angegeben «Stämpfe überhaupt (auch für Schießpulver)», womit wohl eine stehende Stämpfe gemeint ist. — Bei Schmeller-Frommann I, Sp. 111, wird gesagt, daß in der Schweiz *anken* «pumpen» bedeutet. Dann stammt der Ausdruck vielleicht von stampfenähnlichen Pumpen. Vergl. Böckler, Theatrum mach., Platte 95.

Die Abbildung 28 hat Dr. v. Geramb aufgenommen. Die Anke steht ebenfalls in Eibiswald längs eines Hauses. Das Bild deutet die Fußhaltung des Stampfenden, wie sie mir demonstriert wurde, an. Bei so kleinen Maschinen mag diese Haltung möglich sein, bei größeren ist sie nicht gut denkbar und gewiß nicht gebräuchlich. Bei der Bäuerin dieses Hauses

konstatierte ich mit Sicherheit das Partizipium *gnoant* «geneint», was also ein Verbum *neinen* voraussetzt.

Zu dem Namen *Anke* ist noch folgendes zu sagen. Gewöhnlich heißt die ganze Maschine so. Gelegentlich aber hört man, daß *Anke* eigentlich der Mörser sei, und so heißt auch der Holzblock *anknbloch*. *Anke* heißt deshalb auch die Hohlform der Knopfmacher¹ und *Anke* heißt auch «eine dicke eiserne Platte mit verschiedenen halbrunden

Daumen der Welle bei der weiteren Drehung unter den kürzeren Hebelarm, so schnell dieser empor, der längere senkt sich und die Keule fällt mit Wucht nach abwärts. Natürlich kann dieselbe Welle — ähnlich wie wir es bei der Stampfe gesehen haben — auch mehrere Hämmer nebeneinander in Tätigkeit setzen.

Diese Art Hämmer heißen Schwanzhämmer. Ist die Maschine so angeordnet, daß die Welle den Hammer vorne bei Kopfe packt, hebt und fallen läßt, so spricht man von einem Stirnhammer.

Die Anke ist also ein mit dem Fuß betriebener Schwanzhammer. Mit Wasser betrieben werden die schweren Hämmer, die eine weit größere Gewalt ausüben, als man zu wirtschaftlichen Zwecken, zum Enthülsen und Schrotten, benötigt.

Ein Schwanzhammer ist der typische Eisenhammer. Ich habe schon früher einige Bilder von ihm aus älterer und neuerer Zeit gebracht.¹

Die Abb. 29 stellt eine Schmiede mit einem wassergetriebenen Hammer dar, dessen Kopf (D) sichtbar wird.² Dieser Hammer ist aber kein Schwanzhammer, denn die Daumen der dicken Welle fassen ihn vorne und heben ihn. Auch diese Konstruktion hat ihre Geschichte, denn nach 200 Jahren finde ich wieder einen solchen Seitenhammer dargestellt³, aus dessen Erklärung ersichtlich ist, daß wirklich

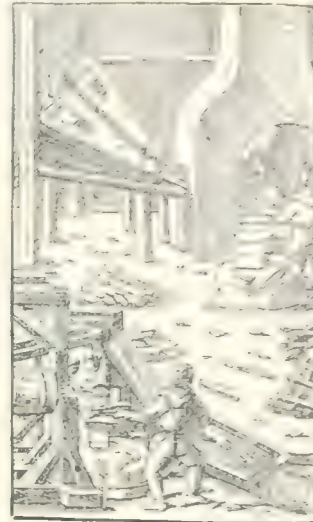


Abbildung 29. Schmiede mit Eisenhammer. 16. Jahrhundert.

gelegentlich die Welle parallel zum Hammer gestellt war und mit ihren weit vorstehenden Daumen ihn hob (Abb. 30). Ungläubig bin ich bloß gegen die Anzahl von sechs Daumen bei Agricola. Der Hammer von de Felice hat deren bloß vier. L. Beck, Geschichte des Eisens II, S. 479-481 nennt diese Maschinen <Aufwerfhämmer>. Ich will im Vorbeigehen darauf aufmerksam machen, daß die Anbosse unserer heute



Abbildung 30. Französischer Eisenhammer. 18. Jahrhundert.

¹ Indogerm. Forschungen, XXI (1907), S. 281 ff. — Vgl. auch Agricola, *De re metallica*, 1556, deutsch durch Philippum Bechtrum, Basel 1567, S. CCLIII.

² de Felice, *Encyclopédie ou dictionnaire universel*, Paris 1751, T. V, *Forges*, 1751, *Forges*, 4. Section, Tafel 6, Fig. 38 und Tafel 7, Fig. 43. Die Beschreibung findet sich S. 76 f.

noch bestehenden, vollstümlichen Eisenhammer genau so sind wie der von Agricola dargestellte: Der Eiserne Kopf des Hammers schlägt auf einen eisernen Amboß und dieser steckt in einem Baumstrunk, der von einem dicken eisernen Reif umklammert ist.¹ Beachte, daß die Blasebälge schon mit Wasserkraft — wie heute — betrieben werden.

Auch die Esse hat die Gestalt der heutigen.

Einen Schwanzhammer, der in den Papiermühlen in Verwendung steht, bildet Krünitz ab — aber sehr schlecht.² Auch in den Lodenstampfen sind Schwanzhämmer im Betriebe, wie noch sonst oft.

Die Abb. 31 stellt einen Eisenhammer aus Schwanberg (Steiermark) dar³, ebenso Abb. 32. Abb. 33 ist ein technisch vervollkommener Schwanzhammer.⁴

Wie wenig Aufmerksamkeit den besprochenen Sachen bis jetzt gewidmet wurde, möge

man daraus ersehen, daß M. Heyne wohl von den Mühlen, aber nichts von Stampfen

oder Anken zu berichten weiß.⁵ Nur in seinem nachgelassenen Werke über das altdeutsche Handwerk⁶ macht er die Bemerkung, daß das Wort *Mühle* für jede Maschine gebraucht wurde und daß man deshalb von Lohmühlen, Holzmühlen, Sägemühlen, Kalkmühlen

sprach. Dann fährt er fort: «älter mögen die Walkmühlen sein, die das nach römischer

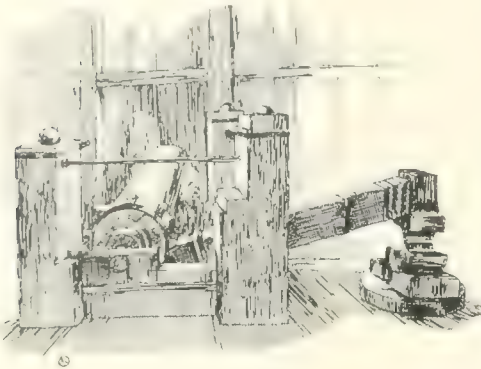


Abbildung 31. Steirischer Eisenhammer.

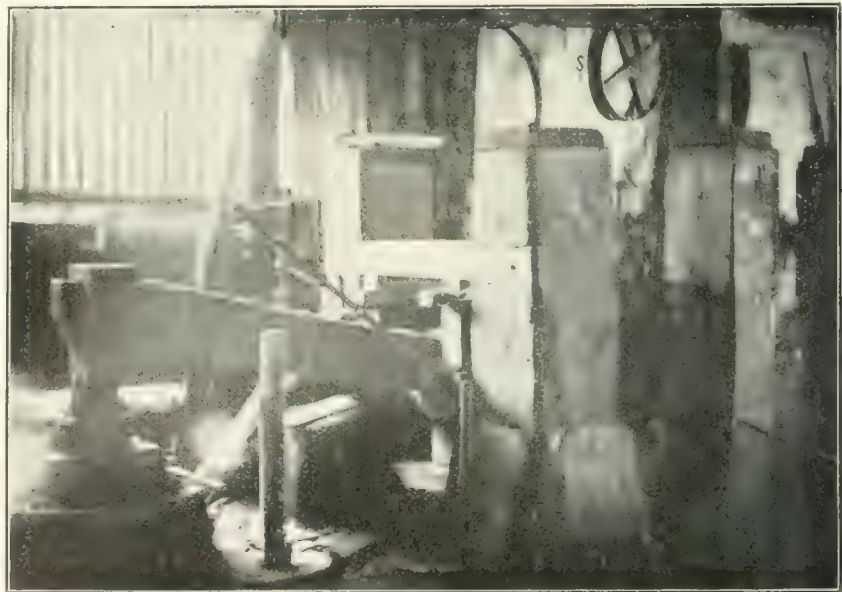


Abbildung 32. Steirischer Eisenhammer.

¹ Der estnische Held *Kalevipoeg* spaltet mit dem Schwerte den «schweren Amboß — Nebst dem dichtberingten Klotze, — Der ihn trug, bis in den Boden». Vergl. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, ³ II, S. 27, Anm. 2. — ² Krünitz, Encyclopädie, 21. Teil (1780), S. 337, dann Taf. 11, Fig. 1215.

³ Mit den Kugeln auf den Säulen hat es folgende Bewandnis. Sie werden in ziemlich rohem Zustande frei auf die Ständer gelegt. Durch die Erschütterung der Schläge werden sie immer ein Stückchen gedreht, wodurch sie allmählich ganz kugelig und glatt poliert werden. — ⁴ Buch der Erfindungen (1866), IV. Bd., S. 77, Abb. 30. — ⁵ Vergl. M. Heyne, Deutsche Hausaltertümer, 2. Bd., S. 257 ff., 1. Bd., S. 43 f.

⁶ Das altdeutsche Handwerk. Aus dem Nachlasse von M. Heyne (1908), S. 45 f.

Technik angewendete Treten der Stoffe mit den Füßen durch ein vom Wasser getriebenes Stampfwerk ersetzt haben». In der Anmerkung zu dieser Stelle bemerkt er, daß *stampfmül* 1343 belegt ist, und daß schon bei Seifr. Helbling im 13. Jahrhundert *stampfhart* ein grobes gewalktes Tuch bedeute.

Zum Sprachlichen. a. *Stampfe*.

Mit den beschriebenen Maschinen hängen drei Wortsippen zusammen: *Stampfe* (*stampfen*), *Anke* und ein Zeitwort, das in schriftdeutscher Gestalt *neuen* heißen müßte.

Über *Stampfe* und seine Verwandten ist nicht viel Neues mehr zu sagen.¹ Die Wortindividualitäten sind folgende:

Stampf Masc. bedeutet ursprünglich die Keule. Vergl. ahd. *stamfe farnuuuanaz pilo tusum* (Steinmeyer, ahd. Glossen I 287, 35). Sonst wird sowohl *pilum* wie *pila* durch *stampf* übersetzt. Vergl. *pilo stampf* (a. a. O. I 229, 2), *pilo stampf* (I 337, 23), *pilo stampf, stamp* (I 338, 19), *pilus stampf* (I 538, 36), *pilo stampf* (I 543, 50), *pilo stampfo* (? II 534, 33) — in *pila in stamfe* (I 542, 45), *pila stampf* (I 590, 3), *pila stampf* (I 605, 15), *pila stampf* (I 683, 23). Eine abschließende Antwort gibt die Glosse (III 306, 3): *pilum vel pila lignum in quo milium et frumentum exuitur stampf*.

Nach dem DWB. bedeutet *der Stampf* ein Gerät zum Bereiten des Schweinefutters, was wohl das s-förmige Eisen sein wird, von dem unter Stampf Fem. die Rede ist. Dann bedeutet das Wort «Keule und Mörser» und «Mörser» allein. Vergl. mnd. *stamp Alse it in einem stampe gestoten were* (quasi *pilo tusum*).² Im Dialekt der VII. und XIII. Comuni in den venetianischen Alpen bedeutet *stampf* m. «Mörser», *mortajo, pila*; dagegen *stemfel* «Stämpfel», *pestello*.³ In der Sprache der Technik ist *Stampf* ein vertieftes Werkzeug von Eisen, um Gegenstände aus Blei oder Blech darin zu bilden (DWB.).

Ob das steirische *stämpf* im Sinne von «Getreidemaß» (Unger-Khull), von der Mörserform, oder — wie das DWB. meint — davon seinen Namen hat, daß es die Menge des zugleich unter den Stampf gebrachten Getreides angibt, möchte ich nicht entscheiden. [Vergl. «aisl. *stampr* Kübel» (eigentlich ausgehöhlter Baumstumpf?) Torp a. a. O. 484.]

Stampfe Fem. Für die ursprünglichste Bedeutung halte ich «Mörser». Zwischen *der stampf* und *die stampf* ist ein ähnliches Verhältnis wie zwischen *pilum* «Stempel» und *pila* «Mörser». Ein starker Grund für die Richtigkeit dieser Annahme liegt in dem altsl. *stqpa* «Mörser», das einem ahd. **stampfa* entlehnt ist.

Aber wieder haben Verschiebungen stattgefunden. Auch *Stampfe* wurde auf die ganze Maschine übertragen, dann auf den «Stämpfel». So heißt ein s-förmiges Eisen an langem Stiele je nach der Verwendung *Krautstampfe, Erdäpfelstampfe*. In der vom

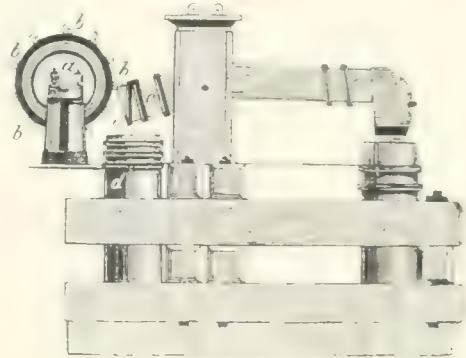


Abbildung 33. Konstruktion eines moderneren Eisenhammers.

¹ Vergl. DWB., s. v.; Falk-Torp, *Etym. Ordng.*, 1898, s. v. *Stampfen*, I. Frey, *Wörterbuch*, Wordenboek, s. v. *Stampen* usw. — Torp-Falk, *Etik III* *Kunst- und Gewerbelexikon*, 1900, s. v. *Stampfen*. — Unger-Khull, *Die Maße der Alpenländer*, 1898, s. v. *Stampfen*. — Unger-Khull, *Die Maße der Alpenländer*, 1898, s. v. *Stampfen*.

DWB an derselben Stelle in Tieck Don Quixote: *es waren sechs Stampfen einer Handmühle, die mit ihren abwechselnden Schlägen jenes Lärmen hervorbrachten*, ist klärlieh von den Stämpfeln die Rede. Ebenso heißt der Stößel der Aargauer Maschine, die wir schon oben besprochen haben (S. 9 f.), *Stampfe*.

Stampfen Ztw. Das ahd. *stamfōn* (nur einmal belegt) ist ein Denominativum von **stamfa*, **stampfa* und bedeutet «etwas in der Stampfe bearbeiten».

Stämpfel, *Stempel* bedeutet den aktiven Teil der Stampfe und scheint eine jüngere Bildung zu sein, die notwendig war, als *der stampf* durch Übertragungen unklar geworden war. Die Bildung schließt sich an die zahlreichen auf germ. -ila- an, die J. Grimm zusammengestellt hat¹, von denen ich nur auf die verbreitetsten hinweisen möchte: *Bleuel*, *Flegel*, *Gräffel*, *Hebel*, *Henkel*, *Kegel*, *Kneuel*, *Knüttel*, *Kübel*, *Löffel*, *Meißel*, *Prügel*, *Riegel*, *Schlägel*, *Schlüssel*, *Schwengel*, *Wedel*, *Wirtel* (der Spinnerin), *Zügel*.

Aus dem Althochdeutschen ist uns noch eine merkwürdige Glosse erhalten: *Pila stamf est uas concavum aptum ad frumenta tundenda superius autem lignum cum quo tunditur pilum dicitur. i. stamfā stremphil ubirstemfe*. Steinmeyer, Ahd. Glossen I, 802 z. 34 ff. Der Herausgeber bemerkt hierzu, daß *stamf* und *stremphil* zum Zeichen, daß sie getilgt sein sollen, unterstrichen sind. Es scheint also, daß keine Sicherheit herrscht. Einmal soll bloß *pila* mit *stamf* übersetzt werden, und *pilum* mit *ubirstemfe*, das übergeschrieben ist. Ursprünglich war aber *pila* mit *stamf* ebenso übersetzt wie *pilum* und bei letzterem noch hinzugefügt *stremphil*. Dieses letztere Wort wird wohl identisch mit **stremphil* sein, wie *stampfen* mit *stampfen*. Woher das r stammt, ist nicht zu sagen.

Stumpf Masc. und *stumpf* Adj. stehen im Ablaut zu den bis jetzt genannten Wörtern. Da nach meiner Meinung an so einfachen Sachen am ehesten die älteste Bedeutung der Wurzel haftet, muß ich annehmen, daß man die germanische Bedeutung aus dem Substantivum *Stumpf* erschließen muß. *Stumpf*, ags. *stump*, holl. *stomp*, hat die Grundbedeutung «Klotz» gehabt und ist die suffixbetonte Nebenform zu *stampf*, mit dem es möglicherweise einmal im selben Deklinationsparadigma vereint war (idg. **stómbo-*, *stǫmbé-*). Das Verbum *stampfen* muß also einstens bedeutet haben «mit einem Klotz arbeiten», und die weitverbreitete Bedeutung «schwer auftreten» kann daraus herkommen, daß das Treten des Fußes das Heben eines Klotzes (oder eines Hammers), kurz ein Stampfen bewirkte, oder aber ein schwerer Gang ist bildlich mit dem Niederfallen eines Klotzes (oder Hammers) verglichen worden.²

Eine alte Nebenform **stǫmbh* steckt in *Stummel*, (*ver*) *stümmeln* (mhd. *stumbel* «Stumpf», *stümbeln*).

Auffallend ist, wie mächtig die germanischen Wörter zu Slawen und Romanen vorgedrungen sind. Gewiß war es die Sache, die Nachahmung fand, die Stampfmühle, die darnach wohl von Deutschland aus sich weiter verbreitet haben muß. Wieder sehen wir, wie bei der Geschichte des Pflugs, die Germanen als Lehrmeister der anderen Völker.

Die slawische Sippe findet man bei Miklosich.³ Aksl. *stapa* «Mörser» ist erwähnt. Nsl. *stópa* «Stampfe», Plural *stope* «Stampfmühle, Pochmühle», *stópati* «stampfen». Tschech. *stoupa* «Stampfe, Stampftrog, Stämpfel» kroat. *stupa* «hölzerner Mörser» «Stampfe»⁴,

¹ J. Grimm, Deutsche Grammatik, III, S. 470. — ² Indogerm. Forschungen, XXI (1907), S. 286 f.

³ Fr. Miklosich, Etymol. Wörterb., S. 324, s. v. stompa. — ⁴ V. St. Karadschitsch s. v., gibt auch an «eine Maschine zum Hanfbrechen». Wie sieht sie aus? Man sieht aus solchen Fällen, wie wertlos ein Wörterbuch ohne Bilder ist.

stupati «stampfen»; poln. *stępa* «Stampfe», *stępor*, *stępor* «Stämpfel», russisch *stupa* «Mörser», «eine Erdstampfe», «ein Klotz», «ein plumpes Frauenzimmer».

Ital. *stampare*, span. port. *estampar*, franz. *estamper*, «stempeln, prägen, abdrucken». Ital. *stompa* «Prägung, Buchdruck», franz. *étampe* «Stahlstempel», *estampe* «Kupferstich, Stahlstich».

Die auswärtigen Verwandten. Im ai. findet sich *stambá* «Pfofen, an den ein Elefant gebunden wird», a pillar; *stambaghaná* «ein Werkzeug zum Hauen des Grases». Daneben eine Wurzel mit aspiriertem Auslaut *stambha* «Pfofen, Pfeiler, Säule», *stabhnáti*, *stabhnóti* «befestigen, festhalten» (RV.).

Diesem Nebeneinander von ai. *stamb* und *stambh* scheint der von *Stumpf* und *Stummel* (mhd. *stumbel*) genau zu entsprechen.

Den *e*-Ablaut finden wir in *στέμβειν* «mit den Füßen stampfen, mißhandeln, schmähen», wozu wohl auch lat. *temno* (= **tembnō*) gehört.¹

Aus dem lit. gehören hierher *stambas* (Nesselmann) «Strunk, dicker Stengel von Kohl» u. a., *stambras* «Stengel, Halm», *stambùs* «grob, grobkörnig» (vom Mehl, Brot, Tuch). Man sagt auch *taĩ stambùs žmogùs* «das ist ein grober Mensch», *stumberys* «Schwanzstummel, -stumpf».

Zu **stemb(h)* gibt es auch eine unnasalierte Wurzel **steb(h)*, **stab(h)*. Vergl. gr. *στοβέω*, *στοβάζω* «schelten, schimpfen». Neben lit. *steĩbti*, *iszstembes* «strunkig, holzig» finden wir *stebėtis* «staunen», *stabiĩti* «aufhalten». Dem ai. *stambha* entspricht lit. *stabas* «Götzenbild»², got. *stafs* usw.³ Zu dem apreuß. *malunastabis*, das «Mühlstein» bedeuten soll, will ich, meine früheren Worte ergänzend⁴, noch sagen, daß es auch «Mühlenstößel» bedeuten könnte, denn es wäre sehr denkbar, daß die Preußen Mörser und Keule verwendeten. Jedenfalls glaube ich noch immer nicht, daß *stabis* «Stein» heißt. Die nasalierte Wurzel in gr. *ἀστειπής* «unerschütterlich, fest, grausam», *στειπυλίον* «ausgepreßte Oliven, Steinbeeren». Die unnasalierte Wurzel wieder in der Sippe von *stapfen* (germ. **stapn-*, *stapn-*), engl. *step*. [Torp-Falk, Fick III⁴, S. 482.]

Unsere Ausführungen haben ergeben, daß *ste(m)b(h)* den Sinn «Klotz», «mit einem Klotz hantieren» u. ä. bedeutete. Neben dieser Wurzel bestand noch ein **stap*, vergl. *Staffel*, *Stufe*, aksl. *stapiti*, *stapati*, bei dem nur eine Bedeutung (treten, gehen) nachweisbar ist.

Ein ganz merkwürdiges Nachtgespenst ist mhd. *diu Stempe*.⁵ Sie macht ihrem Namen (germ. **stampjō* «Stämpferin») Ehre, denn sie tritt im Schläfe die, welche ihr Essen nicht säuberlich verzehrt haben, hat also eine weitschichtige Verwandtschaft in den Geistern, welche sich dem Schlafenden auf die Brust legen (Alp, Trud, Mahr, Schrott).

Zur Frage, ob bei der Bedeutungsverschiedenheit von «schwer auftreten» und «mit einem Stößel stoßen» schon irgendeine, wenn auch einfache Maschine mitwirkt oder nicht, vergleiche *ἕρδης*, das auch einen Tanz bedeutet, was ja eine ganz begreifliche Metapher wäre. Die Ähnlichkeit des Klangs eines taktmäßig «stampfenden» *Pantis-*

¹ A. Walde, Lat. etymol. Wörterb., s. v. — Indogerm. Forschungen XVIII (1905), S. 276.

² Uhlenbeck, Et. Wörterb. d. ai. Sprache, S. 343. — Torp-Falk, Fick III⁴, S. 48.

³ Indogerm. Forschungen, XVIII (1905), S. 276.

⁴ Grimm, Deutsche Mythologie, S. 255 f. — Haupt, Abg. d. d. Sprache, I (1851), d. 11. — Grimm, Samml. d. d. Sprache, III, 33.

mit dem Klange von stoßenden Keulen ist allerdings groß. Aber ein gewöhnlicher schwerer Gang ist einem Stampfen doch nicht so ähnlich. Allerdings kann man andererseits wieder geltend machen, daß solche Übertreibungen in den sprachlichen Metaphern keineswegs unerhört sind. Sicher ist nur, daß in **ste(m)b(h)* der Sinn «Klotz» enthalten war.

b. Anke.

Über die Etymologie dieses Wortes könnte man sich verschiedene Gedanken machen. Man könnte an Entlehnung aus lat. *ancus* «gekrümmt» denken. Belegt ist bei Festus: *Ancus appellatur, qui aduncum brachium habet, et exporrigi non potest.*¹ Das Wort scheint dem ital. *ancino* zugrunde zu liegen.² Aber gegen ein Lehnwort spricht vor allem das feminine Geschlecht von Anke, ganz abgesehen davon, daß wir von einer römischen Anke dieses Namens nichts wissen und daß die Anke kein Haken ist. Auch scheint das Wort *ancus* schon frühzeitig geschwunden zu sein.

Dann könnte *Anke* urverwandt mit *ancus* sein, was bei der Annahme einer *-ná*-Ableitung lautlich möglich wäre. Aber wieder erhebt die Sache Einspruch, denn die *Anke* ist kein Haken, ist nicht gekrümmt (ai. *aknás* «gebogen»).

Und so bleibt denn bloß die Möglichkeit der Identifikation mit ahd. *ancha* Fem. «Genick», mhd. *anke* «Fußgelenk, Genick»³, ahd. *enchil, anchal*, nhd. *Enkel* «Fußknöchel». Dieses gehört zu ai. *añj* (RV.) «sich drehen», *án̄ga* «Glied».⁴ [Torp-Falk a. a. O., S. 11.]

Wenn ich sage, die beiden Wörter sind identisch, so meine ich aber keineswegs, daß das Wort, welches «Genick» oder «Fußgelenk» bezeichnet, auf die Maschine übertragen wurde, sondern ich glaube, daß die *Anke* so bezeichnet wurde, als das Wort noch «Glied», «Gelenk» bedeutete. Die Übertragung lag nah genug, denn die Anke bewegt sich wie ein Glied im Gelenke.

c. Neuen; die Neue; neunen.

Das was man mit der Anke macht, wird *neuen* genannt. Es entspricht mhd. *niuwen*⁵; aus dem ahd. ist die Glosse *farnuuuanaz tunsum* schon erwähnt und *niuwit retundit* noch nachzutragen. Weder Graff noch Zarneke sind dem Worte gerecht geworden, sondern erst das DWB. und Lexer. Ich gebe nur wenige Belege.

bī dem (Bauer) *muost du niuwen*
dehsen, swingen, bliuwen
und darzuo die ruoben graben Helmb. 1359
daz geschah bī einem stampfe, da lac inne brie.
Do hiez ich niuwen sie. ÜWH. 334.

In der mül neuet man. — *Die müller neuen: die gersten, den hirs neuwen* Hans Sachs.
Im bairisch-österreichischen Dialekt ist das Wort noch weit verbreitet.⁶ Steirisch *nain*, tirol. *nujen, nojen*, kärtn. *noin, näun*, bair. *noien, nuien*.

¹ Festus, ed. Thewrewk de Ponor, S. 15.

² Körting, Lat. Rom. Wörterb., s. v. *ancus*. — Walde, Lat. Et. Wörterb., s. v.

³ Weigand, D. Wörterb., 5. Aufl., ed. H. Hirt, s. v. — Falk-Torp, Norw. dän. et. Wörterbuch, deutsch von H. Davidsen, s. v. *Ankel*. — ⁴ Uhlenbeck, Et. Wörterb. der ai. Sprache, s. v.

⁵ Graff, Ahd. Sprachschatz IV, 1125. — Zarneke im Mhd. Wörterb. II, 1, S. 418. — Lexer, Mhd. Wörterb., s. v. — D. Wörterb., s. v. [Torp-Falk, Fick III⁴, S. 298.]

⁶ Vergl. das D. Wörterb. — Schmeller-Frommann, I, 1711, Schmeller, Cimbrisches Wörterb., 149. — Schöpf, Tir. Id., 476. — Lexer, Kärnt. Wörterb., 196. — Überfelder, Kärnt. Idiot., 190. — Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, 476.

Das Verbum war ein starkes, ist aber schwach geworden. Es ist der Rest einer sehr merkwürdigen langdiphthongischen Wurzel, die J. Schmidt eingehend behandelt hat¹, zu der got. *bnauan*, ahd. *nāan*, aisl. *gnúa* «kratze», aschwed. *gnugga* «schaben, reiben» gehört. Im aschwed. finden wir das schwache Präteritum *gnöfe*.² Ich habe dann ai. *nāuš*, lat. *navis* zu dieser Wurzel gestellt.³

Im Dialekt hat sich schon seit Jahrhunderten eine um ein *n* erweiterte Form eingestellt, vergl. *gnauet* (neben *geneut*) Lexer, Mhd. WB. a. a. O., kärnt. *gnöter brein*. (Ursfelder a. a. O. und das oben zitierte *gnoant*. Man sagte mir auch, daß in Eibiswald die Anke *Nein* genannt wird, was ahd. **niūwa*, mhd. **niūwe*, (nhd. **ñeue*) zur Voraussetzung hätte und eine begreifliche Bildung wäre, aus der das Verbum **neunen* entstanden sein könnte. Ich habe aber das Wort nicht selbst gehört und es kann nicht weit verbreitet sein, wenn es existiert, denn das Instrument heißt *Anke* und das, was man damit tut, wird *nain* genannt.

Ich habe der W. **nāu*, *nā* die Urbedeutung «schaben», «kratzen» zugesprochen. Hier finden wir sie in der Bedeutung «stoßen». Es muß eine schon uralte Übertragung vorliegen. **nāu* **nā* paßt bloß auf das Urinstrument der *molere*-Reihe, auf das Schaben und Kratzen eines mit der Hand über einen anderen 'größeren' Stein hin- und herbewegten kleineren Steins. Der schabt und kratzt wirklich zuerst die Hülsen der untergelegten Körner weg und zerschabt, zerkratzt sie dann selbst. Man sieht hier den Ausdruck einer höheren Kulturerscheinung auf eine niedrigere übertragen, was aber oft vorkommt. Vergl. die «Rauchstube», die wirklich keine Stube ist, sondern ihr bloß angeähnlicht wurde.

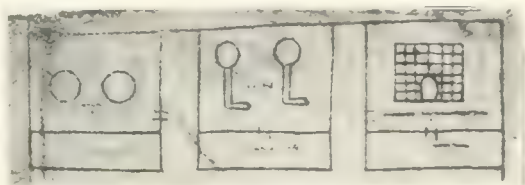


Abbildung 34. Die Mahlvorrichtungen des Plans von St. Gallen.

Nach Henne am Rhyn, Deutsche Kulturgeschichte.⁴

Die Mahlvorrichtungen des Plans von St. Gallen.

Der Plan von St. Gallen zeigt an seiner Südseite drei kleine Gebäude (vergl. Abb. 34). Alle drei sind zweiteilig und enthalten in den Vorräumen *cubilja famulorum*. Lagerstätten für Knechte. Das erste Häuschen ist der *locus ad torrendas annonas*, dient also zum Dörren (Rösten) der Feldfrüchte. Dazu ist er mit einem großen Ofen ausgestattet und mit einem horizontalen Flechtwerk, worauf das zu trocknende Getreide zu liegen kommt. Es ist auch möglich, daß mehrere derartige Flechtwerksgitter übereinander angebracht waren.⁴ Am meisten Ähnlichkeit hat dieser Ort mit den heute noch bestehenden «Badstuben» d. h. Stuben, in denen einst Dampfbäder gebraucht wurden, die aber heute nur mehr als Flachsbrechelstuben verwendet oder bewohnt werden. Dasselbe Schicksal hat die norwegische *badstue* durchgemacht. Es bedeutet jetzt ein Haus, in dem Korn durch Feuer getrocknet wird, während früher auch Dampfbäder darinnen bereitet wurden.⁵

Stephani sieht in dem Häuschen eine «Malzdarre»⁶, wogegen aber die Inschrift

¹ Kuhns Zts. für vergleichende Sprachl., 26, 10. — ² A. Norder, *Etymol.* S. 101.

³ Indogermanische Forschungen, XVII (1904), S. 149 ff. — ⁴ Verfass., *Der Plan von St. Gallen*, S. 10.

⁵ Falk-Torp, *Norw. dän. etymol. Wörterb.*, Deutsch von Davidsen u. C. Reib.

⁶ K. G. Stephani, *Der älteste deutsche Wohnbau*, II, S. 61.

allein schon genügend deutlich spricht. Richtiger hat schon Keller von einer «Fruchtdarre» gesprochen.¹

Das zweite Häuschen enthält die *pilae*; «Stampfmörser» übersetzt Keller. Stephani (a. a. O., S. 62) sieht hierin eine «Stampfmühle mit ihren Stößern (*pilae*)». Beides ist nicht richtig. *pila* wird zwar ahd. mit *stamph* übersetzt, aber um eine «Stampfe» in unserem Sinne kann es sich hier nicht handeln. Ich habe schon früher bewiesen², daß die Zeichnung nur auf einen Fußhammer, eine Anke, wie ich jetzt sage, paßt, und zwar auf eine wassergetriebene, worauf die Welle hindeutet, die am Ende der Hämmer erscheint. Ich gebe in Abbildung 35 eine Rekonstruktion dieser St. Gallerer Wasseranken. Möglicherweise kommt aber jemand noch auf eine andere Erklärung: Man könnte in

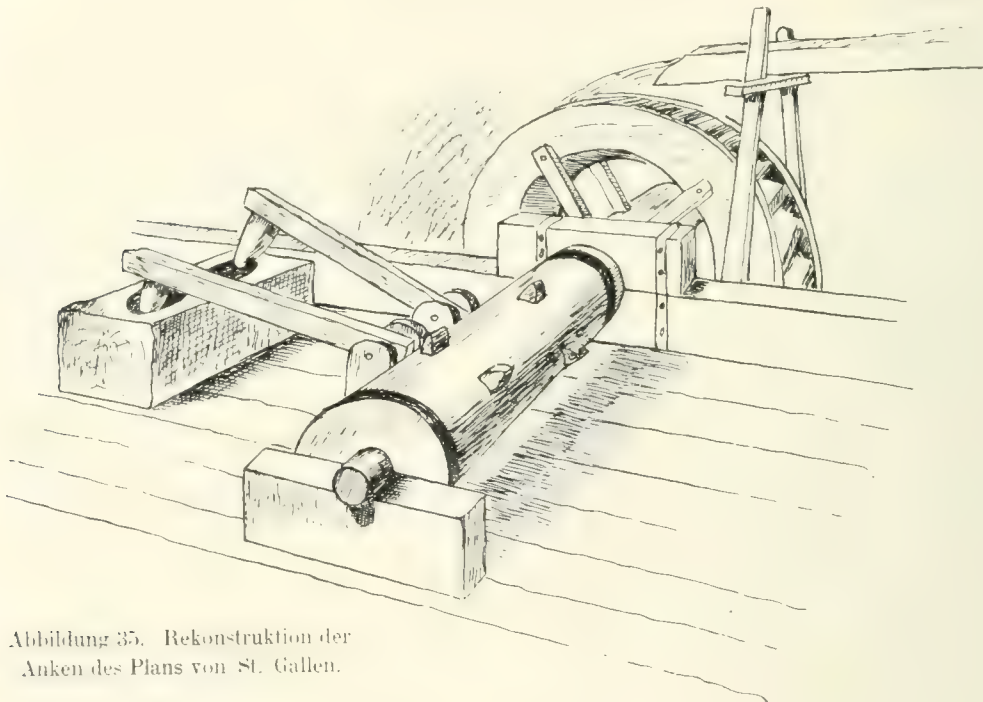


Abbildung 35. Rekonstruktion der Anken des Plans von St. Gallen.

der Zeichnung auch bloß zwei Hämmer und zwei Mörser sehen wollen, also eine Vorrichtung, die sich heute noch findet und oben aus Arnfels (Steiermark) abgebildet ist (Abb. 19). Ich halte aber diese Deutung für unmöglich, denn für einen Handhammer sind die gezeichneten Hämmer um ein Vielfaches zu groß, ganz abgesehen davon, daß der Zeichner sie wohl mit dem Kopfe zu den Mörsern, wenn das eben Mörser wären, geneigt hätte und nicht mit dem Stielende!

Das letzte Häuschen enthält die *molae*, nach Stefani «die Handmühle mit den Mahlsteinen». Auch das ist unrichtig. Für Handmühlen sind die Steine zu groß und sonderbar wäre es, wenn ein Kloster Handmühlen gehabt hätte. Die den Römern

¹ F. Keller, Bauriß des Klosters St. Gallen, S. 31.

² Indogermanische Forschungen, XXI (1907), S. 285.

schon bekannten Wassermühlen¹ können wir mit Bestimmtheit einem «Großbetrieb», wie ihn unser Kloster in vielfacher Hinsicht darstellt, zutrauen.

Zu allen anderen Argumenten für den Wasserbetrieb der Anken und der Mühlen spricht noch die Lage am Rande der Klosteranlage, wo der Zeichner einen Flußlauf annahm.

Wenn wir die drei Häuschen nebeneinander betrachten, so sehen wir die Vorrichtungen für das Rösten (oder Dörren), das Stampfen und das Mahlen vor uns, die drei Stadien der Behandlung der Getreidekörner bei ihrer Umwandlung in Mehl. Die Stampfe steht hier so neben der Mühle wie die Wörter in der Verbindung *stamfon und mälän*² *comminuere fruges*. Auch heute noch findet man (z. B. in Eibiswald) an Mühlen *Anken* angebracht! So zeigt auch die Abb. 22 eine alte Mühle und daneben eine *Anke*.

Wie hat der Zeichner des Plans in seiner Sprache die *pilae* genannt? Wenn er ein Deutscher war — wie ich glaube —, kann er *stampf* gesagt haben (wie die ungarischen Slowenen ihre Anke *stupa* nennen, was natürlich aus dem Deutschen entlehnt ist; oben Abb. 24), er kann aber auch **ankha*, vielleicht sogar **niuwa* gesagt haben.

Daß es im 9. Jahrhundert in St. Gallen noch nötig war, einen *locus ad torrendas annonas* zu haben, mag damit zusammenhängen, daß das Klima damals noch feuchter war als heutzutage, wohl deshalb, weil die Wälder noch einen weitaus größeren Raum einnahmen. Heute muß man schon erheblich weiter nördlich gehen, um ähnliche Einrichtungen zum Darren des Getreides zu finden. Aus dem 17. Jahrhundert wird uns noch bezeugt, daß die Litauer das Getreide durch Ofenwärme dörreten³ und Nesselmann⁴ erklärt *jáuja* als 1) eine Scheune mit einem Ofen, worin das noch am Stroh befindliche Getreide getrocknet wird, so im *žemaitischen* und 2) eine Brachstube, in welcher Flachs getrocknet und gebrochen wird. Die Südlitauer benützen noch heute die Badstube *pirtis* als Darrhaus für das Getreide.

Ein eigenes Häuschen zu diesem Zwecke finden wir bei den Letten⁵, worüber Bielenstein S. 81 ff., 98 ff. zu vergleichen ist. Dieses Haus heißt *rija*, *Riege* (a. a. O. S. 105). Gewiß ist, daß die Riege nur wegen des Klimas sich im Norden erhalten hat (a. a. O. S. 97), aber die Möglichkeit, daß sie einst auch im Süden notwendig war, ist nicht abzuleugnen. Diese Riege wurde bei den Letten vielfach bewohnt. «In der kalten Winterzeit hauste Mann und Weib, Groß und Klein in der Hitzriege in der Nähe des mächtigen Ofens, gleichviel ob noch Getreide in der oberen Hälfte der Riege gedörret wurde oder nicht».

Auch die Finnen kennen die Darre, *ria*⁶: «In einer Ecke, zur Seite der Eingangstür, steht ein Ofen . . . Die Darre soll zum Trocknen des Getreides dienen. Aller finnischer Roggen wird auf diese Art getrocknet; man ist dadurch in Finnland unabhängig von den Regenschauern der Erntezeit . . . Aber es ist auch erforderlich, daß es in Gegenden, wo die Darre gebraucht wird, Brennholz in Überfluß gibt».

¹ Vitruv. X. 5. — Darenberg-Saglio, Dictionnaire, s. v. *moulin*. — M. Heyne, DHA II, S. 301. — M. Heyne, Das altddeutsche Handwerk, S. 75. — O. Schrafer, Reallex. d. s. v. *möhlen*, S. 301. — Blümner, Technologie, I, S. 45.

² Graff, VI, 681. — ³ A. Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräthe der Letten, I, S. 105.

⁴ G. H. F. Nesselmann, Wörterbuch der Litauischen Sprache, 1854.

⁵ Vergl. meine Anzeige des Bielenstein'schen Werks in den Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Provinz Pommern (1908), 271 f. — ⁶ G. Retzius, Finnland, Deutsch von Appel, S. 95.

Die *molere*-Gleichung erstreckt sich, wie bekannt und schon erwähnt, nicht auf das ganze indogermanische Gebiet (got. ahd. *malan*; ahd. *muljan* «zermalmen»; got. *malma* «Sand»; ahd. *melo* «Mehl»; got. *gamalujan* «zerstoßen»; gr. μύλη, μύλος «Mühle»; alb. *miel* «Mehl»; armen. *malem* «zerstoße» usw. Sieh Walde s. v. *molo*). Die Grundbedeutung ist zweifellos «zerreiben». Dies geschah durch zwei Steine. Der Name dieser ältesten Maschine liegt in got. *qairnus*, lit. *girma girnós*, altsl. *zrny*, air. *bró*, armen. *erkan*, ai. *grávan-* «Preßstein des Somas» vor¹, geht also über die Grenzen Europas hinaus. Ein Zerreiben zwischen Steinen wird ja überall nachzuweisen sein. Die älteste Art dieses Zerreibens besteht darin, daß ein Stein auf einem andern hin- und hergeschoben wird. Auf der nächsthöheren Kulturstufe lernte man einen Stein auf einem anderen konzentrisch zu drehen — es entstand die erste «Mühle» in unserem Sinne.

Auffallend ist, daß das Wort für die Urmühle (got. *qairnus* usw.) nicht mit dem Verbum *molere* zusammenhängt. Vielleicht kommt das daher, daß die Wurzel *g^hera* gar nicht «malen», sondern zuerst nur «zermalmen, Früchte mit einem Stein aufschlagen, um den eßbaren Kern herauszunehmen» bedeutete und dann auf das Mahlen übertragen wurde. Jedenfalls möchte ich mich den Gelehrten anschließen, die in **g^herā* den Sinn «zermalmen, zerschlagen» — ich füge hinzu: «uzw. mit einem Stein» — suchen.² Der Begriff «Stein» muß meiner Meinung in der Urbedeutung enthalten gewesen sein.

Weiter verbreitet als die *molere*-Gleichung ist die *pinsere*-Gleichung (ai. *pinášti*, «zerstampft», *pištám* «Mehl», altsl. *pvhati* «stoßen», *pvšeno* «Mehl», πίσσω «stampfe, schrote», ahd. *fesa* «Hülse des Getreides, Spreu», nhd. *Fese*, mnd. *visel* «Mörser» usw. Sieh Walde, s. v. *pinso*). Die Urbedeutung dieser Wurzel ist, wie man richtig gesehen hat, «zerstampfen mittelst Keule und Mörser». Aus der weiteren Verbreitung der *pinsere*-Gleichung und aus der leichteren Herstellung der Werkzeuge kann man wohl — mit O. Schrader — schließen, daß wir hier eine primitivere Kulturstufe der Bearbeitung der Halmfrüchte vor uns haben als bei der *molere*-Gleichung.

Die Instrumente der *pinsere*-Reihe sind aus Holz. Ein ganz seltener Fall ist die von Schliemann in Troja ausgegrabene Steinschale mit dem zugehörigen Steinstößel.³ Schon der Umstand, daß das Material der Werkzeuge der *pinsere*-Reihe das Holz ist, macht es plausibel, daß das Stoßen älter ist als das Mahlen. Wir haben übrigens ein Zeugnis dafür noch in historischen Zeiten gefunden.

Die Instrumente der *pinsere*-Reihe, Keule und Mörser, sind wohl auf der ganzen Erde verbreitet. Aber nicht ebenso scheint es sich mit der *Anke* und ihrem Geschlecht zu verhalten. Wenn wir diese in geographischem Zusammenhange vom Osten Asiens bis nach Europa finden, so wird wohl der kulturelle, prähistorische Zusammenhang wahrscheinlicher sein als die Annahme vielfacher besonderer Erfindung.

Im großen und ganzen ist uns die Entwicklung klar geworden. Wir haben zwei Urwerkzeuge, von denen auszugehen ist. Das eine ist die Keule, aus der sich die Stampfen entwickelten. Das andere ist der Hammer, aus dem sich die großen Maschinen entwickelten, die noch immer seinen Namen führen. Die Keule wurde zur Stampfe, als sie durch Rolle und Strick gehoben wurde, der Hammer zur Anke, als man lernte, ihn mit dem Fuß in Bewegung zu setzen. Für das hohe Alter der Anke spricht ihre

¹ O. Schrader, R. L., S. 512. — Uhlenbeck, Et. Wörterb. d. ai. Sprache, s. v. *grávan*.

² A. Walde, s. v. *glarca*. — Th. v. Grienberger, Untersuchungen zur got. Wortkunde, s. v. *gakrötön*.

³ Daremberg-Saglio, Dictionnaire, s. v. *mortarium*, Abb. 5150.

weite Verbreitung. In China und Indien, sowie in Ungarn, Polen, Steiermark, Karnten, Krain, Salzburg und in Italien¹ findet sie sich, und wird sich noch in weiterem Umfange nachweisen lassen. Auch das Wort *Anke* ist ein isoliertes, uraltes.

Die Germanen haben von der *pinsere*-Sippe nur spärliche Reste erhalten. Aber gerade sie scheinen die *Stampfe* und die *Anke* weiter entwickelt zu haben und von ihnen haben andere Völker zugleich mit der verbesserten Sache das Wort *Stampfe* übernommen. Die uralten Wörter *Stampfe*, *Anke*, *neuen* schließen den Gedanken, daß die Germanen die entsprechenden primitiven Werkzeuge noch nicht gehabt hätten, aus. Nur in der Verwendung der Wasserkraft waren sie Schüler der Römer.

Gegen das urindogermanische Alter der *Stampfe* und der *Anke* spricht aber vor allem, daß wir für sie keine Wortgleichungen von größerer Verbreitung finden. Aber das wäre noch kein durchschlagender Grund. Es kommt darauf an, wie hoch wir uns die Kultur der Urindogermanen in bezug auf Ackerbau und Bearbeitung des Metalls (ai. *ayas*, lat. *aes*, got. *aiz*) vorstellen, kurz ob sie im Besitze einer Kultur waren, die ohne diese einfachen Maschinen denkbar war. Und von diesem Standpunkt aus möchte ich es allerdings für wahrscheinlicher halten, daß sie solche Maschinen besaßen, als daß sie mit Keule und Hammer das Auslangen gefunden haben. Man denke daran, daß sie nicht nur den Schlitten, sondern auch den primitiven Wagen gekannt haben und wohl auch einen Hakenpflug. Für gewöhnlich wird den Indogermanen nur der Wagen zugeschrieben. Ist es aber denkbar, daß ein Volk, das diesen kennt, sonst gar keine Maschine hat? Ich halte eine solche Annahme für sehr unwahrscheinlich.

Übrigens scheint es mir ziemlich gleichgültig zu sein, ob die besprochenen Maschinen in ihrer einfachsten Gestalt schon «urindogermanisch» sind oder nicht. Sie sind, namentlich in ihrer Entwicklung betrachtet, wichtig genug, und an ihrem hohen Alter ist mir ein Zweifel undenkbar. Ich glaube, wir müssen es aufgeben, als einziges Ziel der indogermanischen Altertumskunde die Rekonstruktion der gemeinsamen urindogermanischen Kultur anzusehen.² Vielleicht kommen wir aber auch diesem Ziele näher, wenn wir nicht immer direkt darauf hinsteuern. Ich habe schon bei anderer Gelegenheit gesagt, daß ich den Pessimismus in bezug auf die indogermanische Altertumskunde nicht zu teilen vermag, obwohl ich die Schwierigkeiten der Erschließung der urindogermanischen Kultur nicht unterschätze. Was bei dieser Rekonstruktion uns vor größeren Fehlern bewahren wird, das ist die große kulturelle Stabilität, die man bei primitiven Zuständen wahrnehmen kann. Das Urvolk mag eine stattliche Reihe von Jahrhunderten in ganz gleichen oder doch kaum verschiedenen Verhältnissen gelebt haben. Wenn aber trotz dieser Erwägung die Ausmalung des Bildes der urindogermanischen Kultur zu problematisch erscheint, der kann die Einzelfrage studieren und sie vom Ende in der Gegenwart bis zum vermutlichen Ausgangspunkte in der Urzeit zurückverfolgen. Eine indogermanische Altertumskunde, welche die Einzelfragen, gruppenweise geordnet, nach diesem Gesichtspunkte behandelte und dabei ganz darauf verzichtete, ein zusammenhängendes Bild der Urzeit zu zeichnen, wäre methodisch unanfechtbar und unauflösbar auch in ihren Ergebnissen, wenn sie es unterließe, alle die letzten Zustände

¹ Ihr Name ist *frantojo* (Mitteilung von A. Ive).

² So denkt auch O. Schrader und hat das in treffenden Worten gesagt in *Reallexikon* S. 1111 und *Sprachw. und Urgeschichte* I, S. 229. — Weiter P. Kretschmer, *Einleitung*, S. 75, der auch eine entsprechende Äußerung E. Meyers zitiert.

denen sie bei den verschiedenen Detailfragen gelangte, als gleichzeitige hinzustellen. Schon im Interesse der gleichmäßigen Durcharbeitung des Stoffs wäre es gelegen, daß solche Detailuntersuchungen in größerer Zahl unternommen würden und in diesem Sinne habe ich einmal gesagt, jeder Artikel von O. Schraders Reallexikon ist eine Aufforderung, die Sache besser zu machen.

Die Instrumente der *pinsere*-Reihe haben vielfach andere Verwendung gefunden, wie wir schon gesehen haben. Sie spielen eine ungeheure Rolle in der Kultur der indogermanischen Völker. Mit ihnen wurden nicht nur die Feldfrüchte bearbeitet und die Steine gepocht, sondern auch Öl gepreßt, das Tuch gewalkt und verfilzt und das Eisen dem Menschen dienstbar gemacht. Von Urzeiten bis in unsere Tage herein haben sie dem Menschen unendliche Dienste geleistet und es ist eine bezeichnende Einzelheit, daß vor kaum mehr als einem Menschenalter Krupp in Essen noch einen großen Eisenhammer aus dem Geschlechte der Anken besaß.

Mir kam es hier nur darauf an, das große und wichtige Hauptstück aus der Geschichte der indogermanischen Kultur: Uralte Maschinen zu beginnen und einige Grundlinien zu ziehen.

Romanisch BAST-.

Von W. Meyer-Lübke.

Auf Gebieten wie dem Romanischen, wo die Gegenden, aus denen der Wortvorrat geflossen ist, bekannt sind, kann es als letzte Aufgabe der etymologischen Forschung bezeichnet werden, jedes Wort bis auf seine Quelle zu verfolgen. Aber häufig genug sind die Quellen, namentlich wenn sie in gallischem oder germanischem Gebiete liegen, derartig verschüttet, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, bis zu ihnen zu gelangen, man muß sich vielmehr begnügen, den Flußlauf wenigstens so lange zu verfolgen, daß man das Quellgebiet angeben kann. Das heißt also zur Wortgeschichte kommt als ergänzend, unter Umständen erweiternd, die Wortgeographie hinzu, auf beide zusammen kann die prähistorische Forschung aufbauen, bald mit Erfolg, bald auch ohne. Für die kulturgeschichtlichen Fragen, die sich an die Wortgeschichte knüpfen, ist es in sehr vielen Fällen genügend, die Richtung der Entwicklung anzugeben, bleibt es sich ziemlich gleichgültig, ob die genaue Grundlage, ob, um im Bilde zu bleiben, die Quelle selber gefunden ist, um so mehr als es oft ein bloßer Zufall ist, ob man diese Quelle noch trifft. Ein lehrreiches Beispiel gibt uns die Wortsippe, die im folgenden besprochen werden soll.

Es sind im ganzen sieben begrifflich von einander mehr oder weniger scharf getrennte Gruppen, die den Stamm *bast-* enthalten.

1. frz. *bâtir*, it. *bastire*, span., portg. *bastir* «Heftnähte machen».
2. frz. *bâtir*, prov. *bastir* «bauen».
3. it. *bastare*, prov., span., portg. *bastar* «genügen».
4. it. *basto*, frz. *bât*, prov. *bast*, span. *basto* «Saumsattel».
5. it. *bastardo*, frz. *bâtard*, prov. *bastart*, span., portg. *bastardo* «Bastard».

6. it. *bastonè*, frz. *báton*, prov. *bastón*, span. *baston*, portg. *bastão* «Stock».

7. it. *bastagio*, prov. *bastai*, kat. *bastax* «Lastträger».

Wie man sieht, hat das Rumänische keinen Anteil, *baston* «Stock» ist eine junge Entlehnung aus dem Italienischen.

Diez hat als Ausgangspunkt für sämtliche Wörter griech. *βαστάζειν* «stützen», *βάσταξ* «Lastträger» angesetzt, also ein *bast-*, an welchen Stamm auch das spätlateinische *basterna* «Sänfte» gemahne, und er scheint darin noch heute zumeist Beifall zu finden, wenigstens ist in dem besten und neuesten französischen etymologischen Wörterbuche, im Dictionnaire général von Darmesteter, Hatzfeld, Thomas nur für *bâtir* «heften» eine abweichende Deutung gegeben. Daß auch *bâtir* «bauen» anders erklärt werden müsse, habe ich in meiner Rektoratsrede «Die Ziele der romanischen Sprachwissenschaft» S. 33 (1906) ausgesprochen; die nähere Erklärung sollen die folgenden Seiten bringen.

Zunächst ist *βαστάζειν* für *bâtir* abzulehnen. Ganz abgesehen von der morphologischen Schwierigkeit, von **bastassare* oder **bastadiare*, wie *βαστάζειν* im Lateinischen lauten würde, zu *bâtir* zu gelangen, paßt auch, wie wir unten sehen werden, die Geographie und paßt die Bedeutung ganz und gar nicht. Einmal ist «bauen» nicht «stützen» und dann bedeutet das griechische Wort gar nicht «stützen», wie Diez übersetzt, sondern «aufheben, wegtragen, berühren», entsprechend griech. *βαστάζω* «porter, emporter, transporter, supporter, souffrir», *βαστώ* «tenir, soutenir, porter, durer, patienter». Auch 1 *bastire*, 3 *bastare*, 5 *bastardo* liegen begrifflich zu weit ab, nur *basterna* und 4 *basto*, 7 *bastagio* zeigen Bedeutungen, die so stark an *βαστάζειν* anklingen, daß man von vornherein schon geneigt ist, an Zusammenhang zu denken und, wenn Geographie und Geschichte es erlauben, versuchen darf, einen Zusammenhang zu konstruieren.

1. *bâtir* «Heftnähte machen» ist im Französischen zwar erst im XVI. Jahrhundert in dem Wörterbuch von Oudin belegt, aber natürlich älter. Daß Belege aus früherer Zeit fehlen, ist aus dem Charakter unserer altfranzösischen Literatur ohne weiteres erklärlich. Dem Provenzalischen scheint es zu fehlen, in Norditalien ist *basti* dagegen z. B. in Val Sesia, im Trentino, in Pavia, *bastir* in Engadin zu treffen, während die übliche italienische Form *imbastire* ist. Im Spanischen und Portugiesischen findet sich das Verbum in dieser Bedeutung nicht, wohl aber span., portg. *bastidor* «Stickrahmen», span. «Fensterrahmen, Blendrahmen eines Gemäldes», span., portg. «Kulisse», dazu portg. *bastido* «im Rahmen gestickt, gesteppt» und «wattiert», letzteres vielleicht nur eine Ungenauigkeit der Wörterbücher, die in solchen Dingen es ja häufig genug nicht allzu streng nehmen, vielleicht aber eine Verschiebung, die sich bei wattierten Steppdecken leicht erklärt. Auch ein Verbum kennt das Portugiesische: *bastir* «die Hutform machen, den Hut formen, filzen», geht wohl zurück auf *bastir* «Heftnähte machen». Alle diese Verba passen formell und begrifflich so genau zu einem germ. **bastjan*, ahd. *bestan* «sarcire», schwäb. *bestn* «zusammennähen», daß man an einen Zusammenhang zu zweifeln keinen triftigen Grund hat, besonders wenn man bedenkt, daß auch frz. *broder* prov. *broidar* aspan., portg. *broslar* «sticken» auf einem germ. **brozdan*, it. *brustare* auf langob. *brustan* beruhen.

Auch das Altspanische kennt *bastir*, aber in der allgemeinen Bedeutung «herrichten, einrichten». Wir haben also hier ein Beispiel für die Erscheinung, daß Verba unbe-

stimmt den dehnbaren Begriffes, von einer ganz bestimmten Manipulation ausgehen, die Umkehrung dessen, was nhd. «gerben», gleichbedeutend ital. *acconciare* u. a. zeigen, vgl. *con vuestro conseio bastir quiero dos archas* Cid 85 «ich will zwei Truhen herrichten»; *bastir e adobar* heißt es im Alexander 1439, dann *bastir casamientos* «Heiraten schließen», *bastir la traycion* Berceo Sacrif. 71 «Verrat schmieden», *el conseio de salud en cielo fu bastido* Berceo Loores 19 «der heilbringende Plan wurde im Himmel entworfen»; *los que lo bastecieron ya eran repentidos* S. Dom. 104, «die, die das angestiftet hatten, bereuten es schon» usw.

Man kann zu dieser Verwendung leicht von der des afrz. *bâtir* gelangen. Es muß aber doch darauf hingewiesen werden, daß prov. *bastí* auch «Sessel flechten» bedeutet, und das steht dem ursprünglichen Sinn von *bastjan*, der ja eigentlich «mit Bast arbeiten» ist, sehr nah. Freilich wird man nicht annehmen wollen, daß Technik und Bezeichnung des «Sesselflechtens» den Galloromanen von den Goten übermittelt worden sei, wohl aber darf man vielleicht aus dem Provenzalischen und Spanischen ein westgot. *bastjan* «flechten» erschließen. Wie nprov. *bastí* «nicher, en parlant de certains oiseaux» zu fassen sei, läßt sich nicht mit Genauigkeit sagen, solange man nicht erfährt, wer diese «certains oiseaux» sind. Daß es in diesen Zusammenhang gehört, nicht zu 2 *bâtir*, ist ziemlich sicher.

Auf dem ganzen Gebiete findet sich endlich ein Wort it. *basta*, florent. auch *bastia*, afrz. *baste*, nprov. *basto*, span., portg. *bastá* «Heftnaht, Einschlag, Saum», davon span., portg. *bastear*, vielleicht auch aprov. *bastar*, nach dem *bastare* zu schließen, das Du Cange in einer Urkunde aus Arles nachweist. Postverbale Bildung von rom. *bastire* wäre denkbar. Allerdings zeigen gerade die Inchoativ-Verba keine Neigung zu Postverbalien (Rom. Gramm. II § 398), allein man muß im Auge behalten, daß die germanischen Verba ursprünglich nicht zur Inchoativklasse gehören. In der Tat haben wir, auch wenn man frz. *het* auf germ. *hatis* zurückführen, nicht als romanische Bildung von *ha-ir* betrachten will, z. B. *choix* von *choisir*, afr. *hon* von *honir*. Daß *baste* ein Femininum ist, braucht nicht zu überraschen, da namentlich postverbale Sach- und Werkzeugnamen mit Vorliebe weibliche Form annehmen. Begrifflich deckt sich mit rom. *basta* allerdings ahd., mhd. *bast* «Saum», aber formell ist eine Verknüpfung der zwei Wörter nicht möglich, da die germanischen Maskulina und Neutra im Romanischen Maskulina sind, ein rom. *basta*, also ein germ. «*bastá*» voraussetzen würde, dem germ. *bast* ein rom. *basto* entsprechen müßte. Übrigens wäre auch ein germ. *bastá* nicht unmöglich, vgl. got. *lita* «Verstellung» neben *litjan* «sich verstellen», **nasá* (ahd. *nasa*) und *nasjan*, ags. *sand* neben *sendian*, ahd. *wanta* «Wendung» neben **wantjan wenten* usw. Oder es könnte dieses germ. *bastá* ein ursprünglich kollektives Neutrum Pluralis sein, das zum Femininum Singularis geworden ist, sich aber nicht gehalten hat, man vergleiche die große Liste solcher Doppelformen bei Zimmer, Die Nominal-Suffixe a und á in den germanischen Sprachen, S. 212.

2. Frz. *bâtir*, prov., kat. *bastir* «bauen», daraus entlehnt aital. *bastire*, agaliz. *baster*. Den anderen romanischen Sprachen fehlt das Wort, nur Norditalien scheint eine indirekte Spur zu besitzen, wovon sofort. It. *bastia* ist, wie man längst weiß, aus afrz. *bastie* entlehnt, zeigt dann allerdings in *bastione* einen selbständigen Trieb, der eine starke Ausdehnungsfähigkeit besitzt; auch *bastita* «Bollwerk» wird eine Toskanisierung des prov. *bastida* sein; aspan. *bastida* «Belagerungsmaschine, die aus

einem hölzernen Turme auf Rädern und einem Sturmdache bestand», ist wiederum prov. *bastida* «ein Belagerungswerk», endlich it. *bastimento* stammt aus frz. *bâtiment*, prov. *bastimen*. Bei Wörtern, die nur in Frankreich, namentlich in Nordfrankreich vorkommen, ist germanischer Ursprung von vornherein wahrscheinlicher als griechischer. Nun stammt eine ganze Reihe von auf den Hausbau bezüglichen Ausdrücken im Französischen aus dem Fränkischen, vor allem *maçon* (Meringer, Idg. Forsch. XVII, 149)¹, dann *hourder* «berappen», «aus Brocken aufführen», *hourdage* «Spritzwurf, rauhes Feldstein-Mauerwerk», *hourdis* «Lattenwerk». Ich habe angenommen, daß «der *maçon* der ist, der den Lehm knetet für Lehmhäuser und geflochtene Hütten, wogegen der *murator* der ist, der die römischen Steinhäuser baut». Mit dieser Annahme sind auch die anderen eben angeführten Worte ohne weiteres vereinbar, nur zeigt *hourdage* heute eine übrigens leicht verständliche Verschiebung zum Steinhaus. Trefflich paßt nun *bâtir* in diesen Zusammenhang. Es bedeutet «mit Bast arbeiten, verbinden, flechten», ist also ein weiterer Zeuge für das geflochtene Haus, fügt sich auch in die bisher für *bastir* ermittelten Bedeutungen ein.

Auch Norditalien dürfte das Wort besessen haben, und zwar auch zur Bezeichnung des Baues von Holz- oder Riegelbauten. In Pavia und Piacenza nämlich benennt *basta* jenen Balkenverschlag, in welchen der Hufschmied die zu beschlagenden Pferde stellt, wofür man sonst *travaglio* von *trabs* (wohl zu unterscheiden von *travaglio* «Arbeit», frz. *travail*, das ganz anderer Herkunft ist) sagt, in Pavia auch einen Stall, in dem Schweine gemästet werden, was sonst *arla*, lat. *harula* heißt. Daß *bastare* «genügen» und *bastire* «nähen» hier nicht zugrunde liegen können, ist klar, auch eine morphologisch nicht wahrscheinliche Rückbildung von *bastia* oder *bastone* ist begrifflich unannehmbar. Wenn aber *bastire* vom Verbinden der einzelnen Pfähle durch Fachwerk gesagt worden ist, dann kann *basta*, dessen formales Verhältnis zu *bastire* schon dargestellt ist, das Geflecht, in weiterer Übertragung auch ein Gerippe aus Balken, eben einen solchen Verschlag bezeichnen, der noch keine Wände hat.

Endlich sei der Vollständigkeit wegen hier noch zweier Bedeutungen von *bastire* gedacht, die einzureihen nicht recht gelingen will. Prov. *basti* heißt auch «lancer avec force, plaquer, frapper» und dazu stimmt astur. *basti*, das Rato y Havia Vocabulario de las palabres y frases bables mit «derribar, echar al suelo» übersetzt. Die geographischen Mittelglieder zwischen Asturien und Südfrankreich werden sich vielleicht noch finden lassen, die begrifflichen, die von *bastjan* zu «schmeißen» führen, sind schwer zu erschließen, besonders, da es sich wohl ursprünglich um einen scherzhaften Ausdruck handelt. Ziemlich nahe liegt der Gedanke an die Verwechslung zweier Techniken. Wie *hourder* zunächst Hürden errichten, also doch wohl flechten bedeutet, dann aber «das Bewerfen der Fachwerke mit Mörtel», so könnte *bastir* auch dazu kommen, das «bewerfen, berappen» zu bezeichnen, wonach dann die weitere Entwicklung dieselbe wäre wie bei nhd. «schmeißen» gegenüber got. *gasmitan* «schmieren, streichen». Nur

¹ Nur daß das Wort westgot. sei, kann ich Meringer, der offenbar durch sein Verkennen der *bastia* zu einer solchen Annahme verleitet wurde, nicht zugeben. Isidor hat seine Gelehrsamkeit aus *Verborum Originum* geschöpft, daß, wo wir diese Quellen nicht kennen, er für Lokalisierungen nicht verwendbar ist. Er kennt ja auch *medus*, was natürlich nicht, wie Georges tut, *medus*, sondern *medius* zu schreiben ist, mit *medus* lautem würde und das auch gerade in Nordfrankreich als *miez* weiterlebt. Zudem würde ein *medus* bei Isidor *macia* *macianis* flektiert sein, wie die zahlreichen gotischen *ma* Nomen in *Macianis* zu *Macianis* flektieren und heute entsprechende Formen zeigen, vgl. z. B. *parta*, *hōnig* von *Parta*.

fehlt uns leider vorläufig ein Anhaltspunkt für die Existenz der vermittelnden Verwendung von *bastir*.

Im Mailändischen wird *basti* von Pflanzen gebraucht, die gedeihen, von Fleisch und Früchten, die sich lange halten, vergl. Cherubini: *basti* «parlandosi di carne, frutta o simili, vale conservarsi, mantenersi, durar lungamente» und «far piede; dicesi delle piante quando ingrossano». Letzteres kann von *bastire* «flechten, sich verbinden», ausgehen und ein «sich befestigen» ausdrücken, wobei an Spaliere, Weinlauben u. dgl. zu denken wäre; für ersteres weiß ich keine Erklärung. —

3. *Bastare* «genügen» ist süd- und westromanisch: it. *bastare*, prov., span., portg. *bastar*. Nordfrankreich kennt das Wort nicht. Wohl trifft man in dem von Mayer Lambert und Louis Brandin herausgegebenen hebräisch-französischen Glossar aus dem XIII. Jahrhundert mehrfach *abâta*, *abâte* «genug» und das Verstummen des *s* vor *t* scheint auf ein echt französisches Wort zu weisen. Aber außerhalb des Jüdisch-Französischen findet sich keine Spur davon und es liegt auf der Hand, ist historisch ja auch ohne weiteres verständlich, daß bei den Juden ein Wort aus dem Süden (Provence oder Iberische Halbinsel) sehr leicht nach Nordfrankreich verschleppt und da dem übrigen Lautbestand angeglichen werden konnte, das der eingeborenen Bevölkerung völlig fremd blieb. In der Tat zeigt das betreffende Glossar noch eine ganze Reihe anderer Worte, die wir sonst auch nur aus dem Süden kennen, so *arey* «Widder», das mit seinem *ei* statt *oi* die fremde Herkunft deutlicher an der Stirne trägt.

Die ausgedehnteste Verwendung zeigt *bastar* im Spanischen. Hier ist es nämlich nicht nur subjektiv wie in den anderen Sprachen, sondern auch objektiv: mit dem Erforderlichen versorgen, etwas leisten, *el galardón que los hombres non bastan, será remunerado por Dios* «der Lohn, den die Menschen nicht leisten, wird von Gott gegeben» zitiert Cuervo, *Dicc. de Construcción y Régimen* I, 856 b und die Akademie gibt als Bedeutung auch an «dar ó suministrar lo que necesita». Dazu nun ein Adjektivum span. *basto* «mit Lebensmitteln versehen», das die Akademie mit einer, wie Cuervo hervorhebt, nicht ganz verlässlichen Stelle belegt, das aber durch ein einer spanischen Chronik entnommenes mlat. *bastus* bei Du Cange in dieser Bedeutung gesichert ist, portg. *basto* «reichlich, dicht», *cabellos bastos* «dichtes Haar, gedrängt, dick», dann mit weiterer Bedeutungsverschiebung span. «grob, wollig von Schafen, plump, tölpisch, grob». Daraus bask. *basto* «comun, de qualité inférieure, *bast-orraz* Sattlernadel (*orraz* Nadel), Fischflosse, Bienenstachel». Daß *bastar* und *basto* zusammengehören, hat Diez gewiß mit Recht angenommen, die Frage ist nur, ob das Verbum oder das Adjektivum älter sei. Geht letzteres voran, so muß man, da es Südfrankreich und Italien fehlt, annehmen, daß sich *bastar* von der Iberischen Halbinsel aus verbreitet habe, und zwar sehr früh, da es in den andern Gegenden schon in den ältesten Sprachdenkmälern begegnet. Ein Beweis für diese Annahme ist nicht mehr zu erbringen, aber da das Wort nicht lateinisch ist, so muß es an irgend einer Stelle eingedrungen und rasch weiter gewandert sein. Dabei wird vermutlich die 3. Singular den Ausgangspunkt gebildet haben, die, wie wir eben gesehen haben, ja auch im Jüdisch-Französischen ihr Gebiet überschritten hat, die später von Italien aus als *baste* ins Mittelfranzösische, als *basto* ins Deutsche gedrungen ist. Diez stellt *basto* zu βαρτάζειν, ohne sich über die Bedeutungsentwicklung zu äußern, Cuervo sagt «el sentido de suficiente no se deja enlazar facilmente con ninguno de estos dos grupos» (nämlich *bastir* «bauen» und *basto*

«Saumsattel») und man wird ihm darin voll Recht geben und jeden Zusammenhang in Abrede stellen dürfen. Wohl aber kann man, immer unter der Voraussetzung, daß Spanien Ausgangspunkt ist, *basto* zu *bastir* «herrichten» in Beziehung bringen. Schon im Cid liest man

68 *de todo conduxo bien los oca bastidos*

«mit allen Vorräten hatte er sie wohl versehen», oder im Alexander

Mandó labrar Antioco naves de fuerte manera

Bastirlas de poderes, de armas, de civera

«ausrüsten mit Geld, Waffen, Getreide». Darin liegt deutlich der Weg zu einer neuen Entwicklung vorgezeichnet. *Bastir*, *bastecer* «einen mit etwas versehen», zieht *basto* «versehen, ausgerüstet, vollgepfropft» nach sich, dazu tritt ein neues Verbum *bastar* «versorgen, genügen», objektiv und noch gewöhnlicher subjektiv. Keine weitere Schwierigkeiten machen die neuprovenzalischen Bedeutungen von *abastá* «erreichen, mit Mühe erlangen» und umgekehrt «reichlich vorhanden sein». Auch wenn man in der Guyenne von einem Flug Vögel sagt *s'abasta* «er setzt sich nieder. heißt das eigentlich «er hat genug».

4. **bastum* «Saumsattel». Das Wort findet sich außer in Portugal überall: frz. *bât*. prov. *bast*, it., span. *basto*, ist auch in den Romanen benachbarte Gegenden gedungen, *bast* «Pack-, Saumsattel, ein dachförmiger, hölzerner Sattel für Wagenlasten, im Gegensatz zum Reitsattel» erklärt das Schweizerische Idiotikon IV 1778 und gibt als Verbreitung Wallis, Bern, Freiburg, Uri, Obwalden, Schwyz, Zug, also die Gegenden, die von starkem Verkehr mit Italien den Saumtierverkehr kennen, dann lothringisch, ferner bretonisch *bas* aus afrz. *bast*; bask. *basto*, *bastá* «Saumsattel, Pferdegeschirr» und zwar ist nach de Azkue die alte Bedeutung «Saumsattel» in Nieder-Navarra, also bei den französischen Basken, die neue weitere hauptsächlich in Biskaya und Ober Navarra zu Hause, ohne daß das Spanische nach Ausweis der mir zur Verfügung stehenden Quellen dafür verantwortlich gemacht werden könnte. Im Valencianischen bezeichnet *bast* das Sattelkissen, «Kissen an der unteren Seite des Reitsattels und des Saumsattels, um das Reittier zu schonen» nach Escrig y Martinez, während Labernia kat. *bast* mit *basto*, *basté*, *bastá* übersetzt und als eine Art kurzen Saumsattel, dessen untere Seite mit Wolle ausgestopft ist, erklärt. Man begegnet hier also auch der Form *bastá*, die dem Baskischen zugrunde liegt. Sie wird kaum mit dem gleich zu besprechenden it. *bastá* zusammenhängen, sondern neu gebildet sein. Als aragonesisch wird nämlich *basté* angegeben, das wohl aus kat. *bast* entlehnt ist. Vom Plural *bastes* ist im Aragonesischen ein Singular *bastá* möglich, da hier *-as* zu *-a* wird, der Singular zu *astes* also *asta* lautet. Die falsche Form erklärt sich im Munde Fremder um so leichter, als *bastes*, soweit es «Sattelkissen» bezeichnet, im Plural (genauer Dual) viel häufiger ist als im Singular. Auffällig stimmt dazu «Kissen, das dem Zugvieh zum Schutze der Haut auf den Rücken gelegt wird, samt dem es festhaltenden oder daran befestigten Riemenzeug», Schwyz, Zug (Schweiz. Idiot. a. a. O.).

Für «Saumsattel» hatten die Römer das griech. *σαγμα* übernommen, nicht allzu früh nach den Belegen, die bei Vegetius und Servius zu Virgil laujunus. Das Wort findet sich auf dem gesamten romanischen Gebiete außer Rumänien, aber nur in der Bedeutung «Last, Lasttier» und anderen, davon abgeleiteten, einer Bedeutung, die *σαγμα* auch hat, ja doch wohl zunächst hatte, da es zu *σαγμα* gelangt zu sein scheint (die

packung» bedeutet. Man wird kaum fehlgehen mit der Annahme, daß die römische Volkssprache die beiden Verwendungen von *sagma* kannte und daß uns nur zufällig die eine in der Literatur nicht überliefert ist. Die andere, die überlieferte, hat in Italien, Gallien und im Osten der Iberischen Halbinsel **bastu* übernommen, während sie in span. *jalma* «Art Saumsattelzeug für Maultiere» geblieben ist, nur daß der Anlaut *j* statt *s*, wie in vielen anderen Fällen, arabischen Einfluß zeigt.

Wollte man von der katalanisch-valencianischen Bedeutung ausgehen, so läge ein Zusammenhang mit dem unter *bastare* besprochenen Adjektivum *basto* nahe und der Vergleich mit *σάγμα* zu *σάτω* scheint das noch näherzulegen. Allein bei näherem Zusehen geht es doch nicht. Auf der einen Seite steht ein deverbales Substantivum von der allgemeinen Bedeutung «Bepackung», auf der anderen ein Adjektivum «dicht, gestopft», das ohne jede formale Änderung eine ganz andere Bedeutung bekommen soll. Außerdem aber gehört das Adjektivum nur der Iberischen Halbinsel an, und zwar dem Zentrum und Westen, wogegen *bastum* «Saumsattel» gerade im Westen der Iberischen Halbinsel fehlt, im Zentrum nicht eigentlich bodenständig ist. So bleibt die alte Zusammenstellung mit *βαστάζειν*, *basterna* übrig, die begrifflich ja paßt, die formell aber noch der genaueren Begründung bedarf.

Neben *basto* findet sich in italienischen Mundarten auch *bastà*. Boerio stellt in seinem venezianischen Wörterbuche *bastà* sogar voran, erklärt es übrigens als «specie di sella con piccolo arcione dinanzi, della quale si servono i poveri uomini per cavalcare sui muli o sugli asini», dazu *bastà* oder *bastin da fachini* «cercine, ravvolto a foggia di cerchio usato da' fachini per salvar il capo dall' offesa de' pesi»; ebenso gebraucht das Bolognesische *bastà* neben *bast*, sagt aber schon *bast da fachini*. Man wird in diesem letztern Worte nicht an «Bast» denken wollen, da die Reifen, um die es sich handelt, zumeist aus Lumpen oder Stroh bestehen, man wird vielmehr auch hier wie im Valencianischen und Schwyzerischen die Hervorhebung der Polsterung sehen.

Auch das Provenzalische kennt *bastà*. Es bezeichnet zunächst den «großen Korb, den man am Packsattel befestigt», dann ein Gefäß zum Weintransport und nun ähnlich wie «Saum»¹ im Deutschen ein «Flüssigkeitsmaß». Weitere Übertragungen wie «Waschkorb», «zweiräderiger Karren» (zunächst «Korbkarren») brauchen hier nicht weiter begründet zu werden; «Plache um die Karre zuzudecken» wird erst vom Verbum *embasta* «packen» gebildet sein, vergl. portg. *enxalmo* S. 37. Darf man danach von *bastà* ausgehen, so ist die Vermittlung mit *βαστάζειν* auf zweierlei Art möglich. Wie *δίκη δικάζω*, *δόξα δοξάζω*, im späteren Griechisch *λίμα λιμάζω*, *στάλα σταλάζω* nebeneinanderstehen (Verf. zu Simon Portius 191, Chatzidakis, Einleitung in die neugriech. Gramm. 94 f.), so ist auch ein *βάστα* zu *βαστάζω* möglich, ja wenn man *ἔργον ἐργάζομαι* zusammenhält, auch ein *βάστον*. Die Bedeutung wäre «Trage». Man kann dagegen nur das eine Bedenken geltend machen, daß im Griechischen bis jetzt keine Spur einer solchen Bildung nachgewiesen ist, auch nicht, wie es scheint, in der späteren oder der heutigen Sprache. Vielleicht ist dieses Bedenken nicht allzu schwer, wenn man erwägt, daß *φάνταγμα*, das ich für prov. *fantauima*, frz. *fantôme* vermutet habe (Rom. Gramm. I, 274), von Kretschmer in lesb. *φάδαμα* nachgewiesen worden ist (Neugr.

¹ Ein hübsches Spiel der Laune! Deutsches «Saum am Kleide» und «Saum», Flüssigkeitsmaß, lauten beide prov. *bastà*. Und doch hängen weder die heiden «Saum» noch die beiden *bastà* untereinander irgendwie zusammen.

Dialektstud. I, 461). Will man sich aber an das Überlieferte halten, so bietet sich *bastaga* «Frohnlast». Die lautlichen Verhältnisse wären dieselben wie bei it. *como* aus *quomodo*, bei afrz. *viatre* aus *vertragus*. Die Umgestaltung von **bastā* zu **bastum* entspricht der von *medulla* zu **medullum* (it. *midollo*, prov. *mezul*, gask. *medut*, span. *meollo*, portg. *miolo*) und zahlreichen anderen (Rom. Gramm. II, § 387), d. h. *bastā* ist kollektiv-pluralisch «Last, Packung», namentlich wohl auch dualisch «die links und rechts aufgepackten Säcke», **bastum* singularisch «der einzelne Packsattel». Der Übergang von Ladung, Packung zu Packsattel liegt auch in *sagma* vor. Welche von den beiden Möglichkeiten vorzuziehen sei, ist vorläufig nicht zu sagen, aber für griechischen Ursprung, d. h. also für Zusammenhang mit βαρτάω spricht vor allem, daß auch das mit **bastā -um* aufs engste zusammenhängende *sagma* griechisch ist. Gegen eine Ableitung von *bastere* dagegen, der ja morphologisch kein Bedenken begegnet, spricht die Geographie. Wir haben gesehen, daß *bastire* Frankreich, Spanien, Norditalien angehört, *basto* dagegen Frankreich und ganz Italien. Man müßte also eine Wanderung von Norden nach Süden annehmen, die wiederum sachlich unwahrscheinlich ist. Vollends eine Entlehnung direkt aus dem Germanischen ist ausgeschlossen, da ja «Maultier» wie «Saum» für die Germanen römischen Ursprungs sind.

Zu diesem *bastum* oder *bastā* fügt sich begrifflich *basterna*, nicht zu *bastum* «Stock», denn daß die *basterna* auf zwei *amites* getragen wird, unterscheidet sie nicht von der *lectica*, aber die Anwendung des Suffixes *-erna* ist hier ebenso dunkel wie in den meisten anderen Fällen. Auch das wissen wir nicht, wie sich die *basterna* zur *lectica* verhält. Das Wort (mit der speziellen Form der Sache?) ist bald wieder verschwunden, denn während it. *lettiga*, span. *lechiga* das lat. *lectica* in volkstümlicher Form fortsetzen, ist *basterna* nicht erbwörtlich romanisch, vielmehr sind span., portg. *basterna* deutliche Buchwörter.

In diesen Zusammenhang scheint noch ein anderes Wort zu gehören. Aret. *bástrega* bezeichnet das um den Leib des Saumtiers gebundene Seil, das die Last festhält; dazu kommen zwei Verba: *imbastrigare* «festbinden», *sbastrigare* «losbinden». Caix, der in seinen Studi di etimol. it. e romanza 158, diese Formen anführt, erwähnt noch altperug. *bastrece* «ein Teil des Saumsattels», weiter südlich versagen es die Wörterbücher der Abruzzen, weiter nördlich bringt Pieri aus der Versilia *bástrica* «corda o fune per vari usi» (per legare alla greppia il cavallo, per le reti del fieno ecc.). Caix denkt an βαρτάξ mit dem üblichen Übergang von Nomen actoris zum Nomen instrumenti. Aber ein Seil ist kein Träger, die *bastraga* auch kein «Tragseil». Den Weg zur Deutung scheint mir das Verbum *imbastrigare* zu weisen. Wäre die Grundbedeutung von *bastriga* «Seil», so wäre wohl eine Bildung mit *a-*, nicht aber eine mit *in-* verständlich. Liegt aber *bastaga* «Last» zugrunde, so verhält sich **imbastagare* «packen» dazu wie span. *enjalmar* zu *salma*. In Anlehnung an die zahlreichen *-icare*-Verba ist dann **imbastigare* an Stelle von **imbastagare* getreten, dazu nun *sbastigare* «abladen» und da bei der Packung der Saumtiere die erste bzw. letzte und damit wichtigste Arbeit das Abseilen bzw. Festseilen ist, konnten die beiden Verben sich darauf beziehen. Dann aber ergab sich ein Substantiv **bastiga* «Seil» ohne Schwierigkeit. Der Zutritt des *r* nach *st* ist etwas im Romanischen so Häufiges, daß man ihn unbedenklich annehmen darf, auch wenn man ihn vor der Hand nicht so erklären kann, wie dies Baist für eine Reihe der bekannten französischen Fälle getan hat (Zeitschr. d. rom. Phil. XXIV, 45 ff.). —

5. It. *bastardo*, frz. *bâtard*, prov., kat. *bastart*, span., portg. *bastardo* Dazu noch afr. *fiis de bast*, entstellt zu *fiis de bas* und daraus mittelengl. *baste* «ungesetzliche Ehe». Daß *bastard* in der südlichen *s*-Form weiter gewandert ist, ist bekannt. Namentlich die Ausdrucksweise *fiis de bast* hat den Gedanken nahegelegt, daß es sich um eine Ableitung von **bastum* handle. „Auf welche Anschauung sich aber dieser Ausdruck «Kind des Saumsattels» bezieht, ist nicht so leicht ins Klare zu bringen“, sagt Diez in der ersten Auflage. Später hat er Mahns Erklärung als «ansprechend» dazugesetzt. „Das deutsche «Bankert» kommt bekanntlich von Bank und heißt eigentlich der auf der Bank, im Gegensatz zum Bett, erzeugte. Der romanische Ausdruck «Kind des Saumsattels» ging dagegen im Süden, in der Provence oder Spanien, aus den Sitten der Maultiertreiber hervor, die sich in den Wirtshäusern ihre Betten von Saumsätteln machten und dort mit den Mägden Verkehr hatten. Ein Beispiel dieses Verkehrs findet sich im Don Quijote I. 16.“

Obschon diese Ausführungen ziemlich allgemein Beifall gefunden haben und in Frankreich vom Dictionnaire général, in Deutschland von Kluge verbreitet werden, sind sie doch vollständig unhaltbar. Zunächst ist zu bemerken, daß es sich keineswegs um eine in Südfrankreich und Spanien allgemein verbreitete Sitte, sondern lediglich um eine Erzählung aus dem Don Quijote handelt, die ja vielleicht einer gelegentlichen Übung entspricht. An dieser Stelle ist nun aber gar nicht das Wort *basto* gebraucht. Es wird da berichtet, das Lager des Maultiertreibers sei viel besser gewesen als das Don Quijotes «*aunque era de las enjalmas y mantos de sus machos*». Also «aus den Sätteln und Decken seiner Maultiere» hat er sich eine Lagerstätte zurechtgemacht. Dabei ist *enjalma* zunächst ein Wort allgemeiner Bedeutung. Von *enjalmar* «die *jalma* auflegen» gebildet, bedeutet es ursprünglich «Sattelzeug», ja portg. *enxalmo* ist geradezu «die Decke, die man über die Ladung der Saumtiere legt». Das ist doch wenig geeignet, die Grundlage für ein Wort «auf dem Saumsattel erzeugt» zu geben. Dazu kommt nun aber weiter, daß *bastardo* nicht in Spanien geprägt sein kann, weil die eigentliche Heimat des Suffixes *-ardo* Frankreich und Italien ist, während die Iberische Halbinsel es kaum kennt (vgl. Rom. Gramm II., § 519). Endlich spricht auch die Bedeutung dagegen. In ältester Zeit ist der Bastard nicht ein uneheliches Kind im heutigen Sinne, ein Kind, dessen Vater nicht bekannt ist, dessen Aufzuehung der Mutter überlassen bleibt, nicht ein «Bankert», sondern es ist das nicht mit der rechtmäßigen Gattin erzeugte Kind von Fürsten, von vornehmen Herren, ein Kind, dessen Vater wohl bekannt ist, das von ihm auch nicht verleugnet wird, das bestimmte gesetzlich geregelte Rechte in Bezug auf Erbe u. dgl. hat. Man sehe die Belege bei Du Cange nach oder man erinnere sich der in der Literaturgeschichte berühmten Bastarde wie Hainfroit und Heudri, die Söhne Pipins mit der Magd, oder des Bastards von Bouillon usw. Damit ist vollends die Mahnsche Deutung ausgeschlossen, denn so unbequeme Gelegenheiten zur Befriedigung ihrer außerehelichen Wünsche werden sich auch im frühesten Mittelalter die Fürsten kaum gesucht haben. Daher kann auch der von G. Paris, *Histoire poétique de Charlemagne* 241 gebrachte französische Ausdruck *Enfant de la balle* nicht als Parallele verwendet werden.¹

¹ Wie alt und wie verbreitet ist übrigens dieser Ausdruck, den weder Littré noch Dict. gén. bieten? G. Paris stellt weiter die Vermutung auf, daß die Sage, wonach Karl der Große auf einem Karren erzeugt worden sei, sich vielleicht daraus erkläre, daß der Karren wie die Bank, der Saumsattel, der Ballen im

Die Verbindung mit *bast* «Saumsattel» wäre auf anderem Wege möglich. Wie das Maultier dem Pferde nachsteht, so ist auch der *bast* weniger vornehm als die *selle*. Wenn also ein *enfant de selle* das auf dem Sattel sitzende, das vollwertige, auf alle Ehren Anspruch habende Kind bedeuten würde, so könnte *enfant de bast* das minderwertige sein; oder wenn *bête de bast* ein ständiger Ausdruck für «Maultier» wäre, so könnte auch *bastart* «Maultier», dann «Mischling» bedeuten, wobei «Mischling» nicht wie in «Mulatte» sich auf das Resultat der Kreuzung zweier Rassen, sondern auf das zwei verschiedenen sozialen Schichten angehörender Individuen bezöge. Allein die Überlieferung, die nicht so spärlich fließt, daß man sie nach Gutdünken durch Vermutungen ausfüllen dürfte, versagte für die eine wie für die andere Auffassung die Gewähr.

Da die ursprünglichste Bedeutung des Wortes in Nordfrankreich zu Hause ist, so liegt der Gedanke nahe, daß hier der Ausgangspunkt zu suchen sei, und dazu stimmt, daß nur hier die zwei Formen *filz de bast* und *bastard* vorkommen und daß die ganz eigentliche Heimat des Suffixes *-ard* auch wieder Nordfrankreich ist. Das führt auf germanischen Ursprung, führt um so mehr dahin, als die Kreise, in denen der Begriff zunächst rechtlich fixiert wurde, die der gotischen oder fränkischen Eroberer, nicht der angesessenen Gallorömer sind. Bekanntlich ist in England im Mittelalter das Wappen der Bastarde durch einen Stock gequert und das könnte darauf führen, daß *bastard* mit *baston* zusammenhängt. Aber solche Schlüsse aus der Heraldik sind trügerisch, die Sache kann sich umgekehrt verhalten, daß nämlich in *filz de bast* der Stamm von *baston* empfunden und danach das Wappen gestaltet wurde. R. Much hat einmal die Möglichkeit ausgesprochen, das *Basterna* eigentlich Blendling bedeute. „Welchen Sinn dieses Wort *bast* ursprünglich gehabt hat, ist nicht von Belang, denn ein aus dem Lateinischen stammender Bestandteil des Romanischen ist es gewiß nicht, und wenn eine junge Ableitung davon «Kebskind» bedeutet, kann dies auch bei einer anderen, älteren der Fall sein. Und nichts ist der Deutung des Namens *Bastarnae Basternae* als Blendlinge so günstig als gerade sein Suffix“ (PBB. XVII. 37). Das hat vielleicht etwas für sich und würde wiederum darauf führen, daß das Wort germanisch ist. Aber weiter kommen wir vorläufig nicht. Möglich ist auch natürlich Zusammenhang mit *baston* «Stock», wobei dann eine uns nicht bekannte und wohl auch nicht zu erratende oder erschließende rechtssymbolische Handlung zugrunde liegen würde.

6. Lat. *bastus* oder *-um*, ital. *bastone*, frz. *bâton*, span. *baston*, portg. *bastão* «Stock». Die einfache Form findet sich nur einmal bei Lampridius im Ablativ Singularis, so daß man ebensogut ein Maskulinum wie ein Neutrum ansetzen kann. Walde schreibt Gegensatz zum Ehebett stehen. Dann müßte man aber doch Spuren dieses Germanismus bei Römersen *filz de char* im spätern Latein oder im älteren Französisch antreffen, wenn auch sich *char* natürlich anzuwenden ist, namentlich nach der a. a. O., S. 225 abgedruckten Schreibung: „*Il vint li pape par a li li pretaist la nuit a cochier ot lui, cil l'otrea si li fit lit sor un char qui estout devant l'es. char qui de fustatit*“. Da sich jedoch diese Karrengeschichte ausschließlich auf Karl (Martell oder Karl den Großen) bezieht, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß eine nicht allzu alte (denn die ältesten Quellen kennen sie nicht) etymologische Deutung von *Carolus* vorliege, die nicht besser und nicht schlechter ist als die noch heute weit verbreitete Verbindung mit *carus*. Daß man gerade an dem Namen Karl herumdeutelte, zeigt auch die Woltersche Chronik. Als einst Pipin mit der falschen Bertha bei Tisch saß, kam der Müller mit Bogen und Pfeil, was nach der mit Pipin getroffenen Verabredung das Zeichen war, daß die richtige Bertha einen Sohn geboren hatte. Er traf mit dem Pfeil den Becher der Königin, so daß dieser umstürzte, worauf die Königin rief: weg mit dem Kerl (Karl, er ist zu groß! *Car il est trop grand, car il n'est pas un Karl heißen*) (G. Paris a. a. O., 229).

«sehr zweifelhaft ob als **baestom* zu *baculum*. Nicht zu *battuere*.» Wie morphologisch ein solches **baestom* zu erklären wäre, bleibt mir freilich dunkel, aber unter den bisher besprochenen Wörtern ist dieses *bastum* dasjenige, dem ich am wenigsten beizukommen vermag. Zunächst fällt auf, daß das Romanische nur **bast-one*, nicht *bastum* kennt. Neben den Vertretern von *sabulo*, *ponto* und dem zu erschließenden **planto* (Rom. Gramm. II, § 457) bleiben *sabulum*, *pons*, *planta*. Andererseits scheint span. *bástiga*, *vástago* «Schößling», dessen Herleitung aus got. *wahstus* (Rom. V, 187) einer Widerlegung nicht bedarf, nicht von *bastone* getrennt werden zu dürfen, ist aber damit nur unter Voraussetzung eines *bastum* vereinbar. Morphologisch wäre gegen ein βάστον von βαστάζω nichts einzuwenden, s. S. 34. Auch dafür, daß ein spätgriechisches Wort für «Stock» nach Italien usw. wanderte, läßt sich nicht nur χαράκιον, tess., veltl. *karas*, mail. *skaras*, afr. *escharas*, nfr. *échalas* «Weinpfahl» anführen, sondern begrifflich noch näher liegend, ital. *camato* «Gerte, dünner Knotenstock» *scamato*, «Stock zum Ausklopfen der Wolle». Die Wegweisung für die Deutung dieses Wortes gibt senes. *camaitare*, das mit seinem *i* deutlich auf Zusammenhang mit prov. *gamach*, aven. *gamaito* weist und ein *cht* als Stammauslaut verlangt, d. h. ein griechisches Wort. Die Bedeutung führt auf κάμαξ, der Form genügt ein *καμάκτον, später *καμάχτον, das sich zu κάμαξ verhält wie βαστάκτης zu βástαξ. Und doch bleibt ein Bedenken. Ein βάστον von βαστάζειν würde den Stock als Stütze bezeichnen, wogegen das Charakteristische bei *bastum bastone* zunächst das Schlagen ist, wie denn auch das älteste rumänische Beispiel des aus dem Italienischen entlehnten *baston* es in Verbindung mit *bate* «schlagen» zeigt. Auch hier wäre freilich der Weg ein oft betretener, vergl. ital. *bacchio* «Stock, Stab, Stange», *al bacchio* «blindlings, unbesonnen». Das sind alles Schwierigkeiten, deren jede einzelne gering ist, die zusammengenommen aber doch bedenklich machen können. Ich sehe vorläufig auch keine Möglichkeit, *bastum* so zu lokalisieren, daß dadurch ein Anhaltspunkt für die Entstehung gegeben wäre. *Vástago* neben *bastone* könnte nach Spanien weisen, doch ist die Spur unsicher.

7. Ital. *bastagio* «Packträger», ven. *bastazo* «facchino impiegato al servizio delle dogane e dei lazzaretti», neap. *vastaso*, kal., siz., tar. *vastasu*, abruzz. *vastase*, auch neugriech. βαστάζος, dann aprov. *bastais*, belegt aus Marseille, heute von Mistral nicht bezeichnet, aber kat. *bastax*, mallork. *bastás* «Pflock zum Aufspreizen des Deckels», aragon., valenc. *bastage*. Also deutlich ein Mittelmeerwort, das, nach den Wörterbüchern zu urteilen, nirgends tief ins Binnenland hineingedrungen ist. Sard. *bastaxiu* hat zwar neben seiner ursprünglichen Bedeutung noch die von «Dachbalken», ist aber trotzdem nach Maßgabe der Laute aus dem Katalanischen entlehnt. Es handelt sich also zunächst darum, Ausgangspunkt und Wanderung zu bestimmen. Ngr. βαστάζος ist schon nach seinem Akzente romanisches Lehnwort, als solches auch von G. Meyer, Neugr. Stud. IV, 16, ganz richtig von venez. *bastazo* hergeleitet worden, mit dem allerdings etwas unverständlichen Zusatz «der romanische Stamm *bast* kommt auch im Griechischen vor, agr. βαστάζω usw.». Es scheint mir ziemlich wahrscheinlich, daß die süditalienischen Formen aus dem Neugriechischen stammen, da mit einer solchen Annahme das *v* gegenüber dem nördlichen *b* erklärt wäre und da das *s* mit dem *z*, *gi* nicht vereinbar ist. Sodann kann unbedenklich tosk. *bastagio* als Entlehnung aus ven. *bastazo* bezeichnet werden, da die Entsprechung von ven. *z* bei Erbwörtern im Toskanischen *gg* lauten würde, *g* bei Entlehnungen aus Norditalien sehr gewöhnlich ist. Für das Venezianische wird *g*, *j*, *dy*, *gy*,

als Grundlage gefordert, vergl. *pezo* aus *pejus*, *razo* aus *radius*. Dazu passen auch die katalanischen Formen und die altprovenzalische, wenn wir nur das *s* nicht als stammhaft, sondern als Flexionszeichen auffassen, also das Wort als *bastai* ansetzen. Wir gelangen somit zu einem den nördlichen und westlichen Mittelmeerländern angehörigen *bastazu*, das von Venedig nach Toskana und Griechenland, von da nach Süditalien gewandert ist. Schon Diez hat *βάσταξ* zugrunde gelegt. Allerdings ist die Bedeutung dieses *βάσταξ* in dem einen Beleg bei Theoph. Protos. *ὁνομαζέται δὲ βάσταξ τῆς κεραιῆς ὑπὸ γλίαι ἢ τριόγγιαι* nicht ganz durchsichtig, aber ganz unmißverständlich ist *νεκροβάσταξ -αρος* 'Tote tragen'. Da *βάσταξ* «Träger» sich an *βαστάζω* anschließt, kann man das Wort unbedenklich als griechisch bezeichnen. Es muß ins Lateinische gedrungen *bastar* *bastare* flektiert worden sein und im Venezianischen von Plur. *bastagi* einen neuen Singular *bastazo* bekommen oder schon früher, aber als *g* schon *gi* lautete, den indifferenten Ausgang *e* oder sogar den griechischen Akkusativ Ausgang *a* durch das den Sexus scharf kennzeichnende *o* ersetzt haben. Darüber, ob man *νεκροβάσταξ* oder *νεκροβαστάξ* betonen soll, gehen die Ansichten auseinander. Die romanischen Formen sprechen für das letztere.

Von Griechenland einerseits, von Germanien andererseits treiben zwei voneinander ganz unabhängige Wurzeln *bast* ihre Schößlinge hinein in romanische Gebiete, aber nirgends verschlingen sich diese Schößlinge; man sieht nicht, daß die Bedeutung der einen Gruppe durch einen Vertreter der andern gleichklingenden beeinflusst worden wäre, kaum daß man einen geringen Anfang dazu in der speziellen Einschränkung, die *bastu* «Saumsattel» in Valencia erfahren hat (Seite 33), sehen darf. Man könnte nämlich dabei an *basto* «gestopft» denken, aber der Umstand, daß dieselbe Bedeutungseinschränkung auf ganz anderem Gebiete sich findet, wo ein solcher Einfluß nicht besteht, läßt auch diesen Gedanken ablehnen.

Holz und Mensch.

Von Rudolf Much.

Goethe sagt:

«Kleid eine Säule,
Sie sieht wie eine Fräule.»

Das stimmt auffallend zu den beiden *trémenn*, denen nach *Hávamál* 48 (B 49) der Fahrende seine abgetragenen Kleider umhängt und von denen es heißt:

rekkar þat þóttuz, er þeir ríft höfþu.

«In den Lumpen glichen sie leibhaften Menschen» übersetzt Gering die Stelle. An diesen *trémenn* dürfte kaum mehr als der Kopf notdürftig geschnitten gewesen sein. Und auch zu dieser Arbeit sah man sich wohl erst veranlaßt, weil schon der aufrecht stehende Pfahl selbst an einen Menschen gemahnte. So entwickelt sich aus der Säule die Bildsäule. Vgl. dän. *støtte*, *billedstøtte*, schwed. *bildstod* mit gleichem Bedeutungsübergang.

Daß im besonderen das Götterbild vom verehrten Pflock ausgeht, hat Meringer JF. 16, 151 ff., 17, 159, 165 f., 18, 277 ff., 21, 296 ff. gesehen und ist dabei auf Erzader gestoßen, die noch lange den Abbau lohnen wird.

Bei den Germanen begegnen uns für diese Entwicklung verschiedene Belege. Ob neben dem wohl aus dem Germanischen herübergenommenen litauischen *stutpas* «Säule, Götzenbild» auch im Germanischen selbst schon ein Wort mit diesen beiden Bedeutungen vorhanden war, bleibt ungewiß. Aber dem lit. *stābas* «Götze» entspricht genau ein alter nordischer Ausdruck. Wenn es in Den ældre Eidsivathing's Kristenrett (Norges gamle Love I) 1,24¹ heißt: *engi maðr skal hafa í húsi sínu staf eða stalla* «Niemand soll in seinem Haus einen *staf* oder (und?) Altar haben» — man beachte die stabreimende Verbindung von *staf* und *stalli* —, so kann hier *staf*, das sonst «Stock, Pfosten, Pfahl» bedeutet, nicht gut etwas anderes sein als ein Götterbild oder ein Pfahl, der einen Gott vorstellte. Das ist auch Fritzner entgangen, obwohl schon Maurer, Bekehrung 418 bemerkt: «*Staf* muß hier wohl die Säulen mit eingeschnitzten Götterbildern bedeuten, wie sie das Heidentum liebte» und damit annähernd das richtige traf. Hätte er von jenem lit. *stābas* gewußt, so hätte er erkannt, daß dieser *staf* als ein ganz selbständiges Schnitzwerk angesehen werden kann, das nicht etwas getragen zu haben braucht.

Die heiliggehaltenen *þndvegissúlur* mit den eingeschnitzten Thorsbildern allerdings sind zugleich Götterbilder und konstruktive Teile des Hauses, beziehungsweise des Tempels. In ganz überraschender Weise erinnert an sie die ungarische *bódog-anya* «Mutter Gottes», ein senkrecht stehender viereckiger oder runder Eichenpfosten, der mitten im Zimmer stehend den Tram stützt, der die Zimmerdecke trägt, ein Seitenstück, auf das Meringer JF. 21, 301 aufmerksam gemacht hat.

Sehr nahe steht hier auch die sächsische *Irminsúl*. Wie das Haus vielfach eine Mittelsäule hatte, *firstsúl* in der lex Baiuuariorum X, 6, 7, bei Notker Boethius *magansúl* genannt, — in der eben erwähnten *bódog-anya* setzt sie sich fort —, so stellte man sich auch inmitten des Weltgebäudes, den Himmel stützend, der aisl. auch *fagra-ræfr* «schönes Dach» und *salpak* «Dach der Erde, des Bodens» heißt, eine solche Säule vor. Die im Freien aufgerichtete *Irminsúl* ist das Symbol und Abbild dieser den Himmel tragenden Säule.

Als nordisches Gegenstück zur sächsischen Vorstellung von der *Irminsúl* inmitten der Welt und ihrer Verehrung darf der *askr Yggðrasils* gelten. Beide verhalten sich zu einander gerade so wie die *firstsúl* des alten bairischen Hauses zu dem lebenden Baum — er wird als *apaldr* bezeichnet, was aber nach nordischem Sprachgebrauch auch einen andern fruchttragenden Baum, besonders auch eine Eiche bedeuten kann, — um den nach einer offenbar sehr altertümlichen Sitte Völsungs Saal herumgebaut war. An diesen hat zur Erklärung der Vorstellung von der Weltesche schon F. Jónsson, Arkiv 21, 399 erinnert und damit schon mindestens ihren Kern richtig gedeutet, um den sich später ja wohl auch anderes angesetzt hat.

In der Egilssaga c. 68 begegnet uns ein merkwürdiges Sprichwort: *þá verðr eik at fága, er undir skal búa* «die Eiche muß man verehren, unter der man wohnt». Daß hier *fága* auf religiösen Kult zu beziehen ist, kann angesichts einer Reihe von Belegen für diese Bedeutung des Wortes wie *eigi skuli þér þá hluti* (nämlich *skurgöð*) *vegsama ok fága* oder *eigi skaltu goð þeirra gofga né fága* nicht bezweifelt werden: s. Fritzner 1, 365, Cleasby Vigfusson 146. F. Jónsson macht in seiner Ausgabe der Egilssaga, Altnord. Sagabibl. 3, 225 zu der Stelle die Bemerkung: «ein uraltes Sprichwort, aus uer Zeit herstammend, als die Wohnungen (Hütten) noch unter einem großen Baume oder rings um ihn herum aufgeführt waren; vgl. Völsungas. c. 3.» Das ist gewiß zutreffend. Für

uns ist aber jenes Sprichwort um so wertvoller, als es auch ein Zeugnis ist für die Verehrung solcher Bäume. Man kann bei ihr auch an den merkwürdigen Bericht des Herodot 5, 23 über die Argippaier erinnern. Jeder von diesen wohnt nach ihm unter einem Baum (ὑπὸ δρυπέῳ); über diesen deckt er im Winter einen dichten, weißen Filz; im Sommer läßt er ihn ohne Filz. Wilhelm Tomaschek, Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden, WSB. 117, bemerkt S. 60 zur Stelle: «Die alte Wohnart hat sich vielleicht in einer Opferzeremonie der Altai-Türken (Jyš-kiši, Tuba) erhalten: wenn diese dem Tengri opfern, so stellen sie in einem abgelegenen Birkenwäldchen am Rand einer Lichtung eine Jurte auf, in deren Mitte eine grünbelaubte Birke mit ihrem Wipfel durch das Rauchloch herauschaut; das Dach wird mit Filzlagen bedeckt (R. II. 3. Aus Sibirien II, 19 fg.)». Spielt auch hier der Baum selbst als Kultobjekt eine Rolle?

Wenn die hier für die Irminsül gegebene Erklärung richtig ist, so darf man aus den Zeugnissen für sie schließen, daß bei den Sachsen auch in den Häusern die Mittelsäule für heilig galt und Verehrung genoß. Bei dieser und bei der Irminsül an eingeschnitzte Bilder nach Art derer an den ǫndvegissúlur zu denken, nötigt uns nichts, hindert uns aber auch nichts. Und wenn uns bei diesen von einem Bilde Thors erzählt wird, mag man immerhin auch die Irminsül auf einen Gott beziehen, der dann zwar nicht wegen ihres mit *irmin* zusammengesetzten Namens, aber wegen ihrer Bedeutung als *universalis columna, quasi sustinens omnia* (MG. 2, 676) niemand anderer als der *regnator omnium deus* des Tacitus, Germ. 39, das ist der Himmelsgott, sein kann.

In einigen Punkten weicht meine Ansicht von der Meringers ab. So glaube ich nicht an ein ags. *eodor, eodur* im Sinn von «verehrter Balken», wozu übrigens Meringer selbst jetzt JF. 21, 301 ein Fragezeichen setzt. Auch die Bedeutung «Fürst» hat *eodor* nicht für sich allein, denn nur Verbindungen wie *eodor Scildinga, Ingwina* sind belegt, und diese sind wirklich ganz so zu verstehen wie ἕρκος Ἀχαιῶν, aus dem man doch auch nicht ein griech. ἕρκος «Fürst» erschließen darf. Ebenso begegnet *helm* und *hléo, hléow* in Verbindung mit Genetiven wie *eorla, wigendra, Wedra* u. dgl. als Bezeichnung des Fürsten, ohne dabei selbst etwas anderes als «Schutz, Schirm» zu bedeuten. Auch die Bedeutung «einzelner Pfahl» ist für ags. *eodor* nicht erweislich. Das *in under eoderas* Beowulf 1038:

(Heht þá eorla hléo eahta mearas
fætedhléore on flet tior)
in under eoderas

übersetzte ich gleich Heyne: «hinein in das Haus». Dabei darf man das *flet* 1037 nicht auf eine bestimmte Stelle des Hallenbodens beziehen, vielmehr heißt hier *on flet* ganz formelhaft «in den Innenraum» oder auch einfach «hinein». Und *under eoderas* an unserer Stelle ist von dem *undar ederós*, Heliand 4944 unmöglich zu trennen, und in beiden Fällen haben wir es ebenfalls nur mit einem formelhaften Ausdruck zu tun. Nicht einmal die Pluralform läßt sich mit Bestimmtheit auf die Mehrheit der Zaunpfähle zurückführen. Da sonst *eodor* im Singular schon «Zaun, Gehege» bedeutet, wird man eher an das gleichfalls pluralische *in geardum* für «at home» und die aisl. Plurale *garðar, hús, tón* im Sinn von «Gehöft» anzuknüpfen haben. Mit Recht übersetzt Holthausen, Beowulf II, 130 den Plural von *eodor* einfach mit «Haus». Gegen die Einwendung, wenn die Rosse schon im Saale sind, sei ein weiterer Zusatz *in undar eoderas* im Sinne von «ins Haus hinein» überflüssig, ist auf die stilistische Eigentümlichkeit der altgermanischen Poesie zu verweisen, die Appositionen liebt und dabei oftmals den-

selben Gedanken mit wechselndem Ausdruck wiederholt. Ein neues Moment braucht also durch das *in under eoderas* nicht hinzuzutreten.

An jene *trémenn* der *Hávamál*, von denen eingangs die Rede war, erinnert es, wenn in der nordischen Mythologie die ersten Menschen, *Askr* und *Embla*, aus Bäumen oder Hölzern — in Snorris *Gylfaginning* ist von *tré tvau* die Rede — geschaffen werden. Es setzt das eigentlich auch schon voraus, daß man sich durch Bäume, Baumstrünke oder Stämme an menschliche Gestalt erinnert fühlte. Das leitet uns aber hinüber zum Gegenstück, zur Vergleichung des Menschen mit einem Baum oder einem Stück Holz.

Dahin gehört es, wenn in der nordischen Poesie der Begriff Mann durch den Namen eines beliebigen Baumes oder ein Wort für Säule, Pfosten, Stock ausgedrückt werden kann, sofern nur durch Zusammensetzung oder einen beigefügten Genetiv Beziehung zu einer Sache angedeutet wird, mit welcher der Mann zu schaffen hat. So entstehen *kenningar* wie *rógs apaldr*, *meiðr hrings*, *auðstafr*, *vighlymr*, *almr eggþings*, *stafr valfreyju*, *sverðviðr* usw. Auch der Begriff «Weib» wird in ähnlicher Weise durch Umschreibung ausgedrückt, z. B. durch *auðþöll*, *lind lins*, *gátt bauga*. Es versteht sich von selbst, daß dabei besonders weibliche Baumnamen Verwendung finden.

Nach Art solcher *kenningar* möchte man auch wohl den Namen *Gustaf*, aschwed. *Götstaver*, *Go(t)staver*, beurteilen. Er lautet altwestnordisch *Gautstafr*, und so hieß ein Pferd des Herzog Skúli, «*vistnok fordi den var fra Gautland*», wie Bugge, *Om runeskriften paa Rök-stenen* 21 bemerkt, der dabei auch schon an unser «Araber» erinnert. *Gautstafr* scheint darnach zunächst zu bedeuten «ein Mann aus Gautland». Oder ist das Umdeutung? Und wie verhält sich der Name zu ags. *Sigestef*, ahd. *Sigistab*, dem *Sigestap* der deutschen Heldensage?

Verschiedentlichen anderen sprachlichen Ausdruck auch dieses Vergleiches von Menschen mit Holz irgendwelcher Art findet man bei Meringer, *JF.* 18, 277 f. zusammengestellt, darunter russisch *peno* «Klotz» und «plumper Mensch» und lat. *stipes*. Eine Fülle von Belegen bringt O. v. Friesens Arbeit *Om de germanska mediogeminatorna*, besonders S. 58 f.; ebenso Johannsson, *K. Z.* 36, 373 f.

Das *tertium comparationis* ist in solchen Fällen nicht immer etwas ausschließlich Körperliches. Wir sprechen ja von einem *ungehobelten*, einem *verstockten* oder einem *störrigen* (zu ahd. *storro* «Baumstumpf») Menschen. Es kann einer auch *baumstill*, *stocktaub* oder ein *Stockböhm* sein. Got. *bauþs* «taub, stumm» wird von Meringer, *JF.* 16, 155. 159 als «klotzig» gedeutet¹, und so kann auch kelt. **bodaro-* aus **bodhro-* und aind. *badhirá* «taub» mit mlat. *bodina* (Thurneysen, *Keltoromanisches* 91) «Pfahl» zusammenhängen.

In andern Fällen hat man das rein Körperliche im Auge. So wenn wir von einem *baumlangen* oder *baumstarken* Kerl, einem *zaun-* oder *spindeldürren* Menschen, einer *Hopfenstange* — österreichisch auch *Heugeig'n* — reden. Mundartl. *stämpfl* bedeutet «kurzer, dicker Mensch», Lenz, *Der Handschuchsh.* Dial. I, 46. Und hierher gehört eine große Anzahl von Namen und Beinamen. Ein sehr bekannter Beiname dieser Art ist der des berühmten dänischen Sagenkönigs *Hrólfr kraki*. Das Wort *kraki* bedeutet «Stange», hat aber schon in alter Zeit auch den Sinn «unentwickelte, hagere Person» im allgemeinen. Von deutschen Namen, die sich hier anschließen, bietet jedes Adreßbuch eine reiche Auswahl. Die altisländischen sind jetzt in F. Jónssons wichtiger

¹ Vergl. H. Petersson, *JF.* XXIII, S. 395. C. N.

Schrift *Tilnavne* in den isländische Oldlitteratur, Aarbøger 1907 leicht zu finden. Als die ältesten germanischen Beispiele solcher Namen dürfen wohl vandalisch **Raus* und **Rafts* gelten, über die ich ZfdA. 36, 47 gehandelt habe.

Oder das Körperliche ist wenigstens mit im Spiele. Wenn wir jemanden einen *groben Klotz* nennen, so denken wir dabei leicht nicht nur an unfeines Benehmen und Bildungsmangel, sondern zugleich auch an plumpe, vierschrotige, kläbige Körpermenschen; und noch mehr werden sich die Begriffe körperlicher und geistig-sittlicher Unfeinheit miteinander verbunden haben in einer Zeit, in welcher der Rassenunterschied zwischen den sozialen Schichten ein augenfälligerer war.

In diesem doppelten Sinn möchte ich daher bestimmt die Namen von Knechten und Dirnen in der Rigspula *Drumbr*, *Drumba* und *Kumba* auffassen. Als Appellativum bedeutet *trédrumbr* «Holzklotz» und zu *Kumba* stellt sich *trékumbr*, ablautend mit griech. γόμφοσ «Pflock, Zahn». Ähnlich wird man mhd. *knúr*, *knülz*, *knochs*, *bürenknorf*, *zolz*, holl. *knoet* zu beurteilen haben. Hierher gehört ferner *Bengel*, *Flegel*, bair. *Zoch*, *Zochen* «von Zweigen gesäuberter Ast, Knüttel» und «grober Mensch, Bursch, Knecht», dän. *trunte* «Baumstumpf, Block» und «kleiner untersetzter Mensch», älter auch «Tölpel», ebenso dän. *klods* «tölpischer Mensch» u. a. m. Auch unser *Schwung* und *Klachel* sind verwandte Ausdrücke, nur daß beide, unbildlich gebraucht, Gegenstände aus Metall bezeichnen. Verschiedenen der besprochenen Gruppen reihen sich ein dän. nhd. *knust*, norw. dial. *kult*, *knart knerta knarte*, *knott*, *nubb*, *bikse bjakse*, *lurk*, *brand*, *kause*, *bagge bagge* und schwed. dial. *plygg*, *spinke spink* und *knagg*, über die in den Wörterbüchern von Aasen, Ross und Rietz Aufschluß zu finden ist. Auch auf die Zusammenstellungen bei v. Friesen und Johansson ist hier neuerdings zu verweisen. Aber das Material ist damit auf keinem Gebiet erschöpft.

Zutreffend bemerkt Johansson, K. Z. 36, 373, daß die Benennungen lebender Wesen nach toten Gegenständen — sie sind auch unter Tiernamen stark vertreten — besonders häufig sind in etwas niedrigerer Sprache, in der gemeinen Umgangssprache. Es fällt in der Tat auf, wieviel derartiges etwa die heutigen nordischen Dialekte bieten im Vergleich zur aisl. Literatursprache. Aber zu allen Zeiten steigen doch einzelne Worte dieser Art auf eine höhere Stufe empor. Als ein solches wird man asl. *skati* «Mann, hervorragender Mann, Häuptling» ansprechen dürfen. Bugge hat es Ant Tidskr f. Sverige 5, 146 im Anschluß an P. J. Lundal und Vigfusson mit schwed. dial. *skat* «etwas empor- oder hervorschießendes, Baumwipfel, Landspitze u. dgl.», norw. dial. *skat* n. «Wipfelende eines Baumes», *skata* «in eine Spitze auslaufen», *skata* m. in Telemarken «Baumstamm ohne Äste» zusammengebracht. Ich denke auch hier nicht an eine all-dem zugrund liegende «allgemeinere Bedeutung», sondern an unmittelbaren Vergleich des Mannes mit dem Baum. Hierher gehören auch Tiernamen: aisl. *skata*, norw. *skate* «*raja batis*» und schwed. *skata*, norw. dial. *skata*, dän. *skade* «*corvus pica*»; s. Falk-Torp, E. Ob. 2, 174, 167.

Besonders zahlreich sind die Worte für «Knabe» und «Mädchen», die ursprünglich Pflock, Stift oder ähnliches bedeuten. Auch *Stift* selbst oder *Stöpsel* nennen wir wohl einen kleinen Jungen und sind uns dabei der Bildlichkeit des Ausdruckes noch ganz bewußt. Schmeller³ 2, 771 verzeichnet *Stingel* «Mannsperson, insonderheit noch lediger Bursche» — daneben *Hemedstingel*, was trotz *Stingel* «*penis*» nicht phallisch verstanden zu werden braucht. Dän. *pige*, spät aisl. *pika* «Mädchen» gehört nach Johansson, K. Z.

36, 381 mit dän. *pig*, aisl. *pik* «Spitze» zusammen. Ebenso ist dän. *pog* «kleiner Knabe», schwed. dial. *påk* «Junge», norw. dial. *pauk* «kleine schwache Person, kleiner Junge», nhd. *pil* «schwacher Mensch, Kind, kleiner Bursch» dasselbe Wort wie älter dän. *pog*, norw. *paak*, schwed. *påk* «Stock», mndd. *pók* «Dolch»; s. Falk-Torp, E. Ob. 2, 45, 68. Auch aisl. *drengr* «tüchtiger junger Mann», dän. *dreng*, schwed. *dräng* «Knabe» hat Tamm, E. Sv. Ob. 103 f. als identisch mit aisl. und anorw. *drengr* «dicker Stock, Säule», aslov. *dragr* «Stange, Baum» erkannt; s. auch Falk-Torp, E. Ob. 1, 111f. Vgl. den langobardischen Beinamen *drancus*, Bruckner, Spr. d. Lgbd. 13, und bair. *Tráנגgin* «unbescheidene Weibsperson», Schmeller² 1, 667. Auch die im Neuisländischen gebräuchlichsten Ausdrücke für Knabe und Mädchen, *piltur* und *stúlka*, erklären sich so; ersteres, aisl. *piltr*, *piltungr*, steht zu schwed. dial. *pult* «Pflock» in Ablautverhältnis; letzteres gleich aisl. und schwed. dial. *stulka* gehört zu schwed. dial. *stulk stolk* «Stiel»; s. Johansson, K. Z. 36, 377, 381.

In diesem Zusammenhang wird man an die alte Deutung von lat. *virgo* aus *virga* erinnern dürfen; ferner an die von Bezzenberger und Fick, Beitr. 6, 238 vertretene Beziehung von τάλις zu lat. *tālea* «Setzling, Reis», aslov. *talij*, «ramus virens» und die Zusammenstellung von πάρενος mit πρόδος durch Düntzer, K. Z. 16, 29.

Dieses Material wäre leicht zu vermehren. Aber die semasiologische Regel läßt sich jetzt schon aufstellen, und damit ist uns ein Schlüssel zur Erklärung noch einiger anderer Appellativa gegeben. Wir müssen uns dabei vor Augen halten, daß bei Knaben und Mädchen die Kleinheit und Schlankheit das tertium comparationis mit Gegenständen aus der Pflanzenwelt sein kann, bei jungen Männern auch die Kraft und «Stämmigkeit». Von «Knabe» führt aber sehr oft die Bedeutungsentwicklung zu «Diener, Knecht» hinüber. Ausdrücke für diesen Begriff können also hier mittelbar entstehen; aber auch unmittelbar, wenn die äußere oder innere Unfeinheit oder Stumpfheit zum Vergleich und zur Übertragung der Bezeichnung des Holzstückes auf den Menschen Anlaß gibt.

Vor allem wird man sich jetzt gegenüber der Fülle der Seitenstücke nicht mehr wie noch Falk-Torp, E. Ob. 1, 386 dagegen sträuben dürfen, *knabe* «puer» mit hess. *Knabe* «Stift oder Bolze», Herm. v. Pfister, Nachträge zu Vilmars Idiotikon von Hessen 136, gleichzustellen. Vielleicht ist es nicht ganz ausgemacht, wie sich ahd. *knabo*, ags. *cnafa* zu ahd. *knappo* und vor allem zu ags. *cnapa*, as. *knapo*, aisl. *knapi* «Knappe, Junker» verhält, eine Frage, die v. Friesen, Mediogeminatorna 57 ff. behandelt. Aber auch zu diesen Nebenformen stellen sich gleichlautende Worte, die sich sämtlich in ihrer Bedeutung an jenes hessische *Knabe* anschließen; s. v. Friesen a. a. O.

Knabe «Stift, Bolze» wird gewiß mit Recht zu *Knebel* und zu griech. γόμφος «Pflock» gestellt. Und auch *Knebel* bezeichnet im Jütischen einen Menschen von kleinem Wuchs nach Falk-Torp, E. Ob. 1, 388f. — Fejlberg liegt mir nicht vor —; mhd. kommt es vor in der Bedeutung «grober Gesell, Bengel».

Genau entspricht dem griech. γόμφος «Pflock» das ahd. mhd. *champ*, *kamp* «compes» und *kampe* «Holz, das man dem Schweine um den Hals tut, damit es nicht durch die Zäune kriecht». Lexer. Mhd. Wb. 1, 1505f.; vgl. Schmeller² 1, 1251, Unger-Khull, Steir. Wortsch. 375. Auch durch das *kämmen*, *kämpfen* der Zimmermannssprache, das «durch Pflöcke verbinden» bedeutet, wird ein *Kamm* in der Bedeutung «Pflock» vorausgesetzt.

Neben *champ* steht ahd. *chembil* «columbar». Aus diesem Worte erklärt sich wohl els. *Kambel* «großer Mann», Martin und Lienhart 1, 443, in den Lauten sich deckend

mit *Kambel* «großer zweiteiliger Kamm», und bair. österr. *Kámpf* (mit hellem *a*) «Geselle, Kumpan» — das Wort hat auszeichnende Bedeutung —, lautlich ebenfalls zusammenfallend mit *Kámpf* «Kamm».

Wir sind hier auf einem Wege, der sogar zur Erklärung des von Ptolemäus überlieferten Volksnamens der Κάμποι aus dem Germanischen führen könnte. Gewiß haben wir es dabei mit einer durch Volksetymologie und den spätgriechischen lautlichen Zusammenfall von $\mu\pi$ mit $\mu\beta$ bewirkten verkehrten Schreibung statt Κάμποι zu tun, und das könnten ganz gut «die Kämpeln, die starken, stämmigen Kerle» oder auch herabsetzend «die Klötze» sein. Aber ich verkenne nicht, daß anderes für keltischen Ursprung des Namens schwer ins Gewicht fällt, nämlich die Verbindung mit den ungermanisch aussehenden Sondernamen Ἰάραβαι und Πάρααι und die Nachbarschaft des Flusses *Kamp*, *Cambus* bei Einhart, der sicher so auf keltisch als «der Krumme» bezeichnet wird, wie schon Glück, Die kelt. Nam. 34 gesehen hat. Aber ist nicht im Munde germanischer Nachbarn keltisch **Kamboi* notwendigerweise umgedeutet worden nach dem so naheliegenden germanischen Worte?

Ähnliche Umdeutung und in diesem Fall auch Umgestaltung nehme ich an bei einem anderen fremden Volksnamen, dem der Hunnen, dessen germ. Form ahd. *Hūni*, ags. *Hūnas*, aisl. *Húnar*, *Húnir* von dem lat. griech. Οὔννοι, *Hunni*, *Chunni* und dem chinesischen *Hiang-nu* (das aber selbst volksetymologisch umgeformt ist) auffallend und durchgehend abweicht. Die germanischen Worte, an die der Anschluß erfolgt ist, habe ich aber in meiner Schrift über den germ. Himmelsgott (Abhandl. zur germ. Philol., Festgabe für Richard Heinzel) 22 kaum in den rechten Zusammenhang gebracht. Vgl. jetzt über diese Johansson, K. Z., 36, 374. Es stellen sich mit ursprünglicherer Bedeutung als Bezeichnungen lebloser Gegenstände zur Verfügung: aisl. *húnn* «Würfel» und «ein klotzartiges Stück» als Teil des Mastes, vielleicht «Pflock, Nagel» oder «Zapfen», adän. *hund* «Türriegel, Querholz», aschwed. *hunn* «Schlagbaum, Riegel», gutn. *hunn* «Dachstuhl». Danach scheint mir der Volksname als «die Klötze» verstanden worden zu sein im Hinblick auf körperliche Eigentümlichkeiten. Man beachte die Schilderung der Hunnen bei Ammianus Marcellinus 31, 2, der sie ebenfalls mit Pflocken vergleicht, die — nach Art der nordischen *trémenn?* — roh geschnitzt sind: *senescunt imberbes absque ulla uenustate, spadonibus similes, compactis omnis firmisque membris et operis crudelibus, prodigiosae formae set parui, ut bipedes cristinus bestias uel quales in hamma gignandis pontibus effigiati stipites dolantur incompte*. Geht diese Beschreibung auf germanische Gewährsmänner zurück? J. Hoops hat in den Germanist. Abhandlungen, Hermann Paul dargebracht, Straßburg 1902, 167 ff. den Namen der Hunnen unter Berufung auf einen ags. Pflanzennamen *hūnc* und griech. καυός als «die dunkeln, schwarzen» zu deuten versucht, hält ihn also ebenfalls für germanisch.

Daß man *Kegel* «unehelicher Sohn» von *Kegel* «Kegel im Kegelspiel», mhd. auch «Knüppel, Stock», nicht trennen darf, wird nun auch nicht mehr bezweifelt werden. Vgl. ein grober, ein fauler *Kegel* «Schlingel, Taugenichts», Martin und Lienhart 1, 428. *Kegel* wird zunächst wie *Bengel* eine verächtliche Bezeichnung für Kind sein, woraus eine für uneheliches Kind leicht hervorging. Umgekehrt ist *Bankert* örtlich zu einem Scheltwort für ein unartiges Kind geworden, das hier in Wien — in der Gestalt *Bänqat* — sehr oft Mütter aus den unteren Volksschichten ihren eigenen Kindern zurufen.

Wahrscheinlich gehört in diese Gruppe auch *Knecht*, dessen ältere Bedeutung noch

vorliegen wird in schweizerisch *Knecht* «Rebschöbling». Besonders heißt, wie es scheint, *Knecht* ein Schöbling am Weinstock unmittelbar über dem Boden, den man stehen läßt, um für den alten Stamm Ersatz zu haben, wenn es nötig wird, diesen zurückzuschneiden; s. Staub-Tobler 3, 722. Auch *Gert* und *Chnebel* werden als Synonyma genannt. Zu erwägen ist allerdings, ob das Wort hier nicht bildlich zu verstehen ist. Aber sonst wird *Knecht* übertragen nur von Vorrichtungen gebraucht, die etwas halten, einen Diener oder dienstbaren Geist ersetzen.

Was die Möglichkeit einer solchen Etymologie von *Knecht* betrifft, sei darauf verwiesen, daß bei Falk-Torp, E. Ob. 1, 386 wegen dän. norw. *knag*, *knage* «Kleiderriegel, Zahn eines Rades, Handhabe an der Sense», schwed. *knagg* «Knast, Knorren», dial. auch «Sensengriff» und «untersetzter starker Kerl» usw. eine idg. Wurzel **gnagh*, verwandt mit **gnabh*, angesetzt wird. Man beachte auch mhd. *knoche* «Astknorren», *knochs* «grober Mensch», Lexer, Mhd. Wb. 1, 1650, bair. *Knüchtel* «Knüttel», auch *Knickl*, Schmeller² 1, 1347. Es wird übrigens schwer halten, die vielen mit *kn* anlautenden germ. Wortbildungen reinlich in verschiedene Gruppen zu sondern und Grundformen für sie festzustellen. Schon dieser Anlaut *kn* aber bringt das Wort *Knecht* in den Verdacht, der Gesellschaft von *Knabe*, *knast*, *knatt*, *knag*, *knart* usw. anzugehören.

Diese Erklärung deckt sich wesentlich mit der von Lewy, Beitr. z. G. d. d. Spr. 32, 145 f. gegebenen, wo auch noch etliche andere Analogien der Bedeutungsentwicklung angeführt werden. So *Dienstknochen*, [kleiner] *Knopp*, *P(f)amstielche* «ungetauftes Kind», Hintner bei Nagl, Deutsche Mundarten 1, 228. Nur schießt Lewy gewaltig übers Ziel, wenn er bemerkt: «Man darf sogar erwägen, ob Ausdrücke wie *Stiefel-*, *Rechenknecht* ohne weiteres als sekundär betrachtet werden dürfen». Führt er doch selbst als Seitenstücke an poln. *pachotę* «Knäblein»: *pachotek* «Bursche, Stiefelknecht», russ. *mál'cik* «Knabe»: «Stiefelknecht». Schmeller² 1, 1138 hat ein *Stifel-Hainz* «Stiefelzieher».

Aus dem bisher Erörterten fällt auch volleres Licht auf das Element **gardio-* in germ. Namen wie anord. *Gerðr*, *Dorgerðr*, *Hrimgerðr*, *Frögertha* — sämtlich mythologische Namen, und ein solcher ist im Grunde auch *Ásgerðr* — deutsch *Irmingart*, *Hildigart*, älter *-gardis*). Es gibt für diesen Namenbestandteil keine andere passende Erklärung als die aus dem lautlich völlig mit ihm sich deckenden deutschen *Gerte*, germ. **gardio-*, mit dem es auch schon von Edward Schröder bei Bechtel, Die attischen Frauennamen 100 und Die deutschen Personennamen, Festrede zur akad. Preisverteilung, Göttingen 1907, S. 6 zusammengestellt worden ist. Das Wort scheint mir in den Namen bereits «Mädchen, Jungfrau» zu bedeuten. Dabei ist daran zu erinnern, daß auch franz. *gars*, *garce*, *garçon* von Vising in Le Moyen Age 2, 31 ff. aus ahd. *gartea* gedeutet wird. Darf man auch schweiz. *Gertel* «böser Junge, Schlingel», Staub-Tobler 2, 443, hierher stellen?

In seinem eben genannten Vortrag vermutet Schröder auch für den Frauennamen *Gisila* ähnliche Bedeutung wie für *Garda* (aisl. *Gerðr*) und faßt beide nicht als Verkürzungen von Kompositis auf. Aber daß *Gisila* doch sicher nichts als eine Kurzform von Gebilden wie *Gisilberga* ist, geht schon daraus bestimmt hervor, daß *gfsil* massenhaft in männlichen, nie aber, was schon Förstemann aufgefallen ist, in weiblichen Namen als zweites Kompositionsglied auftritt. Auch im Keltischen begegnet gall. *-geistlos*, *-jēstlus*, corn. *-guistel* nur in männlichen. An Schröders Deutung des Wortes aber möchte ich festhalten: nur handelt es sich um ein altes Maskulinum, das deshalb nicht gut un-

mittelbar für ein Mädchen oder für «Mädchen» oder als zweiter Teil weiblicher Namen gebraucht werden konnte, vielmehr ein Wort für «Knabe, Jüngling» war. Es ist nicht ein Seitenstück, sondern das Gegenstück von **gardī* «Gerte» in Namen, mit dem es auch durch den Stabreim verbunden ist. Germanisch etwa *gislōz jah gardiōz*, ursprünglich «Stecken und Gerten», wird für «Knaben und Mädchen» gebraucht worden sein. Die hier vorliegende Ablautform, von der in *Ger* aus **gaiza-* und *Geisel* «Peitsche», ahd. *gaisala*, verschieden, ist durch lgbd. *gisil* «Pfeilschaft» und air *giállaim* «peitsche» belegt und ist idg. *ei*, das auch für das somit völlig gleichlautende ahd. *gisal*, ags. *gisel*, aisl. *gisl*, air. *giáll*, cymr. *gwystyl*, corn. *guistel* «Bürgschaftsgefangener» anzunehmen ist. Daß es sich überhaupt bei diesem um kein von Haus aus verschiedenes Wort handelt, hat Schröder ZfdA. 42, 65 gesehen und bemerkt mit Recht, bei *gisal* liege der Bedeutung «obses» die Bedeutung «adolescens liber» voraus. In einer Anmerkung heißt es: «vgl. hierzu auch die lehrreiche Glosse 'pignora' *chind* ahd. gl. I 228. 37 (R)». Diese erklärt sich aus dem umgekehrten Bedeutungsübergang, der im jüngeren Latein vorliegt, wo *pignora* auch außerhalb der Poesie für die nächsten Verwandten, Weib und Kinder und Eltern gebraucht wird, so z. B. Germ. 7 und öfters noch von Tacitus. Immerhin darf man sich auch auf dieses Gegenstück berufen. Nur in einem Punkte weiche ich von Schröder hier ab, der annimmt, daß der Speerschaft, die Rute und der vornehme Jüngling alle drei die «Emporgeschossenen», die «Schößlinge» oder «Sprößlinge» heißen. Ich stelle mir vor, daß auch in diesem Falle der Zusammenhang ein engerer ist. Gerade wie das Mädchen unmittelbar mit der Gerte verglichen und danach benannt wird, so der Knabe oder Jüngling nach dem *gisil*, dem Schaft oder Stecken. Diese Etymologie des germanischen und keltischen Wortes für «obses» vermittelt uns auch das Verständnis des bisher unerklärten aksl. *talb* «obses», das sich zu dem früher erwähnten griech. τάλις und lat. *tālea*, aslov. *talij* «ramus virens» stellt.

Endlich gehört hierher got. *skalks* «Diener, Knecht», aisl. *skalkr*, ags. *secale* «Dienstmann», as. ahd. *scalc* «Knecht, Diener». Gemeingerm. **skalkaz* «Knecht» ist nach dem Vorgang von v. Friesen, Mediogeminatorna 59 für dasselbe Wort zu nehmen wie norw. dial. *skalk* m. «Stumpf, Endstück von Brot», färöisch *skálkur* «Stück Holz, das in das unterste Ende eines Dachsparrens eingeschlagen wird, auf dem *vatnborð* und *torvinn* (= Seitenbretter auf dem Dach, die den Grastorf am Herabgleiten hindern) ruhen, Endstück von Brot», schwed. *skalk* m. «Brot- und Käseanschnitt», schwed. dial. *skålk* und *skulk* «abgesägter Stummel von Balken, Planken oder Brettern», dän. *skalk* «Stück Zimmerholz oder kürzerer Sparren, Endstück von Brot», mndd. *schalk* «die kleine Stütze, worauf ein Balken ruht». Schmeller² 2, 412 hat *schalken* (HbE.) «in *Schalken* (Scheite) hauen» und *sich schalken* «in *Schalken* springen, entzweigen», das ebenfalls hierhergehört.

Was die Beziehung von *Schalk* «Knecht» zu *Schalk* «Klotz, Balkenstummel» betrifft, ist freilich auch die Möglichkeit eines umgekehrten Verhältnisses zu erwägen. Man könnte hier an ein Seitenstück zu dem oben gestreiften *Knecht* im Sinne von «Träger» oder «Halter» denken, wobei unter anderem an den *Heubauer* oder die *Heubauer*, ein recht stehender Pflöck mit Aststummeln zum Trocknen des Heues», Schmeller² 1, 1138. Grimm DWb. 5, 1396, an *Hümsel* in ähnlichem Sinn, Schmeller² 1, 1134 und vor allem an aisl. *dvergar* zu erinnern wäre, wie die kurzen auf anderen Balken aufstehenden Ständer heißen, die einen Dachbalken tragen. Das geschieht, wie Fritznier 1, 275 bemerkt, i Lighed med de dvergar, som Aserne satte til at bære Himmelen, og derfor

hvert af dens Hjørner SE. I, 50¹. Auch aisl. *dvergr* «fibula» scheint mir, beiläufig bemerkt, als Hälter des Gewandes so benannt zu sein. Wirklich weiß Schmeller² 2, 410 zu melden, daß in Schwaben der Pfannenknecht oder der Feuerhund *Schalk* genannt wird, und *pfannenschale* für das eiserne Gestelle, auf dem die Pfanne über dem Feuer steht, den «Pfannenknecht», kommt schon bei Neidhart vor. DWb. 8, 2075 bringt noch mehr Belege für die mundartliche Verwendung von *Schalk* «von einem dienenden, helfenden Geräte, Träger, Gestell, auf dem etwas ruht».

Aber das *skalk* als Bezeichnung für den Klotz, auf dem Sparren oder Balken aufliegen, wird mit Recht nicht getrennt von ostfries. *skalk* «kleiner Klotz unter einem Spikerkopf, angebracht, um diesen zu hindern, zu tief einzudringen» und hierzu gibt es auch ein synonymes dän. *skalm*, ndd. holl. *schalm*. Alle diese Worte gelten daher mit Recht als Bildungen aus der Wurzel *skel* «spalten», zu der unter anderm auch got. *skalja* «Ziegel», aisl. *skilja* «trennen, schneiden», deutsch *Schale*, *Schild*, *Scholle* gehören: s. Persson, K. Z. 33, 290, Zupitza, Die germ. Gutt. 95, v. Friesen, Mediogeminatorna 59, Falk-Torp, E. Ob. 2, 169 f.

In oberdeutschen Mundarten verbreitet ist auch ein *Schalk* «Wamms, Mieder, Jacke», DWb. 8, 2075. Dazu bemerkt dieses (Heyne): «möglicherweise ist das Wort eine besondere Gebrauchsart des Subst. *Schalk* 1. Hintner vergleicht *Hans*, *Hansel*, das mundartlich Unterrock oder Hemd bedeutet». Aber *Hansl* könnte ein Kleidungsstück doch nur gleichsam als Vertrauter, Freund, Geliebter heißen, insofern es einen umfängt, schützt, erwärmt, nicht aber als «Diener». *Schalk* wird also auf diesem Wege kaum erklärt. Auch kann ich mir nicht wohl denken, daß der *Schalk* so benannt sei, weil er etwa einmal für den Knecht eigentümlich war. Wenn wir dagegen die Bezeichnung des Kleidungsstückes, das ein kurzes ist, — «ein kurzes Kamisol» nennt es Schmeller² 2, 412 — von *Schalk* in dem älteren Sinn des abgeschnittenen Stückes herleiten, können wir uns auf zahlreiche Analogien berufen. Ich nenne ags. *cyrtel*, aisl. *kyrtill* «Rock», eigentlich «Kurzkleid»; unser *Schurz*, *Schürze* und engl. *shirt*, aisl. *skyrta* «Hemd», zu ahd. *seurz*, ags. *sceort*, lat. **excurtus* gehörig; ferner schwed. *stubb* «Unterrock der Frauen» neben aisl. *stubbr*, *stubbi*, *stobbi*, *stúfr* «Stumpf», und aisl. *stakkr* «Stak, Kufte, kort Klædningstykke til Overkroppens Bedækning» (Fritzner³ 3, 517), das sich aus dän. *stakaandet* «kurzatmig», *stakket* «kurz», *stakke* «kürzen» usw. einfach als «das kurze» erklären läßt, allerdings aber auch mit Falk-Torp, E. Ob. 2, 283 zu aisl. *staka stakka* «Fell» gestellt werden kann. Selbst aisl. *pilz* «Frauenunterrock» deutet Johansson, K. Z. 36, 377 ähnlich. *Strumpf*, *Stutzen*, *stocking* liegen hier nur insofern weiter ab, als sie bloß zur Bekleidung von Gliedmaßen dienen. Auch *Schalk* als Name für ein Kleidungsstück scheint mir also ein *skalk* «Abschnitt, Stutz, Stummel» vorauszusetzen.

Vielleicht tragen diese Ausführungen dazu bei, v. Friesens Etymologie von *Schalk* die Wörterbücher zu öffnen.

Gerade dieses Wort ist übrigens von besonderem Interesse, weil es in der Bedeutung «Diener» schon gemein- und urgermanisch ist. Bereits in einer Zeit mit sehr einfachen und gleichartigen Lebensverhältnissen und geringen Bildungsunterschieden in der Bevölkerung ist der Knecht dem Herrn als «Klotz» erschienen. Dabei werden, wie wir schon angedeutet haben, Rassenunterschiede mit im Spiele sein.

Ethno-geographische Wellen des Sachsentums.

Ein Beitrag zur deutschen Ethnologie.

Von Willi Pessler,

wissenschaftlichem Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde zu Hamburg.

„Systeme sind Nester; sie haben keinen Wert mehr, wenn die Wahrheiten, die in ihnen lagen, flügge geworden sind.“

Adolf Harnack in mein Stammbuch.

Unter Ethno-Geographie verstehe ich die Wissenschaft von der Verbreitung des Volkstums hinsichtlich seiner sämtlichen Äußerungen. Dabei ist Geographie in dem engeren Sinne = Verbreitung, Ethnos in der erweiterten Bedeutung der modernen Völkerkunde als Gesamtbegriff aller Volksmerkmale gefaßt. Ihre Methode ist die geographische, die in der Kartendarstellung ihren vorzüglichsten Ausdruck findet. Die Landkarte ist ihr wichtigstes Hilfsmittel, denn diese bringt die Ergebnisse schneller und sicherer zur Anschauung und Einprägung als seitenlange Ausführungen (ähnlich der geographischen Methode), abgesehen von dem schnellen und erfolgreichen Vergleichen, das erst durch die Karte möglich wird. Diese räumliche Betrachtung des Volkes wird durch die zeitliche, entwicklungsgeschichtliche, ethno-historische ergänzt, erst beide zusammen bilden die Ethnologie. Ihnen allen zugrunde liegt die Ethnographie, die Sammlung und Beschreibung des Materials.

Die Äußerungen oder Merkmale des Volkstums sind: Körper, Geist und Sprache, Sache. Ihr Vorkommen muß im Zusammenhang und mit Zielbewußtsein erforscht werden.¹ Die Ergebnisse für unser deutsches Volkstum, soweit sie kartographisch abgeschlossen sind, habe ich anderweitig² zusammengestellt. Die mächtig aufblühende Wissenschaft, der von seiten der Anthropologie, Psychologie mit Sprachforschung und der Sachforschung begeisterte Hilfskräfte zuwachsen, hat sowohl die Grenzen nach außen wie die Unterschiede im Innern des Volkskörpers zu erforschen. Dabei sind die Außengrenzen jeder Volksgemeinschaft gleichzeitig Innenscheidelinien hinsichtlich des zunächst übergeordneten Begriffes; so bezeichnen die Grenzen der Rieser Volksart für den schwäbischen Volksstamm, dessen Grenzen für das Alemannentum, dessen Grenzen für das oberdeutsche Volkstum und endlich dessen Grenzen für das gesamte Deutschland innere Verschiedenheiten. Jedes Volkstumsmerkmal hat ein bestimmtes Ausbreitungsgebiet, eine Tatsache, für die man nicht unpassend die Bezeichnung «Welle» gewählt hat, damit zugleich die Entstehungsart einer solchen Verbreitung andeutend. Die äußersten geschlossenen Grenzen wären dann die Wellenränder, über welche hinaus nach mancher Woge, noch mancher Wellenschaum vorgeflutet ist, um auf fremdem Boden sich abgesondert zu erhalten oder zu versickern. Will man Fremdwörter dafür wählen, ohne die wir auf die Dauer vielleicht doch nicht auskommen, so könnte man nach dem Vorbild der Physiogeographie (Isohypsen usw.) die Linien, welche die äußersten Punkte gleicher Volksart verbinden, «Is-ethnen» nennen, die dann in Iso-schemen (Linien gleicher

¹ «Plan einer großen deutschen Ethno-Geographie.» Kölnsche Zeitung 8. VI. 1907.

² «Deutsche Ethno-Geographie und ihre Ergebnisse» mit Karte. Deutscher Volkskalender (1908), Heft 1.

Kopfesbeschaffenheit), Iso-psycheu nebst Iso-glossen und Is-ergen (Gleichheit der Sachen) zerfallen würden.

Für ethno-geographische Betrachtung besonders geeignet ist, unter den deutschen Landschaften Altsachsenland, weil hier in vielen Beziehungen ein relativ einheitliches Gepräge herrscht. Eine gleichartige Rasse bildet hier die Bevölkerung nicht, namentlich nicht in der Schädelform; doch herrschen in der Komplexion so große Übereinstimmungen, daß man den blonden Typus des Nordwestens dem braunen des Südens gegenüberstellen kann.¹ Die Iso-somate, welche die 40—54% rein Blonden umschließt², umfaßt in Holland einen sehr breiten Küstenstreifen vom Haag an bis zur Unterems und im Deutschen Reich ungefähr das ganze Land östlich von Ems und Haase nördlich des Tieflandrandes von Osnabrück bis Magdeburg, von hier folgt sie der Elbe bis zur Havelmündung und wendet sich zur Odermündung, hinter der sie in Hinterpommern sehr weit, in West- und Ostpreußen mit Unterbrechungen ins Binnenland hineingreift. Schon jetzt fällt auf, daß das alte Sachsengebiet zwischen Weser und Eider vollständig innerhalb dieser Linie liegt, und daß diese Iso-somate selbst ganz innerhalb des niederdeutschen Sprachgebiets verläuft, aber mannigfach über die Sachsenhaugrenze hinausgreift, ohne Beziehungen zu ihr zu verleugnen. Einsprengungen des braunen Typus³, d. h. Gebiete, in denen ein klein wenig mehr Brünette wohnen (11—15%), sind nur vereinzelt bei Hameln, Schwerin, Greifswald. Weiter verwerten lassen sich diese Tatsachen einstweilen nicht, denn der helle Menschentypus ist den Sachsen mit Friesen und Nordgermanen gemein, also nichts eigentlich Sächsisches, und anderseits sind überhaupt die nach Hundertsätzen aufgestellten Umgrenzungen recht fließend. Aus letzterem Grunde sind alle Iso-somaten bei der Erforschung alter Volksgemeinschaften nur mit großer Vorsicht zu benutzen.

Isopsycheu oder Linien gleicher geistiger Veranlagung sind bislang noch für kein Volk unserer Erde gezogen worden; auch sind sie um so schwerer zu ermitteln, je weniger «faßbar» der betreffende Begriff ist, z. B. Treue. Doch kann die Völkerpsychologie ihre Aufgabe nicht als gelöst betrachten, so lange sie nicht wenigstens den Versuch gemacht hat, die Verbreitung der psychischen Merkmale eines Volkstums zu erforschen und zu kartieren. Praktisch würde diese Darstellung außerordentlich schwierig sein, denn musikalische und zeichnerische Begabung müßten natürlich getrennt werden, ebenso Neigung zum Diebstahl und Roheit usw. Erst all diese Isopsycheu zusammen würden ein vollständiges Bild von der «Welle» der völkischen Geistesart geben. Theoretisch aber muß durchaus an der Forderung einer Psycho-Geographie für die Menschheit, zunächst für das Deutschtum, festgehalten werden. Einen Notbehelf bilden einstweilen nur die wenigen Karten über Verbreitung der Kriminalität. Hinsichtlich des Sachsen-tums läßt sich a priori vermuten, daß sich mit Angelsachsen und Friesen große Gemeinsamkeiten ergeben werden, welche gegen das Franken- und Dänenland hin sich nach und nach abschwächen.

Die Ergebnisse der Sprachforschung hat man schon seit einem halben Jahrhundert in Karten niedergelegt; für die Linien gleicher Spracherscheinungen ist der Name

¹ Vergl. Virchow, Gesamtbericht, Archiv für Anthropologie XVI, 3, S. 275. Karte 1: Blonder Typus und Karte 2: Brauner Typus, 1:3000000.

² Vergl. «Verbreitung der Deutschen», 1:6000000, Meyers Konv.-Lex. 6. Aufl.

³ Vergl. die Karte «Verbreitung des braunen Typus», 1:5800000, in Joh. Banke, Der Mensch II, S. 260.

Isoglossen im Gebrauch. Diese bezeichnen bis jetzt fast ausnahmslos nur lautliche Übereinstimmungen, sind also genauer Isophonen, während die Verbreitung der Wörter mit ihren Grenzen, den Isolexen, auffällig vernachlässigt worden ist. Das größte Unternehmen der deutschen Sprachforschung ist der Wenker-Wredesche Sprachatlas des Deutschen Reichs, der mir durch die Güte der Verfasser in Marburg wiederholt zugänglich war. Der Lautforschung gewidmet, werden seine schönen Karten (1 : 1000000) auch der Wort-Geographie große Dienste leisten. Kleinere Lautkarten über das ganze deutsche Sprachgebiet sind nicht selten; mehrfach begegnet man auf ihnen der Ungenauigkeit, daß ganz Ostelbien mit Altsachsenland zusammen die Bezeichnung «Niedersächsisch» oder «Sachsen» trägt; zum mindesten müßte es heißen: sächsisch-gemischt, noch besser: ostelbisches Niederdeutsch. Mit Recht teilt Maurmann¹ dieses in zahlreiche Untergruppen, denen im Westen eine noch größere Mannigfaltigkeit entspricht. Noch mehr ins Einzelne geht Bremer² mit den Scheidelinien kleinerer Unterdialekte; als Hauptgruppen des Niedersächsischen zwischen Zuider See und Odermündung gibt er Westfälisch, Engrisch, Ostfälisch und Nordniedersächsisch an, in der Farbenwahl seiner Karte sehr geschickt. Die «thüringische Tönung» (wenn ich so sagen darf) der ostfälischen Mundart auf der Karte kann als ein Meisterstück der Sprach-Geographie bezeichnet werden. Das Nordniedersächsische, auf der holsteinischen Mundart beruhend³, ist offenbar reiner sächsisch als die drei anderen Dialekte, die ich demgegenüber vielleicht als «unsächsisch gefärbt» unter dem Namen «Südniedersächsisch» zusammenfassen darf. Für die ältere Zeit haben Piper⁴ und Tümpel⁵ Mundartkarten gezeichnet. Daß die große niederdeutsche Sprachscheide von Belgien bis Littauen mit der Sachsengrenze nicht identisch ist, ist ja längst bekannt; denn die Niederrheiner im Westen, die Märker und Preußen im Osten wird niemand als Sachsen bezeichnen wollen. Dagegen hat in Ostelbien eine mehr oder minder starke Mischung mit Siedlern stattgefunden, die aus dem nordniedersächsischen oder südniedersächsischen Sprachgebiet kamen und auch der Mundart ein mehr oder minder starkes sächsisches Gepräge gegeben haben; am deutlichsten ist das in einem breiten Streifen an der nordniedersächsischen Sprachgrenze entlang von der Elbe bis zur Leba. Gegen Südosten hin nimmt dieser sächsische Einfluß nach und nach ab. Es ist eine Hauptaufgabe der Karte, Maß und Ausdehnung solcher Mischungen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zur Anschauung zu bringen.

Isolexen oder Linien, welche das Vorkommen gleicher Worte bezeichnen, sind mit einer einzigen Ausnahme⁶ für den deutschen Sprachboden noch nicht gezogen. Vorbildlich für die Wort-Geographie ist da das große französische Werk von Gillieron.⁷ Anlässlich meiner Hausforschungen habe ich neben der Verbreitung der Haustöße die dafür vorhandenen Volksbezeichnungen verfolgt und so, wie Meringer es wunselt, die Verbreitung der Sachwelle mit der Wortwelle in Beziehung zu bringen versucht. Für jeden Ausdruck habe ich eine Karte gezeichnet, im ganzen 50 Karten, deren Ergebnis ich gelegentlich zu veröffentlichen hoffe. Hier sei daraus mitgeteilt, daß manche dieser Isolexen

¹ Karte der deutschen Mundarten in Meyers Konversationslexikon, 5. Aufl.

² Karte der deutschen Mundarten 1:5250000 in Brockhaus Konversationslexikon, 14. Aufl., Bd. 7.

³ Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme, 2. Aufl., Straßburg 1901, S. 118.

⁴ Dialektkarte von Deutschland bis 1300, 1:4700000, Kettlers Zeitschrift 1, Tafel 4.

⁵ Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebiets, 1:3700000, Paul und Braune, Beiträge VII. 1.

⁶ Wilh. Schwartz, Havelland, Zone der Worte *muggel* und *pierlock*, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, Tafel 4. — ⁷ Atlas linguistique de la France. Paris (1901) 1900 ff.

nur Holstein, Lauenburg und Nordhannover umfassen, daß manche anderen südlicher reichen, aber mit der Linie Ems-Haase-Nordrand des Berglandes scharf abschneiden, und daß nur eine beschränkte Zahl der Worte im ganzen Sachsenhausbiete gemeinsam ist. Vielleicht deuten auch diese Wortwellen, wie schon so manches andere, auf eine Südwanderung der Sachsen, deren Volkstum sich um so weniger durchsetzen konnte, je mehr sie südwärts in schon besetzte Landschaften gelangten. — Ethno-geographisch am wichtigsten von den Wörtern sind, weil lokal gebunden, die Ortsnamen. Die darüber unbedingt notwendigen Karten sind leider für Altsachsen spärlich genug¹; manche Endungen sind Sachsen und Dänen gemeinsam, manche nur sächsische verlieren sich allmählich nach Süden bis zur Ems-Oker-Linie. Im Osten lassen slavische Orts- und Familiennamen auf starke, ethnisch sich durchsetzende Bevölkerungsreste der Wenden schließen.² Eine zusammenfassende Namen-Geographie von Deutschland wäre zu wünschen.

Die Wortwellen bedürfen der Sachwellen zur Ergänzung.³ Volkstümliche Sachen sind Siedlungsform, Hausform, Gerätform. Die Hauptdorfformen sind Einzelhof, Haufen- oder Gewanddorf, Reihendorf, Weiler, Straßendorf und Rundling, deren Verbreitung⁴ größtenteils national bedingt ist. Die beiden letzten stehen unter slavischem, der Weiler unter römischem Einfluß, während der Einzelhof eine sehr alte, nicht nur keltische Einrichtung ist. Während also die Ausbreitung der Rundlinge östlich der alten Wendengrenze Schwentine, Recknitz, Ilmenau, Saale den unmittelbaren Rückschluß auf größtenteils unsächsische Bevölkerungsteile erlaubt, geht dies beim Einzelhof westlich der Weser nicht an. Sicher rein germanisch sind die Gewanddörfer, da sie aber allen Germanen gemeinsam sind, lassen sie sich für die Sachsenfrage nicht speziell verwerten. Deutsch sind auch die Reihendörfer, im Mittelgebirge mit Waldhufen, an Fluß- und Seeküsten mit Marschhufen verbunden; letztere deuten an Unterweser und Unterelbe auf holländische Kolonisation. So wird das Gebiet der Gewanddörfer, die in Holstein und Nordhannover nur sächsischen Ursprungs sein können, im Osten von den Runddörfern der Wenden begrenzt und an der Elblinie durch den schmalen Streifen holländischer Marschhufendörfer, der bis zur Sorbengrenze vordringt, fast völlig zerschnitten. Ethnisch besteht der Unterschied gegen Osten noch heute fort, während er in den Marschen durch Nachwandern der Niedersachsen größtenteils, zum Teil völlig verwischt ist.

Das wichtigste Volkstumsmerkmal, häufig nächst der Sprache, bei den Sachsen überhaupt, ist der Typus des Bauernhauses. Wo die Sachsen nie hingekommen sind, fehlt auch ihr Mittellängsdielenhaus völlig, so an den Küsten des alten Friesland, auf der Halbinsel Eiderstedt in Nordschleswig, am Mittelrhein, im hochdeutsch sprechenden Hessen. Wo die Sachsen hinkamen, brachten sie auch ihr Haus mit: ganz Westfalen, später Ostholstein, Mecklenburg, Pommern; daß sie es in Ostfalen nicht durchsetzten, kann nur durch eine stark unsächsische Grundbevölkerung erklärt werden, die ja auch durch die Mundart bewiesen wird. Wo sonst das Längsdielenhaus herrscht, ist Sachsen-einwanderung (vergl. oben) belegt, so am Niederrhein, wo die Franken im dritten nachchristlichen Jahrhundert von den Sachsen zurückgedrängt wurden.⁵ Wo schließlich

¹ Reimer Hansen, Ortsnamen der Cimberhalbinsel, 1:5000000, Deutsche Erde, 1902, S. 72, und A. Gloy, Ortsformen und -namen in Ostholstein, Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, VII, 3.

² Hans Witte, Karte von Mecklenburg, Deutsche Erde, 1905, Karte 1.

³ Rudolf Meringer, „Wörter und Sachen“. Indogermanische Forschungen XVI, S 101, und XVII, S. 100. —

⁴ August Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, Berlin 1895, Atlas, Übersichtskarte. — ⁵ Bremer, a. a. O., S. 157.

ihr Haus fehlt, haben sich Sachsen überhaupt nicht niedergelassen (Süd- und Nordholland) oder nur ganz vereinzelt (*Litus Saxonicum*) oder unter fremdem Volk in erobertem Land (Ostfalen). Alles in allem spricht das Dielenhaus für starkes, mindestens maßgebendes Sachsentum (vergl. weiter unten die Ausführungen über die Abarten des Haustypus). Die Grenzen des Sachsenhauses habe ich auf eigenen Wanderungen durch ganz Niederdeutschland über tausende von Ortschaften verfolgt.¹ Im Süden fällt sie von Wupper bis Weser im Berglande haarscharf mit der niederdeutschen Sprachscheide zusammen, während sie gegen den Rhein hin hinter ihr zurückbleibt und sich der Nordgrenze der niederfränkischen Mundarten anschließt bis zur Maas; an dieser und am Niederrhein hinab reicht das Sachsenhaus bis Utrecht, bis zu den alten Grenzen der Friesen², die es auch bei der Zuider See, Unterems und Jade nicht oder nur unbedeutend (in Ostfriesland) überschreitet. Die Südgrenze bleibt von der Weser ab erheblich hinter der niederdeutschen Iso-phone zurück, folgt dem Leinetal nordwärts und geht über Alfeld, Braunschweig, Wittenberge und Neubrandenburg zur Obermündung, hinter der sie noch den hinterpommerschen Küstenstreifen umfaßt; in der Altmark ist sie mit der Grenze des Bistums Verden und der Grenze der wendischen Flurnamen (nicht Ortsnamen) identisch und umschließt in Ostelbien alle Landschaften, die nachweislich eine starke niedersächsische Besiedlung zusammenhängender Art erfahren haben. Auf der Cimbernhalbinsel geht die Sachsendiele bis Norderdithmarschen und über Eider und Schlei, hinter der siegreicheren Sprache der Niederdeutschen um einen Streifen zurückbleibend. Das ist das Gebiet des reinen altsächsischen Stils, bestimmt nach dem Vorkommen der hohen Mitteldiele in Längsrichtung. Weit darüber hinaus greifen Übergangs- und Mischformen, die ich auf einer Haustypenkarte des Deutschen Reichs³ mit eingetragen habe. Es sind vorgelagerte Zonen, im Westen die bergische Mischform, wenig umfangreich, im Osten die ostelbische Übergangsform und die altsächsisch-mitteldeutsche Mischform, alle drei im Giebel- oder sächsischer Überlieferung bewahrend, alle drei noch innerhalb der niederdeutschen Sprachscheide, aber nahe an sie heranreichend. Die beiden östlichen Formen erfüllen in Brandenburg und Pommern Gebiete, wo die Sachsen nicht als Volk, sondern als einzelne gemischt mit Fremden, mit andern Deutschen, kolonisiert haben, wie die Geschichte berichtet und auch der Dialekt bestätigt. Die Iso-ike der Mittellängsdiele (ostelbische Übergangsform und altsächsisch-mitteldeutsche Mischform) bezeichnet die äußersten Vorposten sächsischer Art in deutschen Landen.

Ebenso überraschend und ethnologisch ebenso wertvoll sind die Wellen, welche die Abarten des altsächsischen Bauernhauses begrenzen; in zwei großen Karten habe ich sie niedergelegt.⁴ Nach Meringers Vorschlag⁵ habe ich dort getrennt, und zwar so, daß die Konstruktion und der Grundriß auf je eine besondere Karte kam. Wie sich dabei herausstellte, lassen sich nach der Konstruktion (Karte I) zwei Hauptabarten des Sachsenhauses unterscheiden, je nachdem die sparrentragenden Balken nur auf den Deckenständern ruhen oder über diese hinaus auch auf die Außenwände aufgelegt sind.

¹ Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, *Blätter des VDA* 1906.

² Roderich von Erckert, Wanderungen und Siedlungen der germanischen Stämme, *Atlas Deutscher Länder* 1891, Karte 12. — ³ Die Haustypengebiete im Deutschen Reich, *Deutsche Erde*, 1908, Heft 2 und 3, mit Karte 3 im Maßstab 1:2750000. — ⁴ Die Abarten des altsächsischen Haustypus, *Blätter des VDA* 1909, Heft 1. — ⁵ Bancalari und die Methode der Bauartbestimmung, *Monatsschrift der anthropologischen Gesellschaft*, Wien 1903.

Während dabei das Mittelschiff, die Diele, stets gleich bleibt, sind die Seitenschiffe im ersten Falle niedriger als diese, liegen unter angesetzten Verlängerungssparren und somit unter der Dachschräge und werden dann Kübbing genannt. Im zweiten Falle ist die Höhe der drei Schiffe gleich, so daß die Querbalken im Innern auf den Dielensäubern, außen auf der Wand und somit auf deren Säubern ruhen, wofür das Volk die Bezeichnung Vierständerhaus gewählt hat. Eine schmale Kontaktzone zwischen Zweiständer- oder Kübbingshaus und Vierständerhaus weist ein Dreiständerhaus auf und reicht von Limburg über die Ruhrmündung, Mittelwestfalen, Lippe und Braunschweig zur Altmark. Die Kübbingkonstruktion findet sich unter allen Haustypen der Erde nur beim nördlichen Sachsenhause (und in dem verschwindend kleinen Gebiete des benachbarten Nordfriesenhauses) und ist als spezifisch sächsisch anzusprechen. Das Vierständerhaus erfüllt Südwestfalen, Lippe und das Weserbergland, hier vom mitteldeutschen Haustypus noch teilweise oder völlige Zweistöckigkeit übernehmend, und reicht in einem schmalen Streifen ostwärts nach Mecklenburg und Pommern. Das Kübbingshaus umfaßt das ganze übrige große Gebiet des Sachsenhauses, im Lande der Niederfranken durch Erhöhung der Diele etwas abgewandelt, wozu noch links des Rheins Zweistöckigkeit tritt, beides wahrscheinlich unter friesischem und fränkischem, jedenfalls unsächsischem Baueinfluß. Das Vierständerhaus ist auch aus dem Kübbingshaus hervorgegangen und zwar durch Hineintragen des mitteldeutschen Bagedankens, wahrscheinlich macht sich darin noch heute in Westfalen die vorsächsische Bevölkerung (Brukterer) geltend. Nach Ausscheidung der fremdtümlich beeinflussten Abarten verbleibt als das Gebiet des unerhöhten, rein sächsischen Kübbingshauses: Ostholland, Nordwestfalen, Niedersachsen, Holstein, Mecklenburg und Vorpommern. — Dem Grundriß nach zerfällt das Sachsenhaus in die Abarten der Flettdiele (Längsdiele mit quergerichteter Wohndiele, dahinter Wohnteil), der Durchgangsdiele (von Giebel zu Giebel durchgehend) und des T-Hauses (Wohnteil mit eigenem Querdach), welches im niederfränkischen Gebiet herrscht. Wiederum kommt die eine Abart, die Durchgangsdiele, nur in den fremdvölkisch beeinflussten Landschaften vor, in Südwestfalen (Brukterer), in Ostholstein, Mecklenburg und Pommern (Wenden) und den holsteinischen Elbmarschen (Holländer). Das übrige Gebiet fällt der Flettdiele zu, die sicherlich reiner sächsisch ist. — Baulich am reinsten sächsisch ist das Gebiet, wo Kübbingshaus und Flettdiele im Hause vereinigt vorkommen, also Mittel- und Südholstein, Niedersachsen, Nordwestfalen, Hollands Ostrand.

Der Hausrat des Sachsenhauses ist einigermaßen bekannt, doch nicht annähernd so genau erforscht wie der des oberdeutschen Hauses durch Meringer¹, seine geographische Abgrenzung, die Voraussetzung seiner ethnologischen Verwertung, dürfte auf außerordentliche Schwierigkeiten stoßen. Die Grenze der Giebelzierden hat Karl Brandt² für das Weserland kartiert; es scheint danach, als ob die Pferdeköpfe stärkeres Sachsenstum andeuten als die Giebelsäulen.

Das Gesamtergebnis unserer Untersuchung wird durch beifolgende Karte dargestellt. Es lautet: Die Grenzen des sächsischen, wie jeden Volkstums sind nach der Verbreitung sämtlicher ethnischen Merkmale festzustellen, die nach ihrer Zugehörigkeit (Körper, Geist und Sprache, Sache) eine Dreiteilung zulassen. Die allerletzten Ausläufer

¹ Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien.

² Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück, XVIII, Tafel 1 und 2.

sächsischer Art liegen überall noch innerhalb der niederdeutschen Sprachgrenze, die aber noch viel anderes (Niederfranken, Ostfriesen, Ostniederdeutsche) umfaßt. Die nach Prozenten, also nur annähernd, feststellbare Iso-somate, welche die Nordgrenze der Bevölkerung mit mehr als 10% braunem Menschentypus bildet, greift am Rhein, an der Weser und breit an der Oder bis tief nach Mecklenburg weit über die niederdeutsche Iso-phone herein und deutet, in Übereinstimmung mit anderen Merkmalen, fremderes Volkstum an. Ganz innerhalb der niederdeutschen Iso-phone, vom Rhein bis Weser mit ihr gleich, verläuft die niederdeutsche Iso-oike, welche den altsächsischen Haustypus und seine Verwandten, die bergische, ostelbische und mitteldeutsch-altsächsische Mischform umfaßt; sie bezeichnet am besten die Ausdehnung reinsächsischer und sächsisch beeinflusster Art. Die niedersächsische Mundartgrenze bleibt am Niederrhein hinter ihr zurück, durch das Niederfränkische aufgehalten, und ebenso sehr stark im Osten an Elbe, Ucker und Swine, vor sich ein Mischgebiet von Dialekten lassend. Die Grenze des altsächsischen Längsdielenhauses deckt sich mit ihr zwischen Wupper und Weser, greift bis Maas und Lek und in Hinterpommern darüber hinaus, bleibt aber in Friesland und Schleswig begrifflicherweise hinter ihrer siegreich vordringenden Schwester zurück, ebenso in Ostfalen, wo diese Abweichung auffallend ist, doch in Übereinstimmung mit der stark thüringisch gefärbten Mundart ein Sichdurchsetzen des Volkstums dieser von Sachsen eroberten Landschaft andeutet. Einen engeren, reiner sächsischen Bezirk umschreibt das unerhöhte Kübbinghaus, das den Niederrhein, Südwestfalen und das Weserbergland ausschließt; ähnlich das Flettdielenhaus, dessen Welle zwar bis Rhein und Lenne darüber vorschwingt, aber Ostholstein, Mecklenburg und Pommern und die rechtsehbischen Marschen ausschließt. Die Grenze der nordniedersächsischen Dialekte bleibt an Hunte, Weser und Aller weit hinter der Flettdiele zurück, greift dagegen in Ostelbien gleich dem Kübbinghaus weit darüber hinaus, von der Ilmenau an mit der Linie der niedersächsischen Mundarten überhaupt gleich. Das so eingegengte Gebiet zwischen Schlei, Hunte und Elde wird nun im Osten durch die Westgrenze der slawischen Rundlinge und die etwas darüber vorgreifende Westgrenze der slawischen Ortsnamen noch mehr beschränkt, ähnlich im Nordwesten durch die äußerste Linie der friesischen Orts- und Personennamen, die noch genauer erforscht werden muß. So erhalten wir endlich durch fortgesetztes Abtrennen fremder Volkstumsmerkmale ein Gebiet, wo alles zusammentrifft: brauner Menschentypus unter 10% der Bevölkerung, nordniedersächsische Mundart, Bauernhaus mit Flettdiele und Kübungen und ohne fremde Einflüsse (Altland), Fehlen der wendischen Ortsformen und Namen, Fehlen der friesischen Namen. Dies ist das Gebiet des reinsten Sachsentums, soweit es sich ethno-geographisch feststellen läßt. Es ist das: Holstein von Schlei bis Elbe mit Ausnahme des Ostens und der Westmarschen, ferner Nordhannover und Oldenburg mit Ausnahme der Marschen und südlich bis zu einer Linie Saterland, Kloppenburg, Visbeck, Wittensee, Diepenau, Steinhuder Meer, Leinemündung, nördliche Orte und südliche Ilmenau, wo die Ostgrenze beginnt, die von hier bis zur Kieler Bucht läuft. Von diesem engen Gebiet aus, das bezeugt die deutliche Sprache der Iso-ethnen, hat sich das Sachsentum dann weiter ausgebreitet, am reinsten gegen die Ems hin, überall sonst bald auf fremdes Volkstum stoßend und diesem bald das eine, bald das andere Merkmal seines Volkstums opfernd.

Dieses auf rein ethno-geographischem Wege gewonnene Ergebnis stimmt überein mit zu aller historischen Überlieferung, welche ein Wandern der Saxones von Holstein süd-

wärts und ihre spätere Ausbreitung über Thüringer und Brukerer, ihr Vordringen gegen die Niederfranken, ihre Kolonisation des Wendenlandes und ihre Beteiligung an der übrigen ostelbischen Besiedlung belegt.

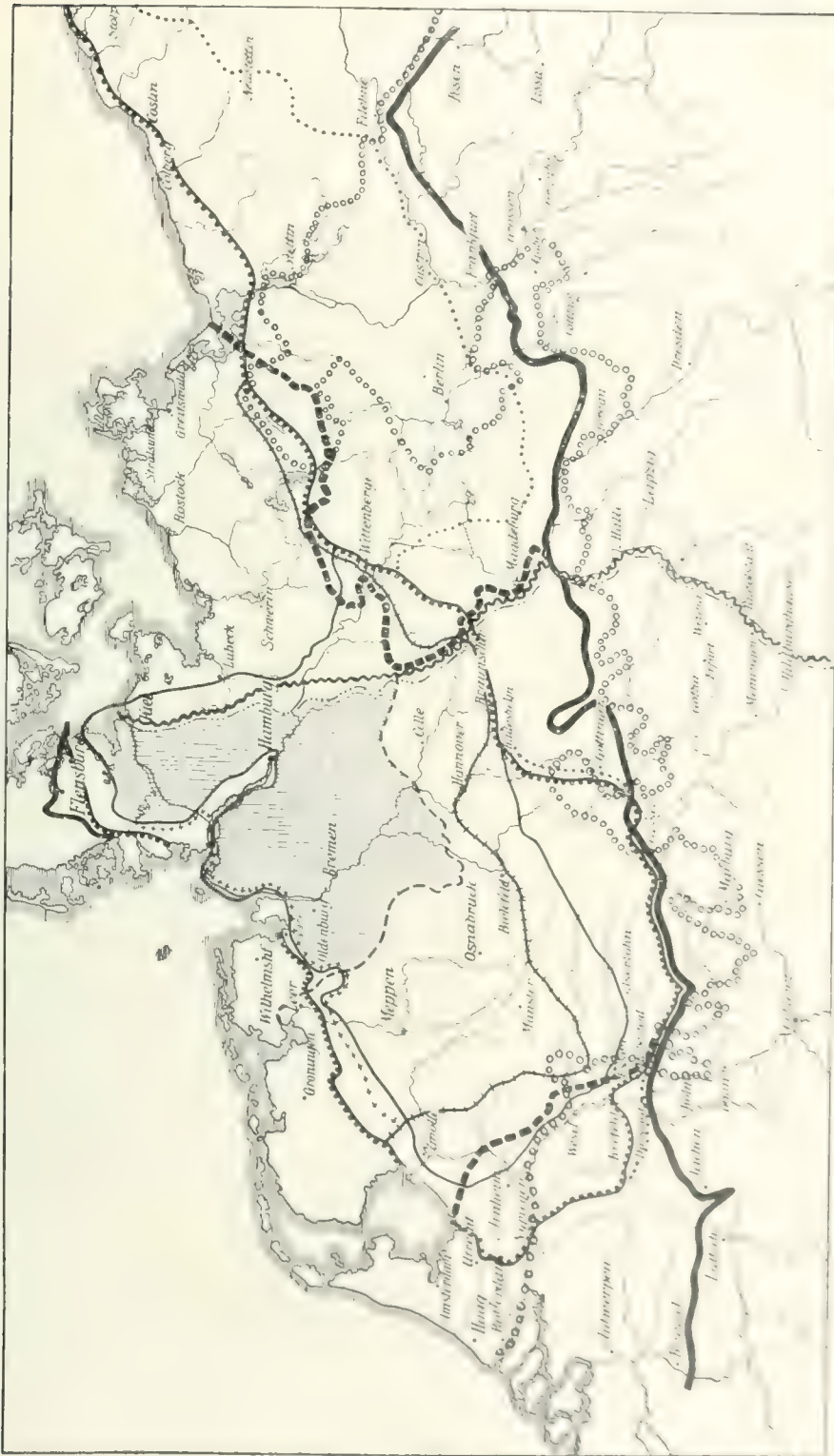
Einen glänzenden Beweis für die Wichtigkeit der Ethno-Geographie und die Richtigkeit ihrer Folgerungen liefert ein Vergleich mit den rein archäologisch gewonnenen Ergebnissen hinsichtlich der Sachsendenkmäler, die Carl Schuchhardt¹ in übersichtlicher Knappheit zusammengestellt. Der große Archäologe bestimmt hier das Gebiet, das die wirklichen, echten Sachsen der Zeit des 3. bis 8. Jahrhunderts innehatten, nach der Verbreitung dreier Gegenstände: der Buckelurnen, der kleinen Rundwälle und der römischen Bronzebecher, an sich schon ein bedeutsames Zeugnis für den immer mehr erkannten Wert der Sach-Geographie. Die Welle der Buckelurnen, an Frisias Küste vordringend, verbleibt im Binnenlande von Wehden und Loxstedt über Blumental bis Nienburg ganz innerhalb der ethno-geographischen Grenze des sächsischen Kernlandes, die sie mit Limmer bei Hannover südwärts in Übereinstimmung mit der Kübbungshauswelle ein wenig überschreitet, während sie mit Bergstedt bei Rendsburg wieder innerhalb bleibt. Der Linie der sächsischen Urnenfriedhöfe ähnlich ist die Grenze der kleinen Rundwälle, die im Süden von Damme (beim Dümmer) bis Rehburg die ethnische Grenze begleitet und bis Celle und Gifhorn darüber hinausgreift, hier mit der Kübbungshauswelle deutlich parallel, sowie auch der weit vorschwingenden Grenze der Bevölkerung mit über 40% des rein blonden Typus. Die (römischen) Bronzebecher, «von den Sachsen selbst geholt und in deren Handel- und Interessenssphäre verbreitet» und auf diese einen Rückschluß erlaubend, reichen südwestlich bis Barnstorf und Stolzenau, also genau bis zur ethno-geographischen Grenze, und greifen südlich bis Börrie bei Hameln, wo auch das Flettdielenhaus aufhört, darüber hinaus, und westlich bis Leer, einem Orte, der in großer Nähe und genau in der Richtung des westlichen Vorsprungs des ethno-geographischen Sachsenlandes liegt. Vergleicht man die archäologischen Sachwellen² untereinander, so bezeichnen die Urnen den engsten, die Rundwälle den mittleren und die Bronzebecher den weitesten Begriff des Kernlandes, in ihren Grenzen mehrfach voneinander abweichend, doch in deutlicher Beziehung zueinander und zu den ethnischen Grenzen. Daß der Sachsenstamm seit Urzeiten im Vordringen war, ist bekannt, ebenso, daß ethnische Grenzen nicht unverrückbar sind, hierdurch lassen sich also kleinere Abweichungen leicht erklären. Alles in allem ist Übereinstimmung in den Ergebnissen der archäologischen und der ethno-geographischen Wissenschaft ganz überraschend groß und sicherlich von nicht abzuschätzender Tragweite für beide.

Wie hier für das Sachsenland, so ist überhaupt für jedes Volkstum dieser Menschenerde die Ethno-Geographie das wichtigste und sicherste Mittel, um Fremdes und Eigenes zu scheiden. Sie hat noch viel zu leisten, und sie wird erst überflüssig sein, wenn wir genau wissen, was deutsch und undeutsch, was germanisch und ungermanisch, was arisch und unarisch ist, und jedes Volk nach Art und Maß seiner Verbreitung kennen, dann erst ist ihr System gleich einem Neste, das keinen Wert mehr hat, denn dann sind die Wahrheiten, die in ihm lagen, flüchtig geworden.

¹ Archäologisches zur Sachsenfrage, Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1908, ein hochwichtiger Aufsatz, der durch die Güte des Verfassers als Sonderabdruck in meinen Händen ist; ich folge hier seinen Angaben.

² Die ich, wie auch stets alle ethno-geographischen Erscheinungen, sofort in Karten eingetragen habe.

Ethno-geographische Wellen des Sächsentums.
 Von Dr. Willi Pessler.



- Grenz des Sächsentums im Mittelalter
- Grenz des Sächsentums im 17. u. 18. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 19. u. 20. Jhd.
- ○ ○ ○ ○ Grenz des Sächsentums im 21. Jhd.
- ~~~~~ Grenz des Sächsentums im 22. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 23. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 24. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 25. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 26. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 27. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 28. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 29. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 30. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 31. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 32. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 33. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 34. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 35. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 36. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 37. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 38. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 39. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 40. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 41. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 42. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 43. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 44. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 45. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 46. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 47. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 48. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 49. Jhd.
- Grenz des Sächsentums im 50. Jhd.

Isolierte Wurzeln.

Von R. M. Meyer.

Für die «quantitative Analyse» der Sprache bildet die «Wurzel» die Einheit; wir verstehen unter diesem althergebrachten Terminus das Residuum, das nach Abzug aller durch Flexion oder Wortbildung bewirkten Lautvarietäten in verwandten Wortformen unveränderlich übrig bleibt. Scheinbar bewegen wir uns dabei in einem *circulus vitiosus*, indem einerseits die Verwandtschaft dieser Wortformen eben bereits auf dem gemeinsamen Besitz dieser «Wurzel» beruht, die dann doch erst aus ihrer Vergleichung abgeleitet wird; in der Praxis jedoch bietet der Gebrauch dieses Begriffs keinerlei ernste Schwierigkeiten.

Wenn die Wurzel der engste hierhergehörige Begriff ist, so stellt sich an die andere Grenze als der weiteste Begriff der des Wortkreises. Dieser Kunstausdruck ist mir in der Wissenschaft zwar noch kaum begegnet und ich weiß kaum, ob er überhaupt von andern schon verwandt worden ist; mir scheint er aber für die bestimmte Art, das sprachliche Material zu übersehen, um die es sich hier handelt, schlechterdings unentbehrlich. Ich verstehe also unter einem «Wortkreis» die Gesamtheit der aus ein und derselben Wurzel «abgeleiteten» Wörter, also etwa das, was Bruno Liebich in seinen «Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache» (Breslau 1899; vgl. meine *Rec. Zs. f. d. Phil.* 32, 413) als «Wortfamilie» bezeichnet. Dieser Terminus scheint mir aber weniger zu empfehlen, weil zu dem Begriff des «Wortkreises» sich ergänzend der (gleich näher zu erläuternde) des «Formenkreises» stellt, während man von «Formenfamilien» nicht gut reden könnte. Auch spricht die Analogie von Kunstausdrücken wie «Sagenkreis» und «Vorstellungskreis» für unsern Ausdruck; denn es handelt sich auch hier um ganz dasselbe: die Gesamtheit der von einer bestimmten Wurzel ausstrahlenden Sagen oder Vorstellungen — eine geschlossene Gruppe, die wir uns eben in dem Bild eines Kreises am besten veranschaulichen.

Der Wortkreis ist jedoch keineswegs mit der Gesamtheit der ein und derselben Wurzel entstammenden Wortformen identisch. Vielmehr ist jedes «Wort» seinerseits Mittelpunkt eines geschlossenen Formenkreises, zu dessen Varietäten es in dem gleichen Verhältnis steht wie die Wurzel zu den Worten. Das Wort «Vater» ist sozusagen die Wurzel aller Flexionsformen, die zu diesem Nom. Sg. gehören; nur daß wir hier nicht eine Abstraktion, sondern eine bestimmte Einzelform zur Überschrift wählen: den Nom. Sg. bei einem nominalen, die 1. Sg. Ind. Präs. Act. bei einem verbalen Formenkreis. Alle Formen also, die in Kasus, Numerus, Genus oder in Personalendung, Modus, Tempus, Genus verbi unterschieden zueinander in flexivischen Beziehungen stehen, bilden einen geschlossenen Formenkreis.

Der Formenkreis bezeichnet also begrifflich die weitere wie der Wortkreis die engere Abstammungsgemeinschaft einer Wurzel. Übrigens sind die gegenseitigen Beziehungen der Glieder innerhalb beider Gruppen nicht völlig gleichartig. Vor allem ist der Umfang des Wortkreises von vornherein nicht bestimmbar. Selbst das Allgeimeste, daß zu jeder Wurzel ein verbaler und ein nominaler Wortkreis gehört, läßt sich nicht unbedingt behaupten: es gibt rein nominale Wurzeln wie die der Pronomina und Zahlworte (worüber unten mehr), wenn es auch wahrscheinlich keine einzige rein verbale Wurzel

gibt, d. h. keine, aus deren Stamm nicht Nomina agentis oder actionis entsproßt wären. Dagegen ist der Umfang des Formenkreises von vornherein bestimmbar und wir wissen, welche Kasusformen usw. zu einem Nomen, welche Tempusformen usw. zu einem Verbum gehören. Ausnahmen gibt es auch hier: Singularia oder Pluralia tantum, Deponentia u. a. m.; aber das ändert nichts an dem prinzipiellen Unterschied, daß die «Ableitungen» innerhalb der Wortbildung fakultativ, innerhalb der Flexion obligatorisch sind. Gerade dies bildet eben den wesentlichen Begriffsunterschied von Wortbildung und Flexion, der allerdings durch vermittelnde Formen abgeschwächt wird. (Hierüber habe ich ausführlicher in dem Aufsatz «Klassensuffixe», P. B. B. 22, 548, gehandelt.) Ganz im groben können wir sagen, daß es nur zweierlei Formenkreise gibt: nominale und verbale; wissen wir von einem «Wort» nur, ob es Nomen oder Verbum ist, so ist sein Formenkreis der Quantität nach bestimmt. Nicht der Qualität nach: die Endungen können die der starken oder schwachen Deklination, der bindevokalischen oder bindevokallosen Konjugation usw. sein; aber daß wir einen Gen. Plur., eine 3. Plur. Perf. usw. zu erwarten haben, wissen wir. (Ich wiederhole meine Einschränkung: «ganz im groben»; denn möglich ist es ja, daß Kasus wie der Instrumental oder der Ablativ oder Locativ von vornherein nur bei bestimmten Deklinationen obligatorisch waren.)

Dagegen läßt sich über die Wortkreise von vornherein auch nicht entfernt das behaupten, was von den Formenkreisen mit einiger Bestimmtheit ausgesprochen werden kann. Von keinem einzigen Suffix kann ohne empirische Feststellung ausgesagt werden, daß es an irgend eine Wurzel herantritt; auch nicht von Zimmers Suffix -a, das doch so ungeheuer häufig ist, daß man an seinem Suffixcharakter irre werden und zu der älteren Auffassung des «Bindevokals» zurückkehren möchte. Von keiner Wurzel können wir von vornherein wissen, ob sie Nomina agentis oder actionis einer bestimmten Kategorie bildet. Es ist z. B. von allen Wurzeln, die eine manuelle Tätigkeit ausdrücken, von vornherein sehr wahrscheinlich, daß sie Werkzeugnamen vom Typus unserer nhd. *Bohrer*, *Träger* oder *Schüssel*, *Schlüssel* oder *Decke*, *Schrank* bilden; aber sicher ist es nie. Wer würde z. B. nicht erwarten, daß es zu unserem so häufigen Verbum *fliehen* ein Nomen agentis gäbe, sogut wie zu *kämpfen* oder *morden*? Aber wir müssen den, der eben jetzt flieht, mit dem Verbalnomen bezeichnen: *dem Fliehenden sollst du goldene Brücken bauen*; den, der gewohnheitsmäßig flieht, mit einem stammfremden Appellativ von moralischer Prägung: als *Feigling* oder *Ausreißer*; und nur für denjenigen, der sich infolge einer Flucht in bestimmter eigentümlicher Lage befindet, haben wir die sekundäre Ableitung *Flüchtling*. — Ebenso wenig besitzen wir z. B. nhd. eigentliche Nomina agentis zu *ziehen*, *stürzen*, *fallen*, was bei den beiden letzten vielleicht, gewiß aber nicht bei dem ersten aus inhaltlichen Gründen erklärt werden könnte.

Es scheint mir nun eine der dringendsten Aufgaben der Linguistik, eine vollständige Aufnahme der idg. Wortkreise (mit besonderer Hervorhebung ihrer Lücken!) vorzunehmen. Über die ursprünglichen Beziehungen zwischen Wurzel und Suffix, über den Gang der Bedeutungsdifferenzierung, über die Wortschichten unseres Sprachmaterials können wir auf keinem andern Wege zu irgend welcher Klarheit gelangen. Freilich wäre es eine Arbeit von größter Schwierigkeit, da es mit einem bloßen Excerptieren der Wörterbücher nicht abgetan wäre; aber bedarf nicht gerade die Linguistik neuer Wege, neuer Methoden, schon um aus der Skepsis herauszukommen, die immer bedrohlicher und lähmender ihre Vertreter ergreift?

Auf einiges nun, was sich bei solchen Untersuchungen ergeben dürfte, sei es erlaubt, mit vorausgreifenden Vermutungen hinzuweisen.

Wir pflegen in den historischen Disziplinen gern von Längs- und Querschnitten gleichnisweise zu reden; es liegt aber im Wesen der geschichtlichen Forschung selbst, daß sie die ersteren bevorzugt. So vergißt auch die Sprachwissenschaft über ihrer Hauptaufgabe: die Entwicklung der Sprache darzustellen, gern die zweitwichtigste Aufgabe: den Zustand der Sprache in bestimmten Entwicklungsphasen zu beschreiben. Sie schiebt das ganz der Philologie zu; nun gut, so müssen wir eben neben den idg. Sprachvergleichern idg. Philologen haben! Von der Rekonstruktion des «Urindogermanischen» will man nichts mehr wissen, und Hermanns scharfsinniger Aufsatz (K. Z. 41, 1) schiebt die Erschließung der idg. Ursprache beinahe soweit zurück, wie Fincks geistreiche Rezension von Trombettis Werk (Gött. Gel. Anz. 1908, S. 689) die der menschlichen Ursprache. Bei den methodologischen Kämpfen um die «linguistische Paläontologie», etwa zwischen O. Schrader und Kretschmer, spielt diese Skepsis eine Hauptrolle. Dabei ist aber auf eine merkwürdige Tatsache hinzuweisen: Der Standpunkt der Zweifelnden hat sich von Grund aus geändert. Als man von Schleichers fröhlicher Zuversicht, ein Handbuch der Konversation mit den Indogermanen zu schreiben, zurückkam, hielt man die Erschließung der «Urworte» für zu schwer; heut hält man sie für zu leicht. Aus zwei, drei Übereinstimmungen werden urarische Wörter hergestellt; und man hat anfangen müssen (worauf z. B. Hermann auch hinweist), innerhalb dieses rasch anwachsenden indogermanischen Sprachstoffs Perioden zu unterscheiden. Da nun aber fehlt es eben an Kriterien! Ich glaube, nur jene Vergleichung der Wortkreise kann helfen.

Greifen wir zu einer nhd. Analogie. «Kraft» und «Brüderlichkeit» sind beides germanische Worte, beides deutsche Worte, beides reindeutsche Worte. (Auf eine etwaige inhaltliche Beeinflussung der zweiten Bildung durch das «*fraternité*» der französischen Revolution brauchen wir uns hier nicht einzulassen.) Aber sie gehören ganz verschiedenen Sprachschichten an. Das Wort «Kraft» ist jahrtausendlang von den Germanen (oder ihren Vorfahren) gebraucht worden, ehe das Wort «Brüderlichkeit» existierte. — Ähnliche Verhältnisse mögen zwischen idg. «Kulturwörtern» herrschen. Der Begriff der «Schlacht» kann seit Jahrtausenden Männern klar gewesen sein, deren Urenkel mit dem Begriff «Ehe» noch nichts anzufangen gewußt hätten; und dabei kann der jüngere Begriff noch sehr gut in die proethnische Periode fallen.

Nun denke man sich jenes «Sprachgeschichtliche Wörterbuch» hergestellt. Es würde in drei Teile zerfallen: 1. eine Zusammenstellung sämtlicher idg. Wurzeln oder Basen, 2. eine vollständige Sammlung derjenigen zu jeder Wurzel gehörigen Worte, die als idg. anzusehen sind, 3. eine summarische Darstellung der späteren Entwicklung jedes Wortkreises. Es würden also die linguistischen Wörterbücher von Fick und Liebich von neuen Gesichtspunkten aus geordnet, in eins zu arbeiten und reichlich zu ergänzen sein. Wir würden dann für zweifelhafte Fälle mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit feststellen können, welche Worte der Ursprache, der ältesten oder mittleren urgermanischen, urgriechischen, urarischen Sprache angehören — und würden auch, was für die linguistische Paläontologie fundamental ist, über die Bedeutungen wenigstens Anhaltspunkte gewinnen. Weiter müßte man dann, von der Analogie der Entwicklungstendenz geleitet, zu den Schichten innerhalb der uridg. Lagerung kommen. Hierbei müßte man dann den

umgekehrten Weg einschlagen: ist man zuerst von der Wurzel zu den Worten vorgeschritten, so gilt es nun von den Worten zu der Wurzel zurückzugehen: zu ermessen, welche als gemeinsamer Besitz der ungetrennten Indogermanen bezugte Wortprägungen der ursprünglichen Anschauung am nächsten stehen. (Der Grundanschauung, nicht der «Grundbedeutung»; vgl. auch Edw. Schroeder, Zs. f. d. Alt. 37, 241 f.) Wobei es auf sich beruhen mag, welcher Gang der historischen Evolution entspricht, ob aus nebeneinanderstehenden Formen sich erst allmählich eine Grundform gebildet hat, oder ob sie wirklich ursprünglich vorhanden war. Denn so undenkbar, wie man es heut übereinstimmend glaubt, ist die einstmalige wirkliche Existenz gesprochener Wurzeln denn doch nicht: daß die Menschen einmal ausschließlich nur «in Wurzeln» gesprochen hätten, läßt sich nicht nur denken, sondern vom Boden einer bestimmten Sprachschöpfungstheorie aus sogar wahrscheinlich machen. Wenn nämlich die menschliche Rede ihrem Hauptstamm nach aus unwillkürlichen Begleitlauten instinktiver Gebärden entstanden ist — eine Theorie, die sich auf Darwins «Ausdruck der Gemütsbewegungen» gründet —, so dürften die Urworte wohl unsern nicht vokalisierten Wurzeln recht ähnlich gesehen haben.

Doch «glottogonische Phantasien» sind verpönt. Kehren wir lieber wieder auf den Boden der Tatsachen zurück, den wir für hypothetische Luftschlösser einen Augenblick lang leichtsinnig verlassen haben!

Betrachtet man, um von den idg. Wortkreisen eine deutlichere Vorstellung zu erhalten, wieder die neuhochdeutschen an der Hand von Liebichs Buch, so fällt ihr verschiedener Umfang in die Augen. Es gibt Wurzeln, die beinahe alle überhaupt möglichen Ableitungen auch wirklich besitzen, neben solchen, deren Sproßkraft auf ein Minimum beschränkt ist. Man vergleiche etwa «Schlag» (Liebich N. 2003, mit 223 Worten) und «Knopf» (N. 1071, mit zwei Worten). Natürlich wird man gleich mit der Erklärung bei der Hand sein, das liege an der Bedeutung. Im letzten Sinn wird das auch richtig sein; nur liegt die Sache durchaus nicht so einfach. Ich erinnere an mein obiges Beispiel: warum hat «fliehen» wohl ein «Flucht» entwickelt wie «schlagen» ein «Schlacht», aber (vergl. Liebich N. 530) kein «Flicher», wie dies ein «Schläger»?

Man sagt nur eine Tautologie, wenn man antwortet, es gebe eben produktive und nichtproduktive Wurzeln. Sicher; aber weshalb? Weshalb ist bei einer Wurzel wie idg. *uhar* der Wortkreis beinahe so vollständig, wie bei den Worten der Formkreis zu sein pflegt, während wir andere Wurzeln nur aus zwei, drei Worten erschließen? Selten- oder nur hier und da durchdringende Worte werden natürlich unproduktiver sein; aber bei den meisten Wurzeln ist innerhalb ganz üblicher Synonyma die Verschiedenheit des Umfangs deutlich.

Worauf sie beruhen kann, wird uns vielleicht ersichtlich, wenn wir bis zu den extremsten Fällen gehen. Es gibt nämlich, was im Zusammenhang noch nirgends erörtert zu sein scheint, ganze Gruppen isolierter Wurzeln. Mit anderen Worten: wenn es sich im allgemeinen von selbst versteht, daß einer Wurzel eine größere Anzahl von Nominal- und Verbalstämmen entspringen, gibt es bestimmte Kategorien von Worten, die sich im Alleinbesitz ihrer Wurzel befinden. Wie schon bemerkt, ist ihnen vor allem der Mangel verbaler Ableitungen gemein.

Ich gehe bei der Aufzählung dieser Gruppen von denjenigen Worten aus, deren Isolierung am stärksten ausgeprägt ist, und endige mit denen, die sich scheinbar ganz in dem übrigen Sprachstoff verlieren.

1) Die am deutlichsten in der Sonderstellung charakterisierte Gruppe bilden die Zahlworte. (Vergl. auch Osthoff, Suppletivwesen, S. 31 f.)

Ich habe über die flexivische Eigenart der Kardinalia (P. B. B. 22, 554 f.) früher gehandelt und zu zeigen versucht, daß sie als Gesamtheit eine fremde Gemeinschaft bilden, in ihrer Ausbildung vermutlich jünger als die Masse des sonstigen Sprachstoffs. Hier handelt es sich um eine andere Sonderstellung. Mit Ausnahme der Wurzel für die Zweizahl zeigt kein Zahlwort ursprüngliche etymologische Verwandtschaft. Mit seinen eigenen sproßformen — Ordinalzahlen, Distribution usw. — steht auch in diesem Sinn jedes Zahlwort wie eine importierte Kulturpflanze in dem einheimischen Wörterwald; denn Bildungen wie «*decimare*», «*dritteln*» sind ja ganz späte Neologismen und nicht aus den ursprünglichen Wurzeln oder Stämmen, sondern erst aus den sekundären Ordinalzahlen abgeleitet. — Eine Ausnahme aber bildet die Wurzel *dva* (Fick, 4. Aufl. 1, 242), aus der sehr früh ein eigentümlicher Verbalstamm mit der Bedeutung «zwischen zwei Meinungen stehen» oder besser: «zwischen zwei Parteien stehen» entwickelt scheint (vgl. Kluge, 5. Aufl., S. 413; ähnlich *dubitare* zu *duo*?). Dafür läßt aber auch die flexivische Natur dieses Zahlwortes vermuten, daß es mit den anderen Kardinalien nicht gleichartig ist. Auch die Achtzahl mag appellativische Grundlage besitzen: hierauf deutet ihre dualische Form, wenn die Dualform nicht überhaupt erst nachträglich aus den Zahlworten entsprungen ist! Das Zahlwort der Einzahl aber vollends, das allerdings nicht von Pronominibus mit der Bedeutung «allein» zu trennen ist (vgl. Fick, aao, S. 13), ist gar kein echtes altes Zahlwort, sondern erst spät zur Vervollständigung der Reihe eingefügt, ursprünglich genügte eben zum Ausdruck der Einzahl die Setzung des Appellativs im Singular: *rex*, ein König — *tres reges* drei Könige (vgl. Osthoff, Suppletivwesen, S. 47).

Die Zahlworte also haben jedes seinen eigenen isolierten Stamm. Verba werden aus ihnen nicht unmittelbar und nicht in der Urzeit gebildet; Appellativa irgend welcher Art ebensowenig. Abstrakta («die Dreiheit» und dergleichen, besonders die rasch zu Suffixen herabgedrückten «Zehnheiten») sind wie die anderen Zahlwortklassen, fakultativ oder obligatorisch, vorhanden, aber sekundär und durchaus auf den numeralen Sinn beschränkt.

A priori notwendig wäre das nicht, so begreiflich es auch scheint. Kluge hat z. B. «Zweig» mit «zwei» in Zusammenhang gebracht und weshalb hätte nicht etwa das Kind in seinem Verhältnis zum Vater mit einem Appellativum aus der Zweizahl, das Kind im Verhältnis zu den Eltern mit einem solchen aus der Wurzel der dritten Zahl bezeichnet werden können? Weshalb hätte man den Begriff, «sich in viele Teile auflösen» in der Epoche, die nach Usener «drei» noch als allgemeine Bezeichnung der Vielheit verwandte, nicht mit einem Verbum aus der Wurzel *tréyes* (Fick, S. 449) ausdrücken können?

2) Isoliert stehen ferner (wie schon Bopp bemerkt hat; vgl. Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium, S. 77) die echten Pronominalstämme. (Osthoff aao. S. 37 f.) Zu einer Wurzel wie *ka* (Fick 1, 180), *to* (ebd., S. 445), *i* (ebd., S. 6), *ya* (S. 290) gibt es keinerlei verbale Ableitungen und keine nominale, die nicht zu ihrem engsten Formenkreis gehörte. Ebenso steht es mit germ. Wurzeln wie der von *jener* oder uräialektischen wie der von *all*.

Möglicherweise geht die Isolierung der ältesten Pronominalstämme noch weiter.

«Von einer Anzahl der geschlechtigen Pronominalstämme gab es schon in uridg. Zeit nicht alle Kasus, sondern Kasusformen verschiedener Stämme ergänzten sich zu einem vollständigen Paradigma» (Brugmann, Grundriß 2, 766). Haben wir ein Recht anzunehmen, daß sich erst allmählich ein solches Mischparadigma gebildet habe? dürfen wir nicht mit Brugmann vermuten, daß jeder Stamm nur einen beschränkten Formenkreis besaß? Vielleicht tun wir hier gar einen Blick in die Vorzeit der eigentlichen Deklination: in eine Periode, die die Kasus durch verschiedene indeklinable Enklitika bezeichnete, die dann später teils zu Endungen der nominalen Deklination, teils zu diesen angeähnlichten Bestandteilen der pronominalen Flexion wurden.

Jedenfalls liegt eine Verwandtschaft dieser beiden Gruppen auf der Hand. Beide stehen wie erratische Blöcke innerhalb des sonstigen Sprachstoffs — wenn auch vielleicht aus verschiedenen Ursachen: die Pronomina mögen älter, die Zahlwörter jünger sein als die Appellativa. Beiden ist aber innerlich eine wesentliche Eigenart gemein: sie benennen nicht, sie sind keine «Nomina». Wir fassen aus unserem Gebrauch heraus die «Pronomina» als Stellvertreter der Nomina auf: natürlich sind sie das von vornherein nicht, sondern ganz was anders als die Nomina. Diese «benennen», d. h. sie geben ein Kennzeichen, reihen in eine dadurch charakterisierte Kategorie ein: «ein Mann!», «ein Baum!», «eine Eiche!». Die Pronomina lehnen das ab, geben nur eine Gebärde: «dieser hat es getan» — dieser bestimmte, auf den ich mit dem Finger weise ohne mich mit seiner Rubrizierung unter die Männer oder Dämonen, Greise oder Jünglinge, Freunde oder Feinde aufzuzählen. (Vgl. allg. Brugmann, Die Demonstrativpronomina der idg. Sprachen, S. 3 f.) — Infolge dieser Bedeutung kann das Pronomen auch dienend zu einem Nomen treten, was eine nur «stellvertretende» Form offenbar nicht könnte: «dieser Mann!».

Genau so steht es mit den Zahlworten. Auch sie lehnen alle Benennung ab und werden dadurch dienstbar, sobald die unbenannte Zahl benannt wird: «drei Speere». Sie stehen allerdings dem Nomen näher und besonders dem Substantivum, mit dem die meisten die Eingeschlechtigkeit teilen; aber die Fähigkeit, ohne Kennzeichnung auszusagen, haben sie bis zu Goethes Faust bewahrt: «Vier sah ich kommen, drei nur gehn».

3) Isoliert stehen die Wurzeln zahlreicher alter Eigennamen. Daß es sich für uns fast nur um Götternamen handelt, braucht nicht notwendig deren besondere Eigenart zu beweisen, da offenbar menschliche Namen leichter systematisiert werden als die heiligen archaischen Bezeichnungen; man denke noch an heutige Ausdrücke wie «Holland» oder «Weihnachten». Wahrscheinlich ist es aber doch, daß die Götternamen gewissermaßen in noch höherem Grad als andere Personennamen «nicht appellativ» waren. Welche Mühe haben die meisten alten indischen, griechischen, germanischen Götternamen den Etymologen bereitet! wie unsicher blieb die Erklärung z. B. von *Neptunus* (Wissowa, Religion u. Kultus der Römer, S. 250, Anm. 6) oder *Lar, Lares* (ebd., S. 151, Anm. 2), von *Ing* oder *Nerthus-Njord* (vgl. Mogk in Pauls Grundriß, 2. Aufl. 1, 320)! Es wäre wohl möglich, daß solche isolierte Namen einfach deshalb allem Etymologisieren Widerstand leisten, weil sie keine Etymologie haben: weil der Stamm sein eigenes Etymon ist wie in Onomatopöien. «*Bums*» ist ein sprachliches Atom, *Ing* oder *Las* vielleicht auch, mag es nun lautsymbolischen Ursprungs sein oder ein festgehaltener Ausruf verzückter Priester oder was sonst.

Diese echten alten Eigennamen — es könnte auch solche Ortsnamen geben! — teilen wiederum mit Zahlworten und Pronominibus jene Eigenschaft, daß sie nicht appellativ sind. Spätere Götternamen sind appellativ *Freyr* «der Herrscher» oder *Apollo*, «der Abwehrer» (oder was es sonst heißt); oder sie sind, wie alle nicht-römischen Personennamen der Indogermanen, aus Appellativstämmen zusammengesetzt wie *Heimdall* oder *Bṛhaspati*, wenn sie nicht schon als movierte Feminina wie *Freyja* (zu *Freyr*) und *Juno* (zu *Jovis*) ihren sekundären Ursprung an der Stirn tragen. Aber die ältesten Götternamen scheinen überall isoliert und deshalb notwendig nichtappellativ (denn wie könnte ein einzelstehendes Wort in eine Kategorie einreihen?). Sie bezeichnen eben Individua, nicht Typen. Nach langer, langer Entwicklung mögen sie auch typisch gebraucht werden, Shakespeare mag den Herodes überheroden lassen und wir mögen Worte wie *heineeln* (in Heines Art dichten) oder «*michelangelesk*» bilden, man mag auch Verba an sie angelehnt haben wie *boykottieren* an einen Eigennamen — der Urzeit war natürlich jeder Gott ein einzig dastehendes Wesen.

4) Viel merkwürdiger ist es nun aber, daß auch einzelne Appellativa isolierten Wurzeln anzugehören scheinen (vgl. Misteli-Steinthal, Charakteristik, S. 499). Westidg. *mari* Meer ist (Fick 1, 507) in die seltsamsten Verbindungen gebracht worden; hätte man es gar zu der idg. Wurzel *mar* (vgl. Kluge, S. 252) gestellt, wenn nicht auf jeden Preis eine Etymologie hätte gegeben werden müssen? Das Meer, das ewig bewegte Meer, die Heimat der Fische, das Bad der Schiffe als «tote Fläche»! Aber auch nordeurop. *land* (vgl. Kluge, S. 225) scheint isoliert (*landen* ist eine ganz junge Neubildung aus dem niederländischen und niederdeutschen Seewesen, vgl. DWB. 6, 101). Wie steht es drittens mit *See* (vgl. Kluge, S. 344)? Wie unsicher ist der Zusammenhang mit *saevus* oder mit idg. *sik* *senken* und wie wenig bezeichnend wären diese Etyma für den See, dessen Kennzeichen eine breite Wasserfläche ist und nicht das gelegentliche Aufbäumen oder gar der Umstand, daß man in ihm, wie im Moor, versinken kann! — *Erde* wird wohl zu *ar pflügen* gehören (doch vgl. Fick-Torp 3, 26); aber *Berg* (vgl. Kluge, S. 36) scheint ohne Verbindung mit der Wurzel *berg* *verbergen* (ebd., S. 37; vgl. Fick-Torp, S. 265) eine isolierte Nominalgruppe (mit sekundären verbalen Ableitungen wie ags. *bebyrgan*) zu beherrschen. *Thal* ist wieder nicht isoliert, ebensowenig wie *Strom*, *Fluß* u. a. (Strom ist nachträglich isoliert worden, weil das Germanische die idg. Wurzel aufgab und ihren Verbalbegriff durch ein sekundäres «strömen» ersetzte). Aber das germ. *Bach* (Kluge, S. 23, Fick-Torp 3, 257) und das nd. *Deich* samt dem hd. *Teich* (ebd., S. 374, Fick-Torp 3, 205) scheinen isolierte Nominalwurzeln zu sein. Denn daß man aus doktrinären Gründen der Wurzel ohne weiteres irgend eine schwierige oder nichtssagende Verbalbedeutung gibt, beweist natürlich gar nichts; und daß z. B. wieder *Welle*, *Woge* inmitten eines großen Wortkreises stehen, beweist, daß es eben Wurzeln von verschiedener Triebkraft auch unter diesen «geographischen Worten» gibt. Aber Meer, See, Land, Berg, Bach, Teich — das ist doch eine interessante Gruppe; sollte es nur Zufall sein, daß bei allen die Etymologie unsicher ist, bei allen primäre Verba fehlen? Es mögen auch noch andere wie *Ufer* (Kluge, S. 355) hierher gehören.

Eine andere Gruppe: die der Jahreszeiten. *Regen*, *Schnee*, *Wind* stehen regelrecht in vollständigen Wortkreisen (d. h. solchen, die nominale und verbale Ableitungen enthalten). Aber idg. *Sommer* (Fick-Torp 3, 445) und germ. *Winter* (vgl. Kluge, S. 351, 408; nach Torp aao. 384 zu der germ. Wurzel *vet* «netzen») und *Lenz* (S. 235) haben isolierte Stämme.

Ich nenne noch ein paar Appellativa, die eigentlich keine sind, weil sie kein bezeichnendes Etymon zu besitzen scheinen: germ. *Herd* (Kluge, S. 165; Verbindung mit lat. *cremare* problematisch; vgl. Berneker Wb. s. *černb* S. 146); germ. *Hof* (S. 170; doch vgl. Fick-Torp 3, 94); germ. *Wald* (S. 395, Fick-Torp 3, 403); germ. *haruc*, *aist. horgr* (Fick-Torp 3, 77), germ. *alhs* (doch vgl. Fick-Torp 3, 21), altn. *seiðr*. All diesen Begriffen, von denen kein einziger eine sichere etymologische Basis besitzt, ist gemein, daß sie begrifflich (nicht grammatisch!) Singularia tantum sind: es gibt in jedem Haus nur einen Herd; es gibt für Bauer und Knecht nur einen Hof, den, wo sie arbeiten; aller Wald gehört zusammen wie alles Land und alles Meer eine Einheit bildet, oder wie alle Arten der Magie nur die eine Zauberei ausmachen. Von See, Berg, Bach gilt das freilich nicht; dagegen wieder von den Jahreszeiten: es gibt nur einen Sommer, der immer wiederkehrt. (Die Verwendung des Wortes zur Zeitmessung, wie im Hildebrandslied, ist jünger.)

Man könnte also sagen: es handelt sich hier auch um eine Art Eigennamen. Land, Meer, Wald werden als eine nur einmal existierende Einheit gefaßt; Herd, Hof werden mit Ignorierung aller ihresgleichen so benannt, wie wir «Vater» oder «Mutter» zur Bezeichnung bestimmter Einzelpersonen verwenden.

So ist denn in diesem Zusammenhang noch auf eine andere wichtige Gruppe zu verweisen: die der Verwandtschaftsnamen (vergl. auch Osthoff, S. 41). Ihre Isolierung ist ja längst anerkannt und muß sehr alt sein, da sie sich sogar in flexivischer Sonderstellung abspiegelt. Mit der Etymologie hat man sich hier reichlich so viel abgeplagt wie bei den Götternamen; und ebenso fruchtlos. Denn von dem «Beschützer» und der «Bildnerin» und vollends der «Melkerin» ist man wohl längst abgekommen. Hat man denn überhaupt ein Recht, hier Nomina agentis mit dem Suffix *ter* — *tor* zu sehen? Kann dies Suffix, das ja nur bei Ariern, Römern und Hellenen produktiv wucherte, bei den Germanen aber kaum eine Rolle spielt (Kluge, Nominale Stammbldg. der altgerm. Dialekte, 2. Aufl., § 30 aE.), nicht aus den Verwandtschaftsnamen erst erwachsen sein?

Jedenfalls bilden hier fünf bis sechs Worte eine eng zusammengehörige und gegen die Außenwelt abgeschlossene «Wortfamilie». (Ich würde Liebichs Terminus lieber so, auf begrifflich verwandte Worte, anwenden.) Man nimmt jetzt überwiegend für «Vater» und «Mutter» Ursprung aus Kinderworten an (so auch Finck, a. a. O.); für «Bruder» und «Schwester» würde auch das nicht weiter helfen. Sollen nicht auch hier «unetymologische Worte» vorliegen, Eigennamen im weiteren Sinne, d. h. Appellativa für bestimmte Einzelpersonen, wie wir eben noch heute «der Vater», «der König», im Sinn von «unser Vater», «unser König» schlechtweg gebrauchen? Worte jedenfalls, die aus keinen Verbalwurzeln entsprungen sind und keine erzeugt haben — mag selbst nachträglich im Sanskrit oder im Griechischen eine Anlehnung an Verba erfolgt sein!

Aber ich muß hier doch auf die Möglichkeit phonetischer Bedingungen aufmerksam machen. Wie *Land* scheint *Strand* isoliert (Kluge, S. 365), wie *landen* ist *stranden* ein Neologismus. Und hier ist daran zu erinnern, daß wir so wenig das Nomen agentis der *Zicher* zu *ziehen* besitzen wie der *Flicher* zu *flichen*. Das können zufällige Koinzidenzen sein. Aber weshalb ist der *Herbst*, die Zeit des Pflückens und Erntens, appellativisch benannt? Es mag jünger sein als die Benennung der ursprünglichen *Herbstzeit* Gut; aber weshalb ist der *Bach* nach einem anderen Prinzip benannt als der *Fluß*?

Das beweist am Ende doch, daß die inhaltlichen Gründe nicht ausreichen — oder aber es liegt eben eine uralte Begriffsverschiedenheit fundamentaler Art vor.

Die isolierten Substantiva bilden jedenfalls die merkwürdigste Gruppe, mit der wir uns zu beschäftigen haben. Natürlich mag eins oder das andere doch mit Verbalwurzeln zu verbinden sein; dafür wird eine ungleich größere Zahl reiner Nominalwurzeln noch aufgedeckt werden können. Ich verspreche mir von der Untersuchung gerade dieses Phänomens viel für die Chronologie der idg. Wortgeschichte. Denn im letzten Sinn war ja jedes «*nomen*» einmal ein Eigenname, und es ward dann erst verallgemeinert, wie unsere appellativischen Eigennamen: «der Müller» ist zunächst einfach der Müller in unserm Dorf und «der Zerreißer» ist zunächst nur dieser Wolf, den wir erschlagen haben, nachdem er das Schaf zerrissen hatte. Sonach wäre die Isolierung der Stämme als ein Atavismus anzusehen und die betreffenden Wurzeln selbst als besonders altes Sprachgut. Rein theoretisch liegt ja auch die Möglichkeit vor, daß ihnen alle Verwandtschaft abgestorben wäre; wo sich das aber nicht, etwa aus lautgeschichtlichen Gründen, motivieren läßt, hat es geringe Wahrscheinlichkeit.

5) Von der Betrachtung der Substantiva wenden wir uns zu der der Adjektiva und nähern uns damit wieder unserm Ausgangspunkt. Denn das Adjektiv ist zwar im eigentlichen Sinne ein «Appellativum»: es gibt ein Kennzeichen, wodurch der Mann, der Baum, die Speise in die Kategorie der alten Personen, der grünen oder süßen Dinge eingereiht werden; aber es teilt mit Zahlwort und Pronomen die Fähigkeit, dienend neben dem Substantiv stehen zu können. Auch das Adjektiv «benennt» nicht in dem Sinn wie das Substantiv: diesem überläßt es die Hauptcharakteristik, die es nur ergänzt. Daher stellt syntaktisch das Substantiv das Subjekt, während das Eigenschaftswort (in Verbindung mit der Kopula) das Prädikat liefert. Insofern also steht das Adjektiv, auf seine syntaktische Leistung hin geprüft, dem Verbum, das immer prädiziert, eigentlich näher als dem Substantiv.

Ich habe nun früher, auf diese syntaktischen Erwägungen gestützt, den Unterschied von Substantiv und Adjektiv für durchaus sekundär gehalten und den Satz formuliert: «Diejenigen Nominalstämme, die gewohnheitsmäßig zur Herstellung des Prädikats verwandt wurden, bilden allmählich die besondere Klasse der Adjektiva; zu ihren besonderen Kennzeichen gehört namentlich, daß sie im Interesse der Kongruenz statt der normalen Eingeschlechtigkeit der Substantiva sich zur Dreigeschlechtigkeit entwickeln».

Aber ich bin durch die hierhergehörigen etymologischen Tatsachen an dieser Meinung irre geworden und neige nun doch dazu, die herkömmliche Anschauung, daß Substantiva und Adjektiva von der Wiege an unterschieden sind, mindestens für die große Masse für richtiger zu halten.

Denn ist es nicht auffallend, wieviel häufiger Adjektiva keinen Verbalstamm neben sich haben als Substantiva? was eben hieraus zu erklären wäre: die kennzeichnende Note gewinnt das Appellativum fast durchweg aus einem Verbalbegriff. Ich weise vor allem auf die Tiernamen hin: die «zitternde» Biene, die «brummende» Bremsen, der «glänzende» Brassen, die «dröhnende» Drohne, die «tauchende» Ente, die «spinnende» Spinne (daß unser Verb sich an die Nominalform anlehnt, ist ja sekundär), den «ergreifenden» Habicht, den «singenden» Hahn, das «springende» Roß, die «krähende» Krähe, den (mit den Augen) «leuchtenden» Luchs, den «Erde aufwerfenden»

Maulwurf, den «ein mürrisches Gesicht» machenden Mops, die stehende Maus, die «schleichende» Blindschleiche, die «sich drehend bewegende» Schlange, die «schnappende» Schnepfe; um nur Klugesche Erklärungen herauszuziehen. Oder die Kleidung: den «bergenden» Helm, den «gesponnenen» Rock; oder die Körperteile: die «leckende» Lippe, den «geschwollenen» Daumen, den «aufwühlenden» Rüssel; oder gar die Werkzeuge, die ja fast durchweg primäre sachliche Nomina agentis sind. Für das Appellativum ist also ein verbales Etymon beinahe selbstverständlich. Wie viele Namen von Sachen sind uns gerade auf diese Weise durch Meringer aufgeklärt worden! Wie viele wird die archäologische Etymologie noch deuten (vgl. O. Schrader, Geschichte und Methode der linguistisch-historischen Forschung, S. 213)!

Adjektiva können natürlich gleichfalls zu Verbalwurzeln gehören wie «süß» zu «fließen» (Bechtel, Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den idg. Sprachen, S. 132; die Grundanschauung wird die des klebrigen Fließens sein, wie es dem Honig oder Sirup eigen ist) oder «weiß» zu «glänzen».

Aber dreierlei Tatsachen geben den Eigenschaftsworten eine Sonderstellung in etymologischer Hinsicht: a) wie bei den Pronominalstämmen finden wir auch hier eine ganz eigentümliche Kombination verschiedener Wurzeln in der größtenteils gemeinindogermanischen, «unregelmäßigen» Komparation, b) eine auffallend große Zahl von Adjektivstämmen bleibt etymologisch vereinzelt, c) es zeigt sich mindestens im Deutschen eine entschiedene Tendenz, Verbalnomina, die adjektivische Funktionen übernommen haben, von den Verbalstämmen zu lösen.

a) Das Phänomen der «unregelmäßigen Steigerung» gehört zu den merkwürdigsten in unserm Sprachleben und ich habe mich immer darüber gewundert, daß man sich so wenig darüber verwundert. Man bedenke doch: gerade eine Reihe von Eigenschaftsworten, bei denen eine Vergleichen, ein Abmessen besonders nahe liegt und besonders häufig sein mußte, entzieht sich der Steigerung. Zu «gut» gibt es weder griechisch noch lateinisch noch deutsch einen rechten Steigerungsgrad; etwa ebenso steht es mit «klein» und «groß», «alt» und «viel». Oder zu einem Adjektiv im Komparativ gehört im Positiv nur ein Adverb (Kluge bei Paul, 2. Aufl. 1, 483). — Dabei ist aber ursprachlich nur eben dies Mosaik selbst, nicht aber die Steine, aus denen es zusammengesetzt ist; ein idg. Paradigma, das sich bei den Pronominibus zum Teil noch aufbauen läßt, ist hier schlechterdings unmöglich. (Vgl. Osthoff, Suppletivwesen, S. 3f., S. 20f., S. 42.)

Man kann sich ja den Gang der Entwicklung etwa denken. Für die häufigsten «Vergleichen» gab es zunächst Adjektive mit Komparationsbedeutung (Brugmann, Grundriß 2, 420), deren Wesen wir uns durch deutsche Positive wie «nah» und «fern» und ähnliche Adjektiva von relativer Bedeutung veranschaulichen können. Was «nah» ist, ist «weniger fern», was «fern» ist, ist «weniger nah»; die Gegensätze rücken zu einer Komparationsleiter zusammen. Diese «Adjektive mit Komparationsbedeutung» besaßen gewisse Suffixe, die die Relativität ausdrückten: sie entsprechen dem Nominativ beim Nomen, indem der Komparativ den Wortinhalt auf zwei, der Superlativ auf drei verglichene Gegenstände bezieht. «Der bessere Mann» ist unter zweien der gute; «der älteste Mann» ist der Alte unter Vielen. — Allmählich wäre dann dies Schema auf alle Adjektiva übertragen worden und somit wäre, wie so oft, die «unregelmäßige Steigerung» ein Überbleibsel älterer Art, die «regelmäßige» aber würde einer jüngeren, nivellierenden, systematisierenden Epoche angehören. Ursprünglich sind die

paration vermutlich fakultativ neben ähnlichen Adjektivumformungen: der Modifikation, Negation, Verstärkung, Klage, vor allem der Minderung (vgl. meinen Aufsatz P. B. B. 22, 559 f.); allmählich ist sie allen obligatorisch geworden.

So also (vergl. Osthoff, S. 42 f.) würde sich das Paradoxon erklären, daß gerade diejenigen Adjektiva, die der Steigerungsfähigkeit am entschiedensten bedürfen, keine echte Komparation haben, sondern sich durch fremdes Blut auffrischen lassen. (Die Häufigkeit allein kann, wie bei dem Verbum substantivum, nur der oberflächlichsten Betrachtung ein genügender Grund für den Synkretismus sein.) Nur bleibt dabei noch unerklärt, weshalb nur ausnahmsweise (wie bei πολύς und πλείων πλείστος, vielleicht auch bei *mikila-maizan-* und *meista*) jene Steigerungsadjektiva der gleichen Wurzel entstammen wie die Positive? und weshalb sie so selten Verbalstämme neben sich haben? (Auch für *mikils* Fick 1, 279 ist es fraglich.)

Wir werden doch wohl ähnliche Zustände wie bei den Pronominibus anzunehmen haben. Auch diese Worte sind besonders leicht durch Gebärden zu «ersetzen»: «klein», «groß», «alt», «gut», «böse». Sie mögen irgendwie aus diesen Gesten unmittelbar oder mittelbar (lautsymbolisch) herausgewachsen sein, ohne je einer produktiven «Wurzel» anzugehören.

b) So sind wir schon dazu übergeglitten, daß viele Adjektiva etymologische Isolierung zeigen. Ich füge zu den eben angeführten «gut» und «übel» zwei andere spezifisch germ. Wortpaare (Kluge, S. 15): «mild» und «arg», «hold» und «treu», von denen nur «hold» (ebd., S. 171) vielleicht verbale Verwandtschaft hat; dagegen steht der Begriff «treu» schon idg. oft in eigentümlichen nominalen Beziehungen (vgl. Osthoff, Etymologische Parerga 1, 99 f.). Auch «arm», «schlecht», «eitel» und viele andere germ. Adjektiva stehen isoliert, wogegen z. B. «schön», «reich», «krank» zu vollständigen Wortkreisen gehören.

c) Eine stattliche Zahl alter Partizipia sind im Deutschen isolierte Adjektiva geworden: *alt*, *kalt*, *laut*, *tot*, *krank*, *zart* (Kluge, S. 182) — *eigen*. Die Verbalstämme, die in anderen idg. Sprachen noch leben, sind bei uns abgestorben, zum Teil (wie bei *alan*) erst in historischer Zeit.

Man wird den Zusammenhang der beiden Erscheinungen bestreiten wollen: hat das Absterben des Verbuns *alan* mit der Adjektivierung des Partizips *alt* irgend etwas zu tun? — Die gewöhnliche Erklärung: das Partizip sei erst nach dem Absterben des zugehörigen Verbs ganz zum Adjektiv geworden, scheint gegenüber modernen Beispielen nicht zu verfangen: ein Partizip wie «gelungen» existiert ruhig in adjektivischer Funktion neben dem lebenden Zeitwort «gelingen». Aber eine Tendenz der Sprache, die Adjektivierung des Partizips durch Aufgeben des Verbs zu erleichtern, kann man sich doch auch schwer vorstellen!

6. Zum Schluß ist auf die allerumfangreichste Gruppe isolierter Wurzeln nur kurz hinzuweisen: auf die Partikeln der verschiedensten Art. So etwa die proethnischen Präpositionen (Delbrück, Vergleichende Syntax 1, 666 f.) und viele ihrer einzelsprachlichen Nachfolger (ebd., S. 754 f.); so Konjunktionen wie *mé* (Fick 1, 518), *ca-te-h* (Delbrück 2, 511), griech. γε, μεν (ebd., S. 498, 506); diejenigen Adverbia, die nach Brugmanns Ausdruck (2, 524) von Anfang an nicht Glieder eines ganzen Kasusparadigmas, sondern isolierte Satz Wörter waren. Auch von den Partikeln mögen überdies manche erst nachträglich zu Pronominibus oder andern Stämmen in Beziehung gebracht worden sein.

Jedenfalls blieben eine sehr große Zahl dieser Indeklinabeln auch sonst außerhalb der Masse des Sprachstoffes und verraten damit jene Ursprünglichkeit, die bei Einer Gruppe von Partikeln mit so zweifelloser Deutlichkeit hervorspringt: bei den Interjektionen. Daß diese (von verschwindenden späteren Ausnahmen wie *Herrgott!* u. dgl. abgesehen) niemals eigentliche «Wurzeln» hatten, zu keinem Formen- oder Wortkreis gehören, auch nicht einmal gegenseitig in geregelten Beziehungen stehen (wie etwa die ortsbezeichnenden Adverbia und andere «Correlativa»), hat man nie in Frage stellen können. Sie mögen eine vokalische Skala darstellen, so daß wir uns «durchs ganze Alphabet verwundern» können, wie Goethes Jansen im «Egmont» (Weim. Ausg. 8, 249) höhnt; eine systematische begriffliche Skala bilden die *ah!* und *oh!* nicht. Sie gehören der Zeit vor der logischen Durchbildung des Sprachstoffes an, vor jener großartigen unbewußten Tätigkeit instruktiver Grammatiker, der wir die Kategorien unserer Wort- und Formenbildung verdanken. Denn Steinthal ging doch zu weit, wenn er die Logik ganz aus der Sprachbildung heraus verweisen wollte: der Stoff ward gewiß von der Psychologie erreicht, aber von der Logik bearbeitet. Oder sind die Tempora, die Genera verbi, die Unterscheidung von Casus rectus und obliquus nicht auf logische Formeln zu bringen?

Bei den Partikeln liegt nun die Ablehnung alles «Benennens» auf der Hand: «Gefühl ist alles; Name ist Schall und Rauch». Und so schließt sich der Kreis: von den optischen Gebärden, die sich zu Pronominibus umsetzen, sind wir zu den akustischen gelangt, die wir als Interjektionen transkribieren. —

Wir glauben also gezeigt zu haben, daß den verschiedenen Gruppen ganz oder teilweise (durch Fehlen verbaler Formen) isolierter Wurzeln überwiegend eine gemeinsame Eigenschaft anhaftet: die individualisierende Bezeichnung. Das Zahlwort gibt nur die bestimmte Zahl, das Pronomen nur den Hinweis auf die bestimmte Person, der Eigename nur deren Bezeichnung und die geographischen Termini, die Verwandtschaftsnamen, die Appellative für gewisse «usuelle Singularia tantum» geben kaum etwas anderes; die Partikeln wieder bedeuten nur bestimmte Hinweise oder Verbindungen. Bei den Adjektiven steht es allerdings etwas anders; aber auch das Eigenschaftswort (was die Syntax nur zu oft verkennt) individualisiert das typisierende Appellativum: «König» ist ein Begriff, dieser aber ist «der blinde König» — als gäbe es unter allen Königen nur einen, der des Augenlichts entbehrt.

Für Worte also, die einen singulären oder doch isoliert gedachten Begriff ausdrücken, scheinen oft auch singuläre oder doch isolierte Wurzeln vorhanden: man hat ihnen einen Namen gegeben, sie aber nicht zu andern Gegenständen in Beziehung gesetzt.

Ist das richtig, so würden sich zwei wichtige praktische Folgerungen ergeben. Erstens für die Etymologie: daß es eben «Stämme ohne Etymon» gibt, an denen sie sich nicht länger die Zähne auszubeißen braucht — ohne Etymon, das heißt auch ohne ein onomatopoetisch nachgeahmtes Klangbild als Grundlage. Zweitens für die Sprachgeschichte: daß sich zusammenhängende Gruppen von solchen isolierten Worten bilden, die wir dann als besonders altertümlich ansprechen dürfen, und die uns bei der Chronologie besonders auch der ursprachlichen Wurzeln und Worte gute Dienste leisten können.

Denn das ist ja klar, daß eine «alleinstehende isolierte Wurzel» (man verzeihe die nur scheinbare Tautologie!) gar nichts beweist. Ihre Sonderstellung kann ja selbstverständlich sekundär sein, wie wir das bei nhd. Adjektiven vom Typus *alt* oder *kalt* so deutlich vor Augen haben. Aber es gilt hier, was Schrader gegen Kretschmer

vortrefflich ausgeführt hat: wo ganze Reihen vorliegen, beweist jedenfalls schon die Existenz dieser Reihen eine sprachgeschichtliche Tatsache.

Leider mußten meine eigenen Betrachtungen isoliert, aphoristisch bleiben; aber sie sollen ja auch nur für eine umfassende systematische Aufnahme und Vergleichung der idg. Wortkreise Stimmung machen!

Der sigmaförmige Tisch und der älteste Typus des Refektoriums.

Von Josef Strzygowski.

Bei meinen Arbeiten über christliche und islamische Kunst in Ägypten, Winter 1894/5 und 1901, fielen mir Steinplatten von halbrunder Form mit eigenartig unterbrochener Randleiste auf,

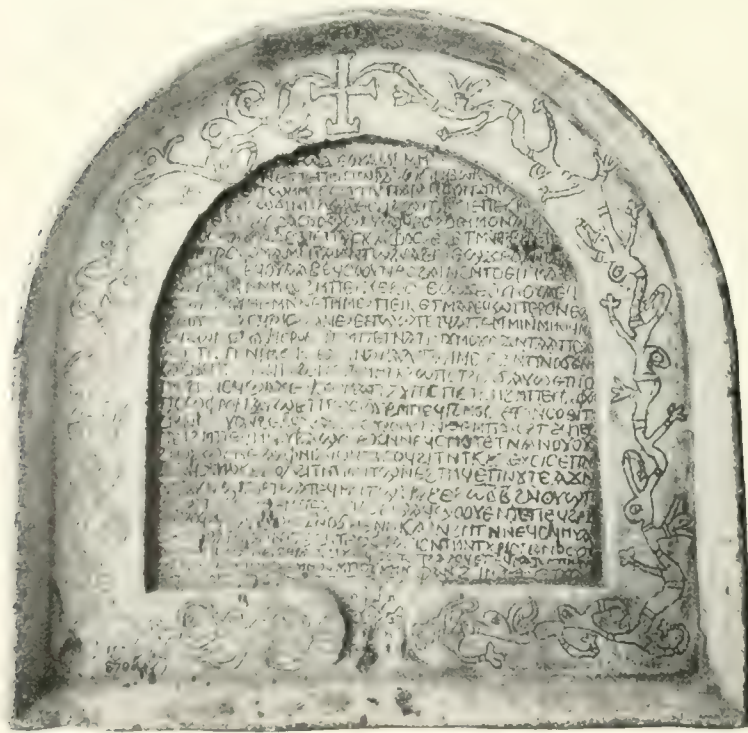


Abbildung 1. Koptischer Grabstein in Kairo.

brochener Randleiste auf, die in den Jahrhunderten vor und nach dem Jahre 1000 unserer Zeitrechnung von Christen und Muhammedanern als Grabsteine benutzt worden waren. Da der Typus völlig abwich von den sonst von Kopten und Arabern stereotyp zur Anwendung gebrachten Grabstelen, so entstand für mich die Frage, wie das Aufkommen dieser sonderbaren Abart wohl zu erklären sei. Ich legte das Material schon vor Jahren in einer Zeitschrift nieder¹, die leider wenig beachtet ist. Es wird daher erwünscht sein, wenn ich hier einleitend nochmals in Kürze darauf eingehe. Die halbrunde

Form schien mir damals verständlich aus der Verwendung der gleichen halbrunden Platten für den christlichen Altar in den halbkreisförmigen Kirchenapsiden. Was ich nicht verstand, war die hartnäckig wiederkehrende Bildung des Randes. Doch auch dafür ergab sich inzwischen, allerdings bei ganz unerwarteter Gelegenheit, die Erklärung.

¹ Le relazione di Salona coll' Egitto. Bullettino di archeologia e storia dalmata. 1901. p. 58—65. Tab. II—IV.

Dies geschah, als ich mit einem der Herausgeber dieser Zeitschrift, Rudolf Meringer, gemeinsam ein Kolleg über den Bauplan von St. Gallen las und das mir bekannte Material über die Entwicklung des Refektoriums im Oriente zusammenstellte. Im vorliegenden Aufsätze möchte ich über diese interessante Reihe von Beobachtungen berichten und zwar in derselben Aufeinanderfolge, in der mir das Material selbst seinerzeit entgegentrat und mir allmählich das Verständnis des Zusammenhanges aufging. Ich deute das Resultat gleich in den Überschriften der einzelnen Abschnitte an.

1. Der Tisch als christlicher Grabstein. Im ägyptischen Museum zu Kairo befindet sich ein Grabstein (Abb. 1) (Crum 8706)¹ in Alabaster (Crum Marmor), 0,96 m breit, 1 m hoch. Die oben halbrunde Platte wird von einem breiten Rande umzogen, der unten in der Mitte zwischen den abgerundeten Enden eine Unterbrechung zeigt, die dem Niveau des tiefer liegenden Mittelfeldes entspricht. Dieses Mittelfeld ist eng beschrieben mit einer koptischen Inschrift, die außer Zweifel stellt, daß es sich um den Grabstein eines ζυγός Kosmas aus dem Jahre 786 n. Chr. handelt.² Auf die wild entartete Palmettenranke, die den



Abbildung 2. Arabischer Grabstein in Damaskus.

¹ Coptic monuments. Catalogue gen. des antiquités égyptiennes au musée du Caire. Le Caire 1902. p. 144, pl. LV. Dort auch weitere Literatur.

² Ich teile die Inschrift in der freundlich von Carl Schmidt besorgten Übersetzung mit: Wenn vorhanden ist ein heiliger Prophet (προφήτης), welcher «Klagelieder» zu schreiben versteht, so möge er sich stellen mit mir (? uns) an diesem Teile (μέρος). Wenn Jemand vorhanden, der zu weinen versteht mit den Weinenden, auch dieser möge zu uns sich rechnen. Wenn Jemand vorhanden, der den Verlust (?) seines eigenen Hauptes empfindet (αἰσθάνεσθαι), so möge er sich zu uns gesellen.

Wer wird geben Wasser auf mein Haupt und Thränenquelle (πηγή) auf meine Augen (cf. Jerem.). auch daß ich weine über die Betrübniß, welche uns deinetwegen ergriffen hat. O der süße und in seinen Worten gütige (angenehme) Kosma, der ζυγός (Bezeichnung des Handwerkes resp. des Amtes), welcher liegt in diesem Grabe (τάφος), der Verständige (σοφιστής) und in seinem Grabe (τάφος) gerühmt ist unter denen, welche (öffentlich) bekannt sind, und der blühend wie eine Rose, indem er erközt (τέρειν) in seinem Hause und man sich freut über sein gutes Wesen.

Plötzlich ein Moment (ἀφνίδιον) erfasste ihn auf Befehl (κέλευσις) Gottes; er vollendete (starb) durch die Barmherzigkeit Gottes ohne irgend welche Unruhe (Bestürzung). Seine kurze Lebensdauer erlöschte geschwind, er wurde wie das Gras (χόρτος), welches verdorret und dessen Blume abfällt (cf. Jes. 40,7). Er ließ in großer Betrübniß zurück seine Brüder und ging hinauf zu Gott mit dem Siegel (σφραγίς) des Christen-

Rand schmückt, gehe ich hier nicht weiter ein; sie läßt sich ähnlich auch in koptischen Handschriften nachweisen.

Ein zweiter Grabstein gleicher Art in grauem Stein, $0,93 \times 0,94$ m groß, findet sich, aus vier Fragmenten zusammengesetzt, im griechisch-römischen Museum zu Alexandria.¹ Form und Rand genau gleich dem vorhergehenden, die Palmettenranke ist noch barbarischer eingeritzt. Das Mittelfeld füllt eine ähnliche Inschrift, datiert in das Jahr 796.²

Einen dritten Grabstein dieser Art fand ich als Altarplatte im Kloster Abu Hennis beim alten Antinoë verwendet. Er nennt eine gewisse Febronia und ist 750 n. Chr. datiert.³ Ein verwandter Grabstein im Berliner Museum ist viereckig; die Inschrift ist veröffentlicht von Steindorff (Ägyptische Zeitschrift XXXVIII, 57). Für einen Grabstein sehe ich auch eine halbrunde Platte aus Kalkstein im Museum zu Kairo (Inventar No. 35184) an, in deren vertieftem Mittelfelde zwei Oranten, die größere Gestalt weiblich, dargestellt sind, überihnen das Kreuz.⁴

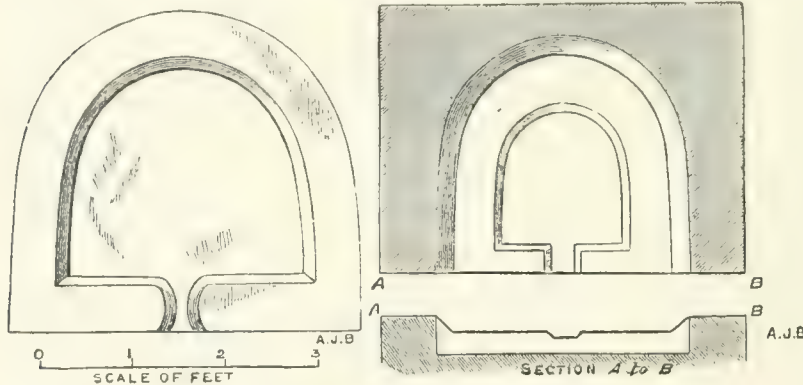


Abbildung 3. Koptische Altarplatten.

lich, dargestellt sind, überihnen das Kreuz.⁴

2. Der Tischals arabischer Grabstein. Ich kenne in Ägypten drei Grabstelen von der typischen Form mit arabischen Inschriften. Einen vom Jahre 1027 in Derr in Nubien, 85×85 cm groß. Es ist der Grabstein einer gewissen Fatima.⁵

Einen zweiten in derselben Moschee in Derr vom Jahre 1136/7. Er gehört dem Scherif Abul Hassan Muhammad. Einen dritten vom Jahre 1259 in der Qarāfah bei Kairo, dessen tums (χριστιανός). — Ein Jeder aber (δέ), welcher stehen wird bei ihm, bete für ihn, damit er erlange die Gnade Christi.

Er entschlief aber (δέ) am 7. des Monats Phamenoth der 9. Indiction im J. 502 von Diocletian.

¹ Abbildung im Bullettino. Dort auch weitere Literatur.

² Die Inschrift lautet in der Übersetzung, die Carl Schmidt freundlich für mich angefertigt hat: O, was ist das für eine Trennung! O Gang in die Fremde, weit über (παρά) alle Maßen! O Fahrt (πλεῖν), beschwerlich um zum Ufer zu gelangen! Das Meer (θάλασσα) ist breit und seine Wogen sind wild (ἄγριοι), klein aber (δέ) ist mein Nachen (γάφος), d. i. die Tugend meines Körpers (σῶμα) und meine kurze Lebensdauer.

³ Die koptische Inschrift lautet nach Carl Schmidt: «Das ganze Leben (βίος) des Menschen gleicht einem Rauche (κάπνος) und alle Sorgen dieses Lebens (βίος) sind wie ein Schatten, der sich senkt. Alle Werke Gottes sind unerforschlich und in gerechtem Gericht sind die, welche vor ihm (sc. Gott) sich befinden. Indem nun (ὄν) die Zeit eintrat, daß ich den Körper (σῶμα) ablegte, kam über mich seine (sc. des Körpers?) Furcht, da ich mich zur Erde gewandt nach (κατά) Art meiner Eltern. Gedenke nun (ὄν) meiner, der unglücklichen (ταλαιπώρος) Febronia, möge Gott Erbarmen mit mir haben, die ich entschlief am 27. des Monats Epiphi des Jahres 466 ab (ἀπό) Diocletian.»

⁴ Abb. in meinem Teil des Catalogue gén. «Koptische Kunst», S. 102.

⁵ Die Inschrift lautet in der Übersetzung von C. H. Becker: Deine geringe Magd Falima, die Tochter des Husain b. Muhammed b. Ali b. Harun b. Abdallah, verzeihe ihr und sei ihr gnädig. Sie starb in der Nacht des 22. Ramadan im Jahre vierhundertundachtzehn (418).

Inschrift den Coraischiten Abd-ar-Rahmân nennt.¹ Ich habe alle drei Stelen auf Tafel IV meines Aufsatzes im *Bollettino dalmato* abgebildet. Hier sei nur eine Photographie reproduziert (Abb. 2), die ich dem Legationsrate Freiherrn Max von Oppenheim verdanke. Die Stela hat besonderen Wert, weil sie nicht aus Ägypten, sondern aus Syrien stammt. Sie befindet sich in der Derwischije Moschee in Damaskus. Man sieht den Außenrand mit der Inschrift und den halbrunden Enden unten in der Mitte. Darin einen zweiten unten jedoch verschlossenen Rahmen, ebenfalls mit einer Inschrift. Nach Mitteilungen von Max van Berchem, dem Bearbeiter der Oppenheimschen Aufnahmen, geben diese Inschriften nur Koransprüche. Zur Datierung muß daher die zweite Platte der Derwischije herangezogen werden, deren Inschrift leider sehr zerstört ist. Der Eigenname ist nicht mehr zu lesen, doch sind die Steine nach den Titeln 471—488 d. H. (1070—1095 n. Chr.) zu datieren. Die Moschee, in der sie sich heute befinden, ist viel jünger. Auch die Ornamente, die in Abb. 2 die Platte umgeben, haben natürlich ursprünglich mit dem Tisch, bezw. dem Grabstein nichts zu tun.

3. Der Tisch als christliche Altarplatte. Es war oben davon die Rede, daß der Grabstein der Febronia sich heute als Altarplatte in Verwendung findet. Das ist nicht Zufall. Schon Butler² hat festgestellt, daß solche halbrunde Steinplatten mit dem unten durchbrochenen Rande in koptischen Kirchen ganz allgemein als Altarplatten Verwendung finden. Ich gebe nebenstehend seine Aufnahme (Abb. 3). Links der Typus, wie er auch unter den Grabsteinen vorherrschend ist, rechts die seltenere Form, wie sie in dem Berliner Grabstein vorliegt, wo das Halbrund nach außen ins Rechteck überführt ist. Bezeichnend der Querschnitt: das tiefer ausgebettete Mittelfeld mit der im gleichen Niveau liegenden Öffnung unten. Ich sah selbst drei oder vier solcher Altäre in Kairo, einen im Deir Moharag, einen in schwarzer Breccia in der el-Hadrakirche des Deir Surjani an den Natronseen u. a. O. Im allgemeinen kann gelten, daß die Altarplatte entgegen dem Grabstein ohne Inschrift ist. Ich habe daher eine solche Marmorplatte, die ich im Bestande des ägyptischen Museums in Kairo fand (Catalogue No. 8756)³ 0,71 × 0,71 m groß, 0,10 m dick, mit einem 0,005 m tiefen Mittelfelde aus Aschmunein



Abbildung 1. Reliefplatte in Aschmunein.

¹ Berchem, *Corpus inser. arab.*, p. 117. — ² *The Great Court of the Cathedral of St. Mark, Cairo*, p. 102.

³ Strzygowski, *Koptische Kunst*, S. 102.

stammend, als Altarplatte katalogisiert. Das interessanteste Stück dieser Gattung wurde in Salona gefunden und befindet sich heute im Museum zu Agram (Abb. 4). Aus Fragmenten ließ sich dort die Hälfte einer halbrunden Marmortafel zusammensetzen, die als Ganzes 1,28 m im Quadrat gemessen haben dürfte, der Rand ist 0,15 m breit. Auf ihm sieht man in Relief dargestellt acht Arkaden, die wohl auf siebzehn zu ergänzen sind. Zu erwarten wäre oben in der Mitte Christus. Links von ihm ist noch erhalten Petrus mit dem Kreuz, rechts dürfte die traditio legis mit Paulus dargestellt gewesen sein. Es bleiben dann noch vierzehn Bogen. Die Figur hinter Petrus hat im Gegensatz zu allen



Abbildung 5. Athos, Kloster Lavra: Innenansicht der Trapeza.

übrigen keine Rolle in den Händen; nach der Bewegung der Rechten ist es die typische Figur des «Zeugen», wie er so häufig auf Pyxiden vorkommt.¹ Man möchte also glauben, daß da die zwölf Apostel mit dem Stifter oder dergleichen dargestellt waren. Dazu kommt die in der Deutung sichere Jonasszene am unteren Rande: der Walfisch, der den Jonas ausspeit. Dieser trägt den Ölzweig als Zeichen der Erlösung in der Hand. In der Ecke ein Kopf; will man ihn deuten, das heißt nicht einfach wie die Akroterien auf Sarkophagen rein dekorativ nehmen, so ließe sich im Zusammenhang mit der vorzusetzenden Situation, dem Schwimmen ans Ufer, an einen Windgott denken, der die Gruppe ans Ufer treibt. Die Platte vertritt dieselbe Kunstrichtung wie etwa die ravennatischen Sarkophage oder die Elfenbeinpyxiden, d. h. sie stammt wohl aus der antiochenisch-alexandrinischen Kunstsphäre und gehört etwa dem IV.—VI. Jahrhundert

¹ Vergl. die Zusammenstellung bei Garrucci, Storia dell'arte cristiana, Bd. VI.

an. Ich sehe sie wegen ihrer Form und der Ähnlichkeit des Zyklus mit den Pyxiden für eine Altarplatte an. Sie wäre dann wohl die älteste Platte dieser Art, die uns erhalten ist.

4. Der Klostertisch. Als ich im Jahre 1888 den Athos bereiste, war mir das bisher vorgelegte Material noch nicht bekannt. Ich übersah daher in meinem Aufsatz im *Bullettino dalmato*, daß die Trapeza der Lavra Marmortafeln, wie ich sie oben als Grabsteine und Altarplatten vorgeführt habe, als Speisetische nebeneinandergereiht zeigt.

Erst als ich dem Typus des ältesten Refektoriums nachging, kam ich auf dieses entscheidende Glied in der vorgeführten Tatsachenkette. Man vergleiche die zahlreichen Innenansichten der Trapeza von Lawra in der russischen Monographie über den Athos von Kondakov. Ich gebe hier (Abb. 5) nur eine Aufnahme der Eingangsseite, in der die Tischform selbst vielleicht nicht so deutlich ist, wie in den übrigen Photographien; doch kommt gerade hier die Anordnung am deutlichsten heraus. Man sieht, wie unsere halbrunden Platten mit dem Bogen nach der Wand zu auf Untermauerungen gelegt und durch Bänke getrennt sind, die immer für zwei Tische zugleich gelten. Abb. 6 zeigt eine Grundrißskizze des ganzen Gebäudes, die Barsky (zwischen 1728—1744) angefertigt hat.¹ Die Tische sind ganz richtig in der Form angegeben; auch ist bei keinem der nach dem Mittelgange geöffnete Rand vergessen. Es stehen diese gedrängt in acht Paaren, im ganzen also 16 Tische in zwei Reihen, der 17. erscheint allein in der Apsis. Merkwürdig ist die Analogie ihrer Anzahl mit der Platte in Agram. Außerdem aber sind noch einfache Längstische vorhanden in den Ecken neben der Apsis und von verschiedener Gestalt in den beiden Querschiffen. Man sieht an der linken Längswand das Pult des Vorlesers und in der Mitte die unter Vorantritt des Hegumenos abziehenden Mönche.

5. Das Refektorium der dreizehn Tische. Nachdem die Beobachtungen einmal soweit gediehen waren, ließ sich erwarten, daß man bei Erbauung der Speisesäle von Klöstern direkt auf die Form der Tische Rücksicht nahm. Das scheint tatsächlich der Fall gewesen zu sein bei einer Trapeza, die sich in dem in Ruinen liegenden Kloster

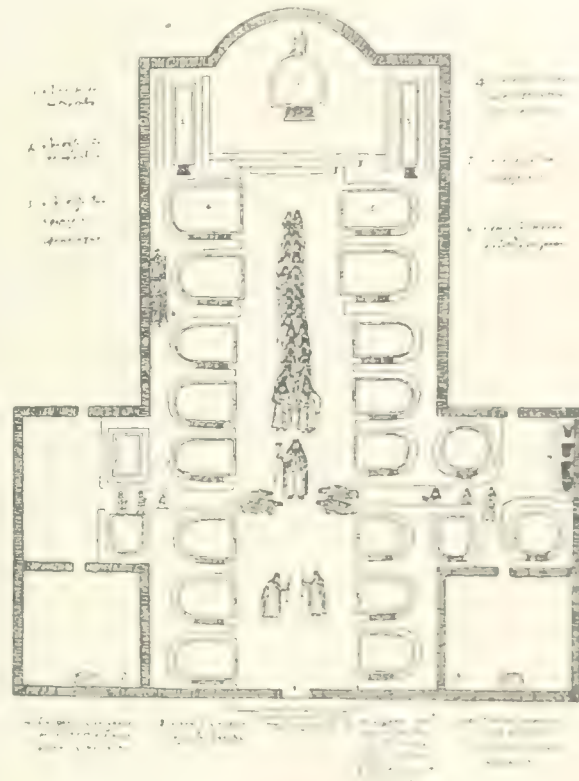


Abbildung 6. Athos, Kloster Lawra: Grundriß der Trapeza nach Barsky.

¹ Nach de Beyhe, *L'habitation byzantine*, p. 66. *Annuaire des Écoles de Saint-Omer*, 1880, Kunst in den Athosklöstern, S. 34.

von Dau bei Mendeli in Attika erhalten hat. Ich gebe (Abb. 7) eine Aufnahme nach dem Annual of the British school of Athens IX (1902/3), pl. XV. Man sieht einen außen rechteckigen Saal, in dessen Wände dreizehn gleich große Nischen, abgesehen von kleineren, eingeschnitten sind. Eine befindet sich in der Mitte der östlichen Schmalwand dem Eingange gegenüber, die andern sind einander paarweise entsprechend zu je sechs in die Längswände gelegt. Denkt man sich die Tische in die Buchten, so wird der Platz zwar unbequem und eng, aber gerade diese Rücksichtslosigkeit würde belegen, daß hier wohl ein gewisser traditioneller Zwang am Werke war. Ein zweites

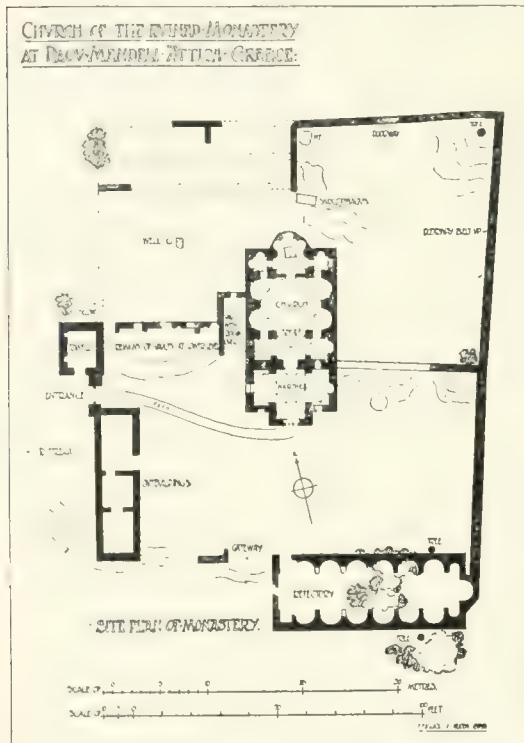


Abbildung 7. Kloster Dau in Attika: Die hexagonale Kirche und das Refektorium mit 13 Tischen.

mit dem 13. für den Vorsitzenden in der Apsis symbolischen Bezug auf das Abendmahl Christi hat. Diese Wendung führt auf den wahrscheinlichen Ursprung der Tischform überhaupt.

6. Der sigmaförmige Abendmahlstisch. Im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung galt der Tisch, an dem Christus mit den Jüngern das Abendmahl nahm, für halbrund. Man dachte sich die Jünger auf dem Sigma, d. h. den halbrund angeordneten Gestellen gelagert, mit einem den Tischrand umziehenden Polster, auf das sich die Apostel mit einem Arm stützten, während sie mit dem andern außen. Beweis für diese Auffassung sind die Darstellungen des Abendmahls, soweit sie der Zeit vor dem

¹ Nach Millet, Le monastère de Daphni, pl. II.

Beispiel findet sich ebenfalls in Attika vor den Toren Athens. Es ist die nur im Grundriß feststellbare Trapeza im Kloster Daphni (Abb. 8).¹ Wir sehen wieder den langen Saal, der (auch außen) mit einer Apsis schließt. In den Längswänden sind wie in Dau je sechs Nischen ausgespart, nur sind es Flachnischen von eckigem Grundriß. Das Halbrunde der Tische ist also viereckig ergänzt zu denken, wie das ja in den Grabsteinen und Altarplatten nachgewiesen wurde. Die Trapeza von Daphni gehört dem XI. Jahrhundert an, diejenige von Dau dürfte eher älter sein. Die mit Daphni etwa gleichzeitige Trapeza des Klosters Hosios Lukas in Phokis scheint nach der Aufnahme von Rodeck keinen Bezug auf das Abendmahl aufzuweisen (Schultz and Barnsley, The monastery of Saint Luke, p. 13). Der Grundriß von Daphni kommt leicht zustande bei einschiffigen Kirchen mit Pfeilervorlagen im Innern, so z. B. auf Kreta (Gerola, Monumenti veneti nell' isola di Creta II, p. 54).

Es bedarf wohl keines Beweises, daß diese typische, offenbar schon im Bauplan vorgesehene Beschränkung auf 12 Tische

Jahre 1000 etwa angehören, also z. B. in einem Mosaik von S. Apollinare nuovo in Ravenna, auf einer Elfenbeintafel im Dom zu Mailand, im Codex Rossanensis in Kalabrien, in dem Petersburger Evangeliar No. 21, in einem Mosaik, das sich einst im Oratorium Johannes VII. in Rom befand u. s. f.¹ Ich will dem Leser hier nur das Mosaik aus S. Apollinare nuovo vorführen, weil es uns gleich eine weitere Schlußfolgerung gestattet. In Abb. 9 sieht man in der Mitte den halbrunden Tisch, umgeben von der sigmaförmigen Kline. Darauf liegt links Christus, erkennbar an der Gewandfarbe und dem großen Kreuznimbus; an ihn anschließend um den Tisch herum

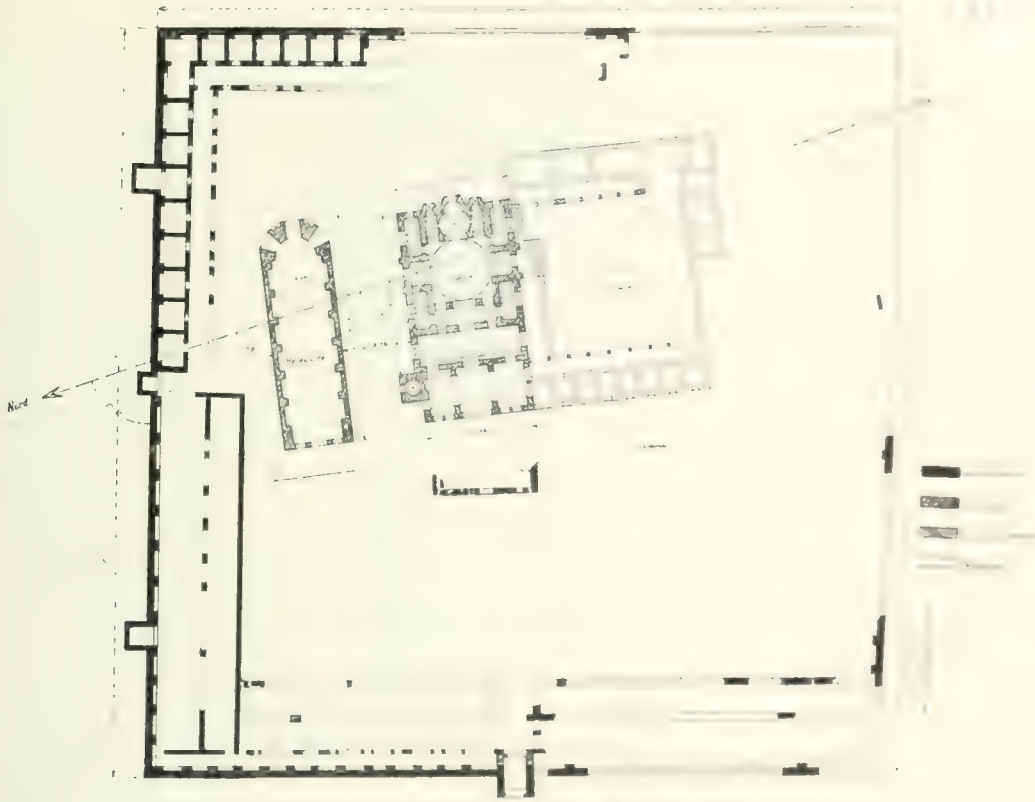


Abbildung 8. Athen, Kloster Daphni: Kirche und Refektorium.

die Apostel. Der Tisch ist durch die beiden großen, auf einer Schüssel liegenden Fische und die Brote ringsum als Speisetisch gekennzeichnet. Doch leitet er gleichzeitig auf den Altar über, weil über ihn die typische Altardecke jener Zeit (Anfang des VI. Jahrhunderts) gebreitet ist.²

Nachdem ich das Material in dem Umfange, als es mir für die Lösung der Frage nach dem ältesten Typus des Refektoriums nötig erscheint, vor dem Leser zusammengestellt habe, gehe ich nun über zur systematischen Vortführung der ganzen Entwicklung.

¹ Das Material findet sich trefflich zusammengestellt von Demme in *Byzantinische Kunstgeschichte* XIV, 175 f. — ² Vergl. z. B. das Mosaik von Arel und Mailand (Abb. *Byzantinische Kunstgeschichte* Ravenna (Abb. bei Garucci a. a. O. IV).

soweit sie mir klar zu liegen scheint. Archäologen und Philologen, Sach- und Sprachforscher werden im einzelnen wie im ganzen manches anders zu stellen haben. Der Kunsthistoriker sucht im gegebenen Falle lediglich den Anstoß zu geben, wie er sonst so oft von Anregungen anderer Wissensgebiete ausgeht. Wenn ich recht verstehe, will ja die vorliegende, neubegründete Zeitschrift gerade diesem gesunden Austausch dienen.

Ausgangspunkt der Entwicklung scheint mir der sigmaförmige Tisch. Da man glaubte, Christus habe ihn beim Abendmahl benützt, so begreift sich leicht, daß die Gestalt dieses Tisches auch auf den Altar überging. Es hat übrigens möglicherweise nicht einmal des Vorbildes Christi bedurft. Da man noch im 4., 5. und 6. Jahrhundert

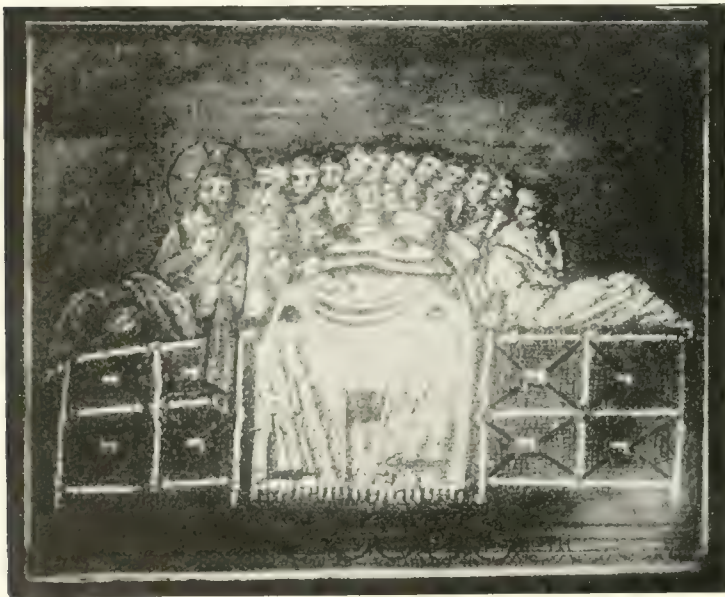


Abbildung 9. Ravenna, S. Apollinare nuovo: Mosaik des Abendmahls.

auf dem Sigma zu Tische lag — man lese den Bericht über ein Gastmahl bei Kaiser Maximus in Trier 386¹, ein Mahl, das 461 Kaiser Majorianus in Arles gab² oder eine Beschreibung des Gregor von Tours³ — so muß die zugehörige Tischform auch damals noch im Gebrauch gewesen sein. Liutprand «lag» noch im Jahre 949 bei einem Festmahle in Konstantinopel zu Tische.⁴ Da der christliche Gottesdienst ursprünglich nichts anderes war als ein Mahl zum Gedächtnis an die gleiche Feier Christi mit seinen Jüngern⁵, so mag die Tischform sich von vornherein als selbstverständlich eingebürgert haben und so aus dem Tisch allmählich zwanglos der Altar geworden sein. Es ist daher begreiflich, daß man auf die Idee kommen konnte, anzunehmen, der Altar in halbkreisförmiger Gestalt sei das primäre und die Urheber der eben genannten Abendmahlsbilder hätten eben diese Form der Altäre nachgeahmt.⁶ Dabei wurde auf einen halbkreisförmigen Altar im Museum zu Clermont hingewiesen. Wie dem auch immer sei, jedenfalls kann, wie ich ursprünglich annahm, bei der bis auf den heutigen Tag anhaltenden Beliebtheit für die halbrunde Altarplatte in Ägypten auch mitgesprochen haben, daß der sigmaförmige Tisch sich vorzüglich für die übliche Aufstellung in einer halbrunden Apsis eignete.

¹ Sulp. Sev. de vita beati Martius, c. 23. — ² Sidon. Apoll. epist. I, 11.

³ Miraculorum lib. I, 80, Maxima biblioth. patrum Lugd. 1677, Vol. XI, p. 852. Vergl. Dobbert, Repertorium für Kunstwiss. XIV, S. 186 f. — ⁴ Liutprand, Avtapedosis VI, 8.

⁵ Die Religion in Geschichte und Gegenwart, S. 51 f. — Witting, Die Anfänge christl. Architektur, S. 74.

⁶ Rohault de Fleury, La Messe, Bd. I, S. 164 f.

Wie ist nun die Verwendung solcher Platten als Grabstein zu verstehen? Es wird dabei vielleicht auszugehen sein von der Tatsache, daß in der linken Seitenapsis des Deir Abu Hennis als Altarplatte die Grabstela der Febronia verwendet ist. Ursprünglich mögen auf Altären, die über den Gräbern oder Reliquien von Märtyrern errichtet wurden¹, ähnliche Inschriften angebracht worden sein, wie auf Grabsteinen, d. h. die Altarplatte selbst zum Grabstein gemacht worden sein. Es mag daher in manchen Gegenden von Ägypten und Syrien Sitte geworden sein, Grabsteinen nach Art der Märtyrergräber die Form einer Altarplatte zu geben. Man mochte glauben, den Verstorbenen damit ähnlich pietätvoll zu ehren, wie einen Märtyrer. Die Muhammedaner werden zu dem Brauche kaum anders als durch Nachahmung oder Verwendung christlicher, vom Lager weggekaufter Grabsteine gekommen sein.

Konnte ich bisher nur Meinungen äußern, so komme ich auf etwas festeren Boden, sobald wir vom Altar und Grabstein weg auf das Refektorium übergehen. Hier handelt es sich zunächst einmal um den richtigen, rein materiellen Speisetisch. Ich glaube nun, daß einige auffallende Merkmale der oben publizierten Steinplatten sich ausschließlich aus dieser Bestimmung, d. h. als rein praktische Vorkehrungen erklären lassen. Ich meine damit den Rand und die eigentümliche Art, in der er unten geöffnet ist. Es wird ja vielleicht auf den ersten Blick scheinen können, als wenn damit die ursprünglich um den Tisch herumlaufende Polsterung in Stein nachgeahmt wäre. Und tatsächlich mag die Breite des Randes und seine sanfte Rundung aus diesem Ersatz zu erklären sein. Aber im allgemeinen handelt es sich doch vor allem um einen Rand für das tieferliegende Innenfeld, auf das die Speisen gestellt und auf dem sie geteilt und verzehrt wurden. Der Rand sollte verhindern, daß die Reste nach allen Seiten verworfen würden. Beweis dafür eben die «untere» Öffnung. Ich nahm diese Orientierung von den vertikal aufgestellten Grabsteinen. In Wirklichkeit liegen die Speiseplatten horizontal, die gerade Seite ist vorn, die gekrümmte Seite hinten zu denken. War die Mahlzeit beendet, dann kehrte der Diener das Innere jeder Tischplatte ab und fegte die gesammelten Reste durch die vordere Öffnung in einen Korb oder dergleichen. Die Eigenart der Platte ist also rein aus Zweckmäßigkeitsgründen unter Voraussetzung freilich der sigmaförmigen Gestalt des Tisches zu erklären.

Man blicke nun nochmals zurück auf die Abb. 5 und 6, die Trapeza in der athonischen Lawra: die Tische liegen so auf den Untermauerungen, daß die halbrunde Seite stets nach der Mauer, die gerade mit der Öffnung des Randes nach dem Mittelgange zu gerichtet ist. Der scheuernde Diener brauchte also nur von diesem Mittelgange aus an jeden Tisch heranzutreten, um ihn reinigen zu können. Man sieht, wie praktisch die Refektorien eingerichtet waren. Die typische Grundform wird die sein, daß die Breite des Saales und seine Länge Rücksicht auf die erforderliche Menge solcher Tischplatten mit der zugehörigen, nach zwei Seiten zu benutzenden Bank nimmt. Ich verstehe jetzt, warum die alten Refektorien immer so auffallend schmal, dafür aber überaus lang gebildet sind. Ich führe als Beispiel den endlos langen Saal im Schenutekloster bei Sohag an, das wohl noch aus dem Anfange des V. Jahrhunderts stammt², oder den Saal des Karolingischen Klosters zu Münster in Graubünden³, der in beiden

¹ Vergl. Lucius, Die Anfänge des Heiligenkultes, S. 274.

² Grundriß bei de Bock, Matériaux pour servir à l'histoire de l'Égypte, pl. 10.

³ Zemp, Das Kloster St. Johann zu Münster, S. 17. Kas. *Monasterium S. Johannis* 17.

Fallen sich die ganze Länge der danebenliegenden Kirche entlang zieht und wie ein langer Gang aussieht. Im Schenutekloster ist der Saal auf ca. 57 m nur 8 m breit, in Münster auf 19,60 m (ohne Apsis) nur 4 m breit.

Eine feste Gestalt in Länge und Breite gewann der Speisesaal nur dann, wenn er — was als Ideal angestrebt worden sein dürfte — symbolisch Bezug nahm auf das Abendmahl Christi, also zwölf Tische in Paaren zu je sechs an den Längswänden, den dreizehnten für den Vorsitzenden für sich in der Apsis anordnete. Die beiden Trapezen der griechischen Klöster in Dau und Daphni geben dafür Belege. Es lag

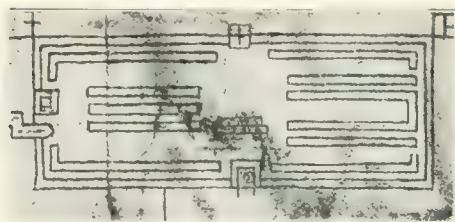


Abbildung 10. Bauplan von St. Gallen: Refektorium.

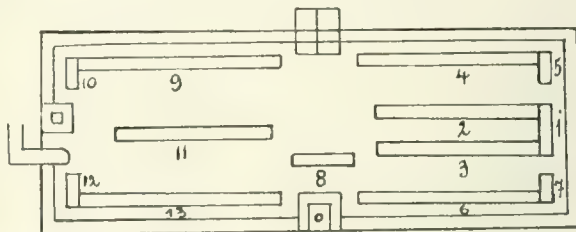


Abbildung 11. Bauplan von St. Gallen: Schema des Refektoriums bei Weglassung der beweglichen Bänke nach Meringer.

nahe, zu suchen, ob nicht auch im Bauplan von St. Gallen ein Bezug auf diesen Idealplan vorliegt, bzw. ob er sich überhaupt in die vorgeführte Entwicklungsweise einordnen läßt. Obenstehende Abbildung 10 gibt seinen Grundriß. Gleich das Verhältnis von Länge und Breite zeigt, daß der Entwurf abweicht, obwohl das Kloster Münster den Bestand der alten orientalischen Tradition für die karolingische Zeit zu verbürgen scheint.

Auch die Dreizehnzahl der Tische scheint im St. Gallener Refektorium nicht mehr gewahrt zu sein. Aber wir kommen sofort auf diese Zahl, wenn wir — wie R. Meringer meint — die auf dem Plane gezeichneten U- und F-förmigen Tische für zusammengerückte Komplexe erklären und sie auflösen, wie Abbildung 11 zeigt.

Über einige altindische Götternamen.

Von Th. Bloch-Kalkutta.

1. *Viṣṇu*, der Sonnengott.

Wie andere Völker des Altertums, stellten sich die Inder die Sonne unter dem Bilde eines Vogels vor, der am Himmel dahinfliegt. *Suparṇó angá Savitúr garútman púrvo jatáh*: «der schön befiederte Vogel ist der ältere Bruder der Sonne», heißt es im Rig-Veda X, 143, 3 (siehe P. W. unter *garútman*). Wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir dem Namen *Viṣṇu* von einer aus *ví* «Vogel» zu erschließenden Wurzel *vi* «fliegen» ableiten, gebildet mit dem Suffix *-snu*, das hier, wie in *jīṣṇú* «siegreich», *aḷakariṣṇú* «putzsüchtig» usw. den Verbalbegriff verstärkt. *Viṣṇu*, der Sonnenvogel, ist der schnell dahinfliegende, der in einem Tage das weite Himmelsrund durchheilt. Die Verschiebung des Akzents auf die erste Silbe des Namens zeigt, daß man schon

in vedischer Zeit den Sinn des Wortes vergessen hatte; nach der Analogie von *ṛṣṇu* usw. müßten wir **viṣṇú* erwarten.

Die eben angezogene Stelle des Rig-Veda lehrt uns noch mehr. Der «schön befiederte Vogel» ist ja nicht mehr die Sonne selbst; er ist nur ihr «älterer Bruder» (*párrā jatāh*). So ist in der indischen Kunst gleicherweise aus dem Sonnenvogel *Viśnu* ein Mensch geworden, anderen Menschen ähnlich, bis auf die vier Arme, mit denen er meistens dargestellt wird. Seine ältere Vogelgestalt dient ihm jetzt nur als Reittier: der Vogel *Garuda*, auf dem *Viśnu* dahineilt, ist in Wirklichkeit ein älteres Bild des Gottes selbst, das Bild des Sonnenvogels *Viśnu*. Wir können die Anthromorphisierung dieses Bildes noch deutlich verfolgen. *Garuda* wird bekanntlich als Vogel mit einem Menschenkopf dargestellt. Woher dies? Ich denke, die Erklärung bietet sich von selbst dar; man braucht nur an die zahlreichen Analogien bei anderen Völkern zu denken, auf die z. B. Meringer neulich hingewiesen hat, um sofort alles zu verstehen. Das Symbol der Gottheit, in diesem Falle das Bild eines Vogels, erhält zunächst einen menschlichen Kopf, und dieses Bild bleibt auch dann noch erhalten, als man den Gott in menschlicher Gestalt abzubilden sich gewöhnt hatte. Der Inder ist jedoch konservativer, als andere Völker in ähnlichen Fällen waren, und so kommt es, daß schließlich der Mensch gewordene Gott *Viśnu* auf dem Tierbilde reitend dargestellt wird, unter dem man ihn früher abzubilden pflegte. Die gleiche Erscheinung werden wir weiter unten bei *Siva* wiederfinden.

Wir verstehen nun auch den Mythos von der Feindschaft *Garuda*'s gegen die Schlangen. Es ist die alte Sage von dem Kampf des Lichts gegen die Dämonen der Finsternis; denn, wie ich eben zu zeigen versucht habe, war ja *Garuda* ursprünglich *Viśnu* selbst, also die Sonne. Schwieriger dagegen scheint mir die Herleitung des Namens. Das Nirukta erklärt das Wort *garuda* aus *garāṇa* «verschlingen», und diese Deutung will mir immerhin die ansprechendste scheinen, weil sie sich mit den mythologischen Vorstellungen am besten vereinen läßt. Allerdings ist *Yaska*, der Verfasser des Nirukta, einer der gefährlichsten unter jenen etymologisierenden Mythologen, deren Künste heutzutage kaum Beifall finden werden. Das indische Wort *garut* «Flügel» dürfte wohl, wie das P. W. schon bemerkt, fälschlich aus *garūtman* erschlossen sein. Daher hat eine spätere indische Etymologie des Wortes *garuda*, nämlich: «der mit den Flügeln fliegt» (*garudbhir dayatē*, von *ḍī* «fliegen»), kaum etwas Überzeugendes an sich, während bei der Herleitung aus *girāti* «verschlingen» nur das Suffix *-uda* befremdet. Ähnliche Suffixe finden sich jedoch schon früh in Wörtern aus der Volkssprache, und von daher mag auch das Wort mit der Vorstellung des den Dämon der Finsternis verschlingenden Sonnenvogels selbst in das Sanskrit eingedrungen sein.

Wir kennen nun weiterhin noch eine Anzahl anderer Namen *Viśnu*'s, die seine Sonnen-Natur deutlich verraten. Ich sehe dabei von Wörtern, wie *trivikra* ab; hier ist die zugrunde liegende, mythologische Vorstellung wohl zur Genüge bekannt. Interessanter sind jedoch Namen wie *hoyaśirah*, *hayamukha* «mit einem Pferdekopf versehen», auch *harihaya*, «falbe Rosse habend», ein Name, der, wie es scheint, erst von Indra auf *Viśnu* übertragen wurde. Hier liegt das Bild des Sonnenrosses zugrunde, das man in Indien ebenso wie in europäischen Ländern verehrte und als Opfertier aufzustellen pflegte.¹ Diese Sitte hat sich in Indien bis auf den heutigen Tag erhalten, und ist von den

¹ Siehe Sophus Müller, Urgeschichte Europas, p. 116.
Wörter und Sachen. I

Hindus auf die Muhammedaner übergegangen. Bei jedem Grabe eines muhammedanischen Heiligen in Indien kann man eine Anzahl kleiner, tönerner Pferde aufgestellt finden, über deren Bedeutung die Leute selbst sich kaum klar zu sein scheinen. Sie sagen, die Tierchen sollten dem Heiligen als Reittiere dienen (*Pir kā sawārī*, nennen sie es). Die tönernen Pferde erinnern in ihrer Form auffallend an das von Sophus Müller (l. c. Fig. 97) abgebildete Votivpferd aus Bronze, «wie solche in Olympia, wo man sie im heiligen Haine als Opfergabe aufhängte, massenhaft gefunden worden sind». Daß wir in Indien diese Sitte gerade bei den Muhammedanern, besonders im östlichen Bengalen und auch sonst, so stark verbreitet finden, erklärt sich daraus, daß jene Muhammedaner Konvertiten sind, aus den unteren Schichten der Bevölkerung Indiens. Hier waren volkstümliche Sitte und volkstümliche Religion zu Hause, und blieben uns erhalten auch späterhin, als jene einfache Fischer und Ackerbauer sich zu Allah und seinem Profeten bekannten.

Außer dem Pferdekopf ist es auch sein langes, struppiges Haar, das *Viṣṇu* von seiner Abstammung als Sonnengott her beibehalten hat. Jetzt verstehen wir es daher, warum er *keśava* «behaart» und *hr̥ṣīkeśa* «mit struppigen Haaren» heißt. Die Haare sind der Strahlenkranz, der dem indischen Helios verblieben ist. Auch die Sage von dem Aufenthalt *Viṣṇu*'s im Meere wird nun klar. Im *Mahābhārata*, *Śāntiparvan*, 339, 59, 60 sagt *Viṣṇu* von sich: *ahā hayaśīrā bhūtvā samudrē paścimottarē pibāmi suhutaḥ havyā kavya ca środdhay-āvitam*. «Als der Gott mit dem Pferdekopf verzehre ich im nordwestlichen Meere richtig geopfert, mit frommem Sinne dargebrachte Opferspeisen für Götter und Manen.» Im nordwestlichen Meere taucht die Sonne des Abends unter; hier bleibt sie während der Nacht, und in der Nacht erhalten die *Pitr*'s, die Geister der Verstorbenen, ihr *kavya*, ihre Opferspeise. In unmittelbarer Nähe des Meeres steht noch heutzutage einer der heiligsten Tempel *Viṣṇu*'s: es ist der bekannte Tempel des Gottes *Jagannāth*, des «Herrn der Welt», in Puri, in Orissa. Die Inschriften, die sich auf seine Erbauung beziehen, lassen keinen Zweifel darüber, daß dieser Tempel von Anfang an als ein Aufenthaltsort für den «Meerbewohner» *Viṣṇu* gedacht wurde, und *samudradhivasa* bleibt einer der vielen Beinamen dieses Gottes.

Auch die Abzeichen, *cihna*, die *Viṣṇu* in der bildenden Kunst trägt, erklären sich ohne weiteres aus seiner Sonnennatur. Da ist zunächst das Rad (*cakra*), jenes uralte Symbol der Sonne. Ferner die Lotusblume (*padma*), das Symbol der lebenerweckenden Kraft des Himmelslichts; bekanntlich wird in der indischen Kunst der Sonnengott selbst, *Sūrya*, mit zwei Lotusblumen dargestellt, die er, in jeder Hand eine, hält. Auch die Keule (*gada*), statt der *Viṣṇu* in älterer Zeit, wie es scheint, gelegentlich ein Schwert trug, wird nun verständlich: es ist die Waffe, mit der der Sonnengott *Viṣṇu* den Dämon der Finsternis tötet. Das Gewand *Viṣṇu*'s ist von heller, strahlender Farbe; er heißt *pītāmbara* «mit gelbem Gewande». Aber seine Hautfarbe ist ja dunkel, schwarz; wie paßt das für einen Sonnengott?! Ich glaube, daß hier die enge Verschmelzung *Viṣṇu*'s mit den beiden indischen Nationalhelden, wenn man sie so nennen darf, *Rāma* und *Kṛṣṇa*, zur Erklärung herangezogen werden darf; diese zwei Lieblinge des indischen Volks haben den Sonnengott *Viṣṇu* schwarz gefärbt, wenn ich mich so ausdrücken darf. Sie brachten die dunkle Hautfarbe von Haus aus mit sich, und so verlor die indische Sonne «*Viṣṇu*» ihren Schein.

Dies bringt mich schließlich noch auf die Lehre von den *avatāras*, den Inkarnationen

Viṣṇu's. Ich gebe gern zu, daß man eine Reihe indischer Lokalgottheiten dadurch populär zu machen suchte, daß man sie als *avatāras Viṣṇu's* auffaßte. Eine der letzten Adaptionen dieser Art ist vielleicht der bekannte indische Reformator *Caitanya*, der im 15. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung im nordöstlichen Indien lehrte. Er wird heutigentags vielfach in Bengalen als eine Verkörperung oder Menschwerdung *Viṣṇu's* verehrt. Die allgemeine Idee des Wiedergeborenwerdens, die den *avatāras Viṣṇu's* zugrunde liegt, paßt jedoch nur für einen Sonnengott. Sie ist dem Bilde der Sonne entlehnt, wie sie Tag für Tag neu erscheint, um das Dunkel der Nacht zu verschleichen: ebenso ist *Viṣṇu* zu neun Malen¹ — nach der orthodoxen Auffassung — auf die Erde herabgekommen, um die Dämonen zu vernichten, die dem Dunkel der Nacht entstammen.

2. Rudra-Śiva.

Wenn *Viṣṇu*, der Sonnengott, zuerst unter dem Bilde eines Vogels dargestellt wurde, so begegnet uns *Rudra*, der Gewittergott, in der indischen Kunst zunächst unter dem Bilde eines Stieres. Wir gewinnen damit zugleich die richtige Erklärung des Wortes *rudrā*. Es ist von *rud*, *rōditi* «jammern, heulen, weinen» herzuleiten. Der Donner der Gewitterwolken wurde von den Indern als das Brüllen des himmlischen Stieres gedeutet, und so kommt *Rudra-Śiva* zu dem Bilde eines Stieres. Wir kennen dieses Bild schon aus alter Zeit, wo es uns neben anderen Tierbildern indischer Gottheiten begegnet. Ich möchte hier nur darauf aufmerksam machen, daß man auf der Rückseite der Münzen einiger Arsakiden-Könige des Partherreiches das Bild eines indischen Stieres mit dem charakteristischen Höcker findet. Diese Münzen waren entweder in Indien selbst oder in angrenzenden Ländern geprägt, und das Bild des indischen Höcker-Stieres «*Rudra-Śiva*» sollte ihnen auf dem indischen Markt Eingang verschaffen. Liegt doch der Sitte, Götterbilder auf der Rückseite der Münzen zu prägen, in Indien wohl auch, wie anderswo, der Glaube zugrunde, daß die Gottheit für die Echtheit und Güte der Münze Gewähr leistet, auf deren Rückseite man ihr Bild geprägt hat.

Wie *Viṣṇu* sein altes Bild als *vāhana*, oder Vehikel, beibehält, auch in späterer Zeit, als man ihn selbst als Menschen darstellte, so reitet bekanntlich *Rudra-Śiva* auf seinem Stiere, *Nandin* genannt. Wir verstehen von seiner Gewitternatur her auch am besten die doppelte Natur seines Wesens, die sonst so widerspruchsvoll erscheint. Wie kommt es, daß der Gott der Zerstörung, *Rudra-Śiva*, unter dem Symbol der Fruchtbarkeit, dem *linga*, oder Phallus, verehrt wird? In Indien ist es die Gewitterwolke, die alljährlich das befruchtende Naß dem verdorrten Lande spendet. Wie der griechische Poseidon, trägt *Śiva* den Dreizack, *triśūla*, das Symbol des wolkenzerreißenden Blitzes. Seine Farbe ist weiß, und auf den Bergen, hoch oben im Himalaya, ist seine Heimat, denn von dort kommen die Gewitterstürme auf die nordindische Ebene herab. Wir verstehen es nun auch, warum *Rudra-Śiva* sich mit dem anderen indischen Gewittergott, *Indra*, nie gut vertragen zu haben scheint. *Viṣṇu*, der Sonnengott, war *Indra's* älterer Bruder; er heißt daher *Upendra*. *Rudra-Śiva* dagegen war *Indra's* Konkurrent. Die Buddhisten fanden *Indra* und *Viṣṇu* im Volksglauben friedlich vereint und gesellten beide Buddha als ständige Begleiter zu; *Śiva* dagegen adoptierten sie erst viel später, und machten aus ihm *Lokēśvara* oder *Avalokiteśvara*, den Herrn der Welt.

¹ Der zehnte Avatara *Viṣṇu's* als Kalki steht bekanntlich bevor.

Ich entsinne mich einmal, als ich im Winter auf einer Reise von einem anhaltenden Regen überrascht wurde, wie er im nördlichen Indien im Januar mehrere Tage hindurch regelmäßig anzudauern pflegt. Als sich des Abends meine beiden Zeltwächter vor dem Eingang meines Zeltens niederkauerten, hörte ich, wie der eine zum andern sagte: *āj Mahādev ka barā din hai* «heute feiert *Mahādev (Śiva)* sein großes Fest». So begegnet man der alten Vorstellung von *Rudra-Śiva*, dem indischen Gewittergott, der den Regen spendet, noch heutigentages im Glauben der einfachen Bewohner des nordindischen Flachlandes.

Wenn für *Rudra*, den indischen Gewittergott, späterhin der Name *Śiva* «der Freundliche» aufkommt und dann bald allgemein wird, so haben wir darin eine sehr bezeichnende und interessante Analogie zu solchen Redewendungen, wie sie Meringer neulich aus den österreichischen Alpen belegte: «wenn doch der liebe Wind aufhören möchte» u. ä. Man will dem Gewittergott *Rudra* schmeicheln, indem man ihn *Śiva* «den Freundlichen» nennt. Aber nur der Name verändert sich; sein Wesen bleibt auch als *Śiva* das eines blutdürstigen Zerstörers.

Sprachforschung und Rechtswissenschaft.

Von Leopold Wenger.

Wem die Bedeutung der Sprachforschung für die Rechtswissenschaft ein selbstverständlich Ding ist, für den ist dieser Aufsatz, der ihm nichts Neues bringt, nicht geschrieben. Ich sollte mich freuen, wenn es recht vielen Gelehrten in beiden Lagern so ginge. Aber sie mögen dann ein gutes Wort an gutem Orte verzeihen: ein Wort, mit dem ich am ehesten den Tendenzen der Redaktion dieser neuen Zeitschrift gerecht zu werden glaube, die auch den Juristen zur Mitarbeit freundlich auffordert; und dies Wort ist denn wieder einmal: Weg mit den Fakultätsschranken! Nicht daß jeder dort hineinpfuschen soll, wo er nichts zu sagen hat, weil er nicht auf dem Gebiete gearbeitet, aber nicht fremd oder gar feindselig und geringschätzend, nicht einmal irgendwo gleichgültig soll er der Arbeit des Kollegen zusehen, weil dessen Amtstalar andere Farben hat. Ich will aber kein Klagelied anstimmen, sondern auf positive Arbeit verweisen, die Sprach- und Sach-, diesmal rechtshistorische Forschungen fruchtbar vereinigt.

In der letzten Zeit hat namentlich Meringer verschiedene Anregungen gegeben. Wieviel Material steckt in der Aufsatzreihe: Wörter und Sachen.¹ Mit Vergnügen erinnere ich mich aus der schönen Grazer gemeinsamen Arbeitszeit, wie er mir einmal *lex* als die Legung, Festlegung, Bindung² auseinandersetzte und wie er sich freute, da ich ihn auf Mommsen, Staatsrecht III, 308, Anm. 3 und 4, hinweisen konnte, wo die auf sprachforschendem Wege gefundene Bedeutung von *lex* = «Bindung im privaten Vertragsrecht und im öffentlichen Rechte» vorgetragen ist, eine Bedeutung, die jetzt von den Juristen wohl ziemlich allgemein angenommen wird. In solchen Fällen gilt nicht bloß, daß doppelt genährt besser hält, sondern da ist von verschiedenen Wegen her dasselbe Ziel gefunden: es ist das, was man die mathematische Gegenprobe nennt. Wer

¹ Indog. Forschungen, in Bd. XVI—XIX und XXI. — ² I. F. XVII, S. 144.

den Artikel *Recht* in Schraders Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde durchliest, der sieht sowohl, wieviel da schon erarbeitet ist, als auch, was da noch alles aussteht: bei *fas* und *jus*, bei *lex* und *jus*, bei *θεμις*, *δίκη*, *νόμος* — um bei den Römern und Griechen, wie es mir ziemt, stehen zu bleiben. Kann der Jurist nicht ohne Sprachforscher erklären, so auch dieser nicht ohne jenen.

Für *Jus* stellt Schrader unter Heranziehung von *jurare* die Bedeutungsentwicklung auf: «Reinheit von Schuld (aw. *yaos*), Mittel zur Reinheit von Schuld zu gelangen, Reinigungseid (lat. *jus* in *jurare*), Reinigungseid im Rechtsgang, Rechtsgang überhaupt, Recht» (S. 657). Ähnlich denkt auch J. Schmidt (bei Mommsen, a. a. O. 310). Einen ganz anderen Weg schlägt Meringer ein, der *jus* zur Wurzel **ju* «binden, anjochen» stellt, zu *jungere*, ζεύρομαι. Vom rechtshistorischen Standpunkt aus betrachtet, leuchtet mir Meringers Erklärung viel besser ein. Vollends die Bedeutungsreihe bei Schrader widerspricht der Auffassung, die wir uns vom Recht machen. Wollte man Schraders Reihe akzeptieren, so müßte man das Recht einseitig vom Gesichtspunkt des Beklagten im Zivil-, des Angeklagten im Strafverfahren aus besehen. Gerade so wie Reinheit von Schuld kann auch Vorhandensein der Schuld Recht sein. Ja, denken wir nicht bei «Recht des X» in erster Linie an eine Berechtigung, nicht aber an seine Freiheit von Schuld? Der Berechtigung des X steht aber die Verpflichtung des Y entgegen, nicht dessen «Reinheit». Auf dem von Schrader gewiesenen Wege der «Reinheit von Schuld» kommen wir nicht zum Rechtsbegriffe. Daß dagegen aw. *yaos* «rein» nicht aus der Kombination ausgeschaltet zu werden braucht, da der sprachliche Zusammenhang wohl gegeben ist, hat Meringer schon beobachtet. Daß die herkömmliche Bindung als rein gilt, das begreift sich viel leichter. Das Reine muß vor Verfälschung bewahrt bleiben, ganz gleichgültig, ob der Gläubiger das Recht hat oder der Schuldner, der Verletzte oder der Verletzer. Das stimmt dann aber auch vortrefflich zum sachlichen Verhältnis von *lex* und *jus*. *Lex* die Bindung, *jus* der durch Bindung (Gesetz oder Gewohnheit) erzeugte Zustand des Gebundenseins. Uralt ist die Trennung von göttlichem und weltlichem Recht, von *fas* und *jus*. Bei jenem liegt der Hauptton auf der Heiligkeit und Reinheit, bei diesem aber auf dem Zwange aller zur Rechtsgemeinschaft Verbundenen. Wie das *conjugium* die Ehegatten, so bindet das *jus* die Rechtsgenossen aneinander. Aber hier wie dort steht hinter der Bindung auch der Zwang gegen den, der sich davon lösen will. Beides, Bindung und Zwang, vermittelt das Joch. Meringer¹ fragt, ob das Joch ein Symbol der Ehe gewesen. Die Frage ist bei den Rechtshistorikern schon viel verhandelt. Mir scheint es sehr naheliegend, an diese Etymologie von *conjugium* zu denken. Leist² nennt sie freilich mißverständlich und führt *conjugium* und ζεύροια auf den alten gräko-italischen Brauch des Sitzens des Brautpaares auf zwei durch ein Tierfell verbundenen Sesseln (*sellas duas jugatas ovili pelle* bei Serv. ad Aen. IV, 374) zurück. Dies oder die Vereinigung der Hände scheinen mir aber doch eher als spätere symbolische Akte zum Zeichen der Vereinigung. Sinnlicher und darum ursprünglicher scheint mir die Jochgemeinschaft als Recht sowohl als auch als Ehe. *Jus* und *conjugium* zusammenzustellen — genau aber *synonymo* — sprachliche Parallele zwischen Recht und Ehe. *Éwa* (ahd.) ist beides: Gesetz und Ehe.³ «Recht» ist der aufgerichtete Bau (*erigere*, ὀρέγειν, «senkrecht stellen»)⁴. Die Balken

¹ I. F. XVIII, S. 290, Anm. 1. — Altatisches Jus German. S. 158.

² Meringer, I. F. XVIII, S. 295. — ³ Meringer, I. F. XVII, S. 110; XVIII, S. 100.

sind zunächst roh und unbehauen. Diese Unbilde (Unbill) mag den Bau nicht gerade verschönern, sie mag den Bau häßlich machen, aber sie macht ihn nicht unrecht. Unrecht aber ist der Bau, auch wenn ein geglätteter Balken die Richtlinie verläßt. So treten Unrecht und Unbill einander gegenüber, *injustum* und *iniquum*. Die entsprechenden positiven Gegensätze sind aber Recht und Billigkeit, *jus* und *aequitas*, das Aufrechte und das sich Fügende. Sachlich steht es nicht anders. Starr aufrecht steht das strenge Recht, die Billigkeit glättet seine Härten. Fug ist das Ineinanderfügen der Balken — ein Bild vom Bauhandwerk.¹ Ich kann auch hier wiederum Meringer nur Recht geben.

Für die griechischen Wörter ist nunmehr viel Material und noch mehr neue Arbeit hinzugekommen mit Hirzels Buch: *Themis, Dike und Verwandtes* (Leipzig 1907). Fangen wir gleich mit der *Themis* an und sehen wir, wie da energische Sacharbeit die Sprachforschung befruchtet. Wir alle² glaubten, daß *θέμις* kaum etwas anderes als «Satzung» bedeuten, sprachlich kaum anders als mit *τίθημι* zusammenstehen könne. Die Wurzel *θε* ist vom Altertum her für *θέμις* in Anspruch genommen worden. Folgen wir demgegenüber zuerst Hirzels Sachforschung. «Guter Rat war die Bedeutung des Wortes *θέμις*, als die Göttin anfang, aus ihr im Geiste der Griechen emporzusteigen, und diese Bedeutung, da sie an dem Worte haftete zu einer Zeit, die über alle literarische Überlieferung zurückreicht, hat uns zunächst als die erste und ursprüngliche zu gelten.» So Hirzel zusammenfassend (S. 19). Der Rat wird leicht zur zugreifenden Tat. Rat und Tat gehören nicht bloß in der Sprache zusammen (S. 14, 28 f.). Aber wenn der Rat auftritt im Namen der Götter, so bewegt er den Beratenen stärker als irdischer Rat. Die Autorität des Ratenden kann den Rat für den Beratenen zum Gesetze machen. *Consilium* und *lex* sind zu Unrecht als Gegensätze zugespitzt worden, jener geht unschwer in dieses über (S. 37³). Ist *θέμις* der Rat, der den Willen der Gottheit zum Ausdruck bringt, so ist die Nähe von «Gesetz» ohne weiteres gegeben (vergl. S. 41). Die *θέμις* ist der Rat für eine bestimmte Situation, aber wenn sich diese Situation wiederholt, wenn aus der Besonderheit des einzelnen Falls und über dieser die allgemeine von Zeiten und Individuen abstrahierende Regel erscheint, dann wird leicht aus dem von göttlicher Autorität gedeckten Rate ein für alle Fälle dieser Art geltendes «Gesetz»: ein ungeschriebenes Gesetz, der Jurist würde lieber von Gewohnheitsrecht sprechen — aber wir wissen ja, daß auf primitiven Stufen beide ineinander übergehen. Die *opinio necessitatis* erkennen die Juristen als das *Movens*, das die lange tatsächliche Übung zum Recht verdichtet. Aber wer erinnert sich, wenn er einmal römische Quellengeschichte gehört hat, bei der Entwicklung der *θέμις* aus dem einmaligen, dann in gleicher Situation wiederholten göttlichen Rat zum allgemeinen Gesetz nicht der ganz gleichartigen Entwicklung, die vor unserem Auge sich vollzieht, da aus dem Rate des *Princeps* auf Anfragen von Partei oder Richter, gegeben für den einzelnen Fall zur Darnachachtung beim Urteil, sich das allgemein gültige Gesetz herausbildet — m. a. W., wer gedenkt nicht der *responsa* als Abart kaiserlicher Konstitutionen? Der parallele, so viel spätere Entwicklungsgang des rein weltlichen Rechts vermag jene Hypothese über die *Themis* nur zu stärken. Wie reimt sich nun aber zu *θέμις* = «guter

¹ I. F. XVIII, S. 285 und 295.

² Vergl. etwa Meringer, I. F. XVII, S. 145. J. Schmidt, bei Mommsen, a. a. O. 308 f. 4. Schrader, Reallexikon, 656.

Rat» die sprachliche Frage? Geht $\theta\acute{\epsilon}\mu\iota\varsigma$ vom Rate aus, so kann das Wort sprachlich nicht zu $\tau\iota\theta\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota$ gehören. Hirzel weiß Rat. Auch sprachlich soll alles klappen. $\theta\acute{\epsilon}\mu\iota\varsigma$ ist nicht auf die Wurzel $\theta\epsilon$ -, sondern auf $\theta\epsilon\mu$ - zurückzuführen. In leisem Drange drängt die Welle das Schiff des Odysseus: $\theta\acute{\epsilon}\mu\omega\tau\epsilon$ (Od. IX, 486). Der Rat, das leise oder stärkere Drängen, im einen oder anderen Sinne zu handeln, das ist die $\theta\acute{\epsilon}\mu\iota\varsigma$. Dieser Drang personifiziert sich zur Gottheit. Und wirklich: *Rat, consilium*. $\beta\omicron\sigma\lambda\eta$ ist auch Bezeichnung geworden für die Körperschaften, die zunächst den Rat erteilen, so zu handeln, wie sie es für gut halten (S. 56), die dann aber auch die Möglichkeit haben, ihrem Rate Nachdruck zu verleihen, so wie dies ehemals Zeus konnte, wenn er dem Sterblichen etwas anriet. Hirzels Deduktionen kann die rechtswissenschaftliche Sachforschung, wie ich glaube, akzeptieren. Wird die Linguistik die neue Wurzel für $\theta\acute{\epsilon}\mu\iota\varsigma$ gelten lassen? Mit ihr steht und fällt freilich die ganze Ausführung. Aber Hirzels sachliche Position ist, soweit ich¹ prüfte, stark genug.

Und nun von der $\theta\acute{\epsilon}\mu\iota\varsigma$ zur $\delta\acute{\iota}\kappa\eta$. Schrader² sieht in ihr wie herkömmlich die Weisung ($\delta\epsilon\acute{\iota}\kappa\nu\omicron\mu\iota$, dico). Aber auch hier führt Hirzels Sachforschung in andere Richtung. Dike ist danach die strengere Tochter der Themis. Sie ist Recht, und zwar strenges Recht und kommt erst auf Umwegen zur Bedeutung «Sitte». Wenn die Dike aber nicht aus der Sitte herausgewachsen ist, so kann die Etymologie nur anderwärts gesucht werden, als dies eben geschah. Die sachlichen Bedenken lassen eben an der Richtigkeit der sprachlichen Erklärung zweifeln, und diese Zweifel führten Hirzel zu einer anderen Etymologie. Der Stab des Richters weist auch uns hier zu, wie ich glaube, richtigerer Deutung. Nicht zu $\delta\epsilon\iota\kappa\nu\acute{\omicron}\nu\alpha\iota$ stellt sich $\delta\acute{\iota}\kappa\eta$, sondern zu $\delta\iota\kappa\acute{\alpha}\iota\nu$ — wie $\pi\acute{\alpha}\theta\eta$ zu $\pi\alpha\theta\acute{\alpha}\iota\nu$, $\mu\acute{\alpha}\theta\eta$ zu $\mu\alpha\theta\acute{\alpha}\iota\nu$ — als Wurf oder Schlag oder auch ein Ausstrecken des Stabes. Und da sind wir wiederum bei der sinnfälligen Handlung. Der Stab dient dem Richter, dem Kampf- wie dem Friedensrichter, um die Streitenden zu trennen ($\kappa\rho\acute{\iota}\nu\epsilon\iota\nu$), die beiden zunächst körperlich auseinanderzuhalten, mit dem Stab zwischen sie zu treten, und wenn es nottut, damit dreinzuschlagen (S. 91 ff., 93). Das ist $\delta\iota\kappa\acute{\alpha}\iota\nu$, und das Recht, das dreinfährt, ist die $\delta\acute{\iota}\kappa\eta$.

Am sichersten sind wir beim $\nu\acute{\omicron}\mu\omicron\varsigma$. Das Wort gehört zu $\nu\acute{\epsilon}\mu\epsilon\iota\nu$ «zuteilen». Wie $\nu\omicron\mu\acute{\omicron}\varsigma$ der Weideplatz, Wohnsitz, weiterhin Gau, so ist $\nu\acute{\omicron}\mu\omicron\varsigma$ die Zuteilung von Grund und Boden, Bezirk, in dem das $\nu\acute{\epsilon}\mu\epsilon\iota\nu$ stattgefunden, der Gesetzessprengel, das Gesetz. So Meringer³. Das wird durch Hirzel nur bekräftigt. Bezeichnend ist da besonders die Beobachtung, daß der Grieche bei $\nu\acute{\omicron}\mu\omicron\varsigma$ die Nebenvorstellung eines Gebotes hat. «das unmittelbar nicht dem gesamten Staatskörper, sondern einzelnen Gliedern desselben galt» (S. 199). An den $\nu\acute{\omicron}\mu\omicron\varsigma$ ist von Anfang an die seinem Wesen entsprechende Vorstellung geknüpft, «daß die betreffende Satzung oder Sitte einer bestimmten Klasse von Wesen als eigentümlich zugeteilt war» (S. 200, N. 2 ex 199 a. E.). Wir erinnern uns da sofort an das *Suum cuique*. Es ist die *justitia distributiva*, deren Walten wir erkennen (vgl. Hirzel, S. 195). So wie das Justinian seine Institutionisten lehrt und wie es seit ihm dem jungen Juristen in den ersten Lehrstunden immer rezitiert wird: *Justitia est constans et perpetua voluntas jus suum cuique tribuere*. Inst. Just. I, 1, § 1. Der $\nu\acute{\omicron}\mu\omicron\varsigma$ -Satz liegt im Worte $\nu\acute{\omicron}\mu\omicron\varsigma$, das den Lateinern und uns fehlt.

¹ Zustimmend, wie ich mit Vergnügen konstatiert habe, in dem Referat über Hirzel in der D. Lit. Zeitschrift vom 14. XI. 1908, S. 272.

² Reallexikon, S. 656. — ³ I. F. XVIII, S. 238 f.

Ich will bei diesen Proben aus Hirzels Buch stehen bleiben, wieviel auch da noch Erörterung und Besprechung verdiente. Wo und wie der Jurist noch weiterbauen muß, hat Rabel in seinem genannten Referate gezeigt. Wie weit die Philologen einverstanden sein werden, weiß ich nicht abzuschätzen. Aber mag auch noch hie und da ein Mißverständnis aufzuklären sein, ehe wir voll und ganz einer des anderen Arbeit nützen und werten können — Juristen und Philologen sind da wieder einmal bei gemeinsamer Arbeit, und diese Tatsache begrüße ich speziell an Hirzels Buch. Es zu studieren, ist ein Vergnügen, auf Schritt und Tritt gibt es uns neues.

Aber der Rechtshistoriker braucht nicht bloß zu nehmen. Da möchte ich die Sprachforscher einladen, in eines unserer neuesten Bücher Einblick zu nehmen: Mitteis, Römische Privatrecht bis auf die Zeit Diokletians, I. Bd. (Leipzig 1908). Ich will auch aus diesem Buche an einigen Stichproben den Beweis erbringen, daß nur durch gemeinsame Arbeit weiter zu kommen ist. Da bieten gleich die Grundwörter des Personen- und Vermögensrechts einen fruchtbaren Boden, Wörter und Sachen gemeinsam zu behandeln. *Manus* ist die Gewalt über die Ehefrau, aber die Bedeutung des Wortes muß ursprünglich eine weitere gewesen sein, heißt doch der feierliche Eigentumserwerbsakt an gewissen Sachen *mancipatio*, vom Symbol des Handgriffs beim Erwerb, und hieß die Entlassung des aus dem väterlichen Gewaltverhältnis Scheidenden *emancipatio*, die Entlassung des Sklaven aus der Sklaverei *manumissio*. An einer Reihe von Belegstellen läßt sich *Manus* als Gewalt über Söhne und Sklaven für den nicht-juristischen Sprachgebrauch des täglichen Lebens nachweisen (S. 75). Die *Manumissio* wird mit Mommsen, dem Wlassak und Mitteis zustimmen, nicht geradezu als «Freilassung aus der *Manus*», wohl aber entsprechend wieder der symbolischen Handlung als «Freigeben mit der Hand» zu bezeichnen sein. So weist auch diese Vorstellung auf einen erweiterten Manusbegriff zurück (Mitteis, a. a. O.). An «Bindung» Binden der Hände¹ möchte ich dabei nicht denken. Das paßt wohl für die Sklavenbeherrschung, nicht aber für die Gewalt über Weib und Kind. Aber in der klassischen Rechtssprache ist *manus* nur die Gewalt über die Ehefrau, für alle anderen Gewalten behauptet das Wort *potestas* das Feld. Es ist dies die Gewalt des Herrn über Sklaven und Kinder, des Vormunds über den Pflegling, des Magistrats über den Bürger. Auch hier klärt die Etymologie gut auf. Idg. **poti-* liegt in *potestas*, aber auch im griechischen *δεσπότης* finden wir dieselbe Wurzel. Es ist der Hausherr, idg. **dem-s-poti-*; idg. **dem-* = skr. *dam*, *δῶρος*, *domus*. Und wir dürfen mit Schrader² aus dieser sprachlichen Gleichung gewiß den sachlichen Schluß wagen, daß auch der Hausherr in Hellas einmal die unumschränkte Gewalt gehabt, sowie in historischer Zeit die römischen Träger der *potestas*, mit der wir also wiederum «auf uraltem indogermanischen Rechtsboden» stünden. Das zu konstatieren ist aber wertvoll, haben doch die Römer schon selbst auf die ganz exzeptionelle Stellung ihrer *patria potestas* gepocht und hat eine weitverbreitete Meinung, auf dieses und andere Scheinargumente gestützt, den Indogermanen die *patria potestas* absprechen und den Römern auch hierin eine ganz spezifische Rechtsentwicklung zuerkennen zu müssen geglaubt. Daß die strenge Gewalt des Vaters über Leben und Tod des Kindes sich beim einen Volk erhält, beim anderen verloren geht, begreift sich gewiß leicht — unerklärlich aber wäre es fast, wenn ein Volk, das eine so einschneidende Frage bereits im vorgeschrittenen Sinne beantwortet hätte, wieder ins frühere Stadium

¹ Darauf deutet Meringer hin I. F. XVII, S. 144. — ² Reallexikon, S. 217.

zurückkehrte. Nicht minder wichtig ist die Erkenntnis der Tatsache, daß schon die indogermanische Verwandtschaft auf Agnation beruhte, die Kognation aber nur «Freundschaft» war (Schrader, S. 213 f.). Zu diesem Ergebnis ist der Rechtshistoriker Bernhöft¹ auch schon gekommen, aber der Nachweis fehlte, diesen hat erst die Sprachvergleichung liefern können.

Familia wissen die Sprachforscher, wenngleich nicht mit voller Sicherheit, über die italischen Sprachen zurück bis ins Sanskrit zu verfolgen. Es bedeutet die «Hausbewohnerschaft» (Schrader, S. 222). Auch die sprachliche Erklärung von *Pecunia* macht keine Schwierigkeit. Aber wie sich beide Begriffe sächlich zueinander verhalten, und wie sie voneinander abzugrenzen sind, darüber mit größerer oder geringerer Sicherheit zu urteilen, ist Sache des Rechtshistorikers. *Familia* umfaßt die Hausbewohner, die der Gewalt des Hausherrn unterstehen, daneben aber auch das Hausvermögen. *Familia* begreift, wenigstens zu wiederholten Malen, die *pecunia* in sich, aber nicht umgekehrt die *pecunia* auch die *familia*. Und doch ist das Verhältnis nicht das reiner Unterordnung. Denn warum sagte man dann häufig *familia pecuniaque*? Mitteis hat unter Heranziehung eines großen Quellenapparates die plausible Hypothese geäußert, daß unter der *pecunia* die *res nec mancipi* gemeint seien (S. 81). Der Großteil des Viehstandes war in der Tat nicht manzipabel, und es ließe sich wohl begreifen, daß man unter *familia* bald die Hausangehörigen und alles Vermögen (*res mancipi* und *res nec mancipi*), bald aber die Hausangehörigen und vom Vermögen nur die *res mancipi* zusammenfaßte. Sklaven werden jedenfalls zur *Familia* gerechnet — sie sind ja auch manzipabel —, ja zuweilen begegnet *familia* für die Sklaven eines Herrn κατ' ἐξοχήν. Wie denn auch griechisch οἰκέτης von οἶκος gebildet ist (S. 83²⁶). *Bona* ist einmal von philologischer Seite auf **du-ona*, was man durch *dare* übertragen könne, zurückgeführt worden. Das wären Vermögensstücke, bei denen die feierliche Form des *mancipare* entbehrlich wäre. Aber ein derartiger Erklärungsversuch scheiterte an der Tatsache, daß die *bonorum possessio* sowohl, als auch das *bonis interdicerere* gegenüber dem Verschwender das manzipable Gut mitumfassen und beide Institutionen in sehr frühe Zeit zurückreichen (Mitteis, S. 84). So behütet auch gelegentlich die Sachforschung die Sprachforschung vor irrigen Resultaten.

Welches ist die Etymologie von *heres* «der Erbe»? Schrader² stellt *hērēs* zu γῆρος, verwaist, und sieht im *heres* den, der verwaistes Gut antritt. Aber die Unterstützung, die er seiner Etymologie zu geben sucht, ist vom rechtshistorischen Standpunkt sehr bedenklich. Auch das griechische γῆρος habe «in der homerischen Ableitung γῆρωσταις eine Beziehung zur Erbschaft angenommen», da die *Ilias* V, 158 unter γῆρωσταις solche (Verwandte) verstehe, «die in Ermanglung von Söhnen den Besitz eines Verstorbenen teilen». Aber wer den römischen *Heres*-Begriff kennt, wird dem nicht zustimmen können. Die Erbschaft ist nicht verwaist, die vermögensrechtliche Persönlichkeit des Erblassers lebt fort, bis der Erbe die Erbschaft antritt. Und wenn wir von dieser klassischen Auffassung rückwärts blicken, so sehen wir erst recht kein «verwaistes» Vermögen, in das die Verwandten eintreten und späterhin auch Fremde eintreten können, sondern wir müssen in der *hereditas* ein rechtlich gebundenes Vermögen sehen, ein Vermögen, das allen Familienangehörigen gehört und über das der Verstorbene nur die Disposition

¹ Staat und Recht in der römischen Kaiserzeit, 1882, S. 107.

² Reallexikon, S. 184.

— und auch diese keineswegs unbeschränkt — hatte, eine Disposition, die nunmehr auf den oder die Erben übergeht. Sachlich wäre darum die Zurückführung von *hērēs* auf *hērus*, den Herrn, ja durchaus erfreulich; wie jene Etymologie Bedenken wachruft, müßte diese nur Zustimmung erfahren. Aber ist diese Etymologie wegen der Quantitätsverschiedenheit des e auch möglich? Auch Mitteis äußert diesen Zweifel (S. 96⁸). Andere Schwierigkeiten gibt es beim griechischen *κληρονόμος*: *κλήρος* «Ackerlos» und *νέμειν* liegen zugrunde. Aber welchen Sinn hat hier das Verbum? Schrader (S. 184) denkt an «regieren, verwalten», läßt aber auch «nehmen» zu. Ist der *κληρονόμος* also der «Losverwalter» oder der «Losnehmer»? An letzteres denkt Meringer¹, und mir scheint eine sachliche Erwägung dafür zu sprechen. Auf den Moment kommt es nämlich an, daß der *κληρονόμος* das ihm zugefallene Los — noch nicht als Erbe — in erblichen Besitz nimmt, dieser Moment fällt deutlich in die Augen, ganz anders als das spätere Verwalten, das der Losnehmer mit jedem anderen gemein hat, der auch nur fremdes Gut z. B. als Pächter bewirtschaftet.

Commercium ist erst durch sachlich korrekte Erklärung (Mitteis 116 f.) auch sprachlich zu seinem Rechte gekommen. Es ist dies nicht, wie herkömmlich gelehrt wird, die Teilnahme am römischen Vermögensrecht, sondern die Teilnahme am rechtsgeschäftlichen Verkehr unter Lebenden, eine Richtigstellung, auf die schon Ulpian's Definition als *emendi vendendique invicem ius* (Ulp. 19, 5) hätte führen sollen. Was im einzelnen zum *Commercium* gehört, das zu bestimmen wird nach dieser begrifflich prinzipiellen Richtigstellung der Philologe gern dem Rechtshistoriker überlassen. Der Ausgangspunkt aber ist für beide von gleichem Interesse.

Vielverhandelt, ja fast vielgequält ist das *Nexum*. Die Etymologie, die *nexum* auf *nectere* zurückführt, auf rechtsgeschäftliche «Bindung» (Mitteis, S. 142) läßt den Juristen im *Nexum* «das bindende Rechtsgeschäft des alten Rechts» sehen, also Manzipation und Darlehen. Eine schöne sprachliche Analogie findet Mitteis im *pecuniam alligare* bei Varro, de l. l. 5, 182. Aber die Stelle bei Plaut., Pseudol. 2, 2, 34—35 (Pseud.: *Dum tu strenuas, res erit soluta. Harpax: Vincitiam potuis sic servavero*) muß nicht in diesem übertragenen Sinne auf «gebundenes (= geschuldet bleibendes) Geld» gedeutet werden. Es wäre auch möglich, bloß an den gebundenen Geldbeutel zu denken (S. 142¹⁷).

Dunkel wie die Anfänge des *Nexums* sind die der *Sponsio*. Auch sie ist in neuester Zeit wieder in den Mittelpunkt rechtshistorischer Diskussion gerückt und auch bei ihrer Erklärung spielen sprachliche Argumente eine erste Rolle. Über diese Fragen auch nur einigermaßen eingehend zu orientieren, würde im Rahmen dieser Skizze unmöglich sein, so sehr verflochten sich hier alle möglichen Probleme verschiedener Rechtsmaterien. Aber das eine mag das Interesse besonders des Sprachvergleichers auf diese Fragen lenken, daß hier die römische Rechtsgeschichte in ausgedehntem Maße mit Rechtsvergleichung operiert. Die griechische *ἐγγύη* und *ἐγγύησις*, die germanische *Wadiation* leisten wertvolle Dienste (vergl. Mitteis, S. 271 f.). Aus der sprachlichen Gleichsetzung der familien- und vermögensrechtlichen Verlobung kann auch der Rechtshistoriker seine Schlüsse ziehen. Die römische *Sponsio* galt nur für den römischen Bürger, aber der Latiner und weiter wohl auch der Italiker werden durch Handschlag verpflichtet — der Handschlag verdient vollauf die wiederholte Darstellung auf weitester rechtsver-

¹ I. F. XVIII, S. 240.

gleichender Basis.¹ Auch die Papyri bringen da schon Beispiele. *Promissio* erklärt sich sinnlich aus *pro-mittere scil. manum* (S. 270^{2a}).

Im Bürgschaftsrecht, sowohl im prozessualen als im materiell-rechtlichen, gibt es noch zu forschen genug. Da sind *praes, vas, vindex* Wörter, die philologische und juristische Arbeit erheischen. Mommsen, Lenel, Schloßmann haben in letzter Zeit² darüber gehandelt, ohne zu übereinstimmenden Ergebnissen zu gelangen. Viard³ hat kürzlich in einer über das normale Maß hinausreichenden Doktorsdissertation die Sache des *praes ex professo* zur seinigen gemacht. Stets nimmt die sprachliche Seite der Sache einen breiten Rahmen ein.

Der Begriff des *Obligatio* selbst kann nicht ohne sprachliche Untersuchung sicher gestellt werden. Damit sind grundlegende Fragen, wie Schuld und Haftung, aufgerollt, die nicht bloß für das römische und germanische, sondern für die Erkenntnis jedes Obligationenrechts unentbehrlich sind. Wie alt ist der klassische Begriff der *obligatio*? Plautus verwendet, wie Mitteis beobachtet (S. 86^{3b}), das Wort nur an einer Stelle im juristischen Sinne, dort aber heißt es «verpfänden», geht also auf Haftung, nicht auf Schuld. Daß auch die Geschichte des *Praes*, so dunkel sie noch sein mag, die Haftungstheorie für das römische Obligationenrecht stärkt, sei auch hier betont.⁴

Eine andere Frage: Läßt sich die sachlich postulierte Grundbedeutung von *dolus* = «List» etymologisch mit *δέλεαρ* «Köder» stärken? Mitteis setzt zur sprachlichen Bemerkung ein Fragezeichen (S. 316). Aber soviel wissen wir, daß die Laiensprache im *Dolus* nicht moralische Verwerflichkeit sieht, wogegen allerdings die Rechtssprache in den uns zugänglichen Quellen damit einen tadelnden Nebenbegriff verbindet. Und so gibt es in Mitteis' Buch noch Dinge genug, die über den Kreis der Rechtshistoriker hinaus Interesse erregen müssen.

Rabels Untersuchung über die nachgeformten Rechtsgeschäfte⁵ muß die Verbindung *dicis causà* behandeln. Da ist (27, 307) die Etymologie geprüft, die das notwendige Korrelat zur Sachforschung bildet.

Ins Prozeßrecht spielt die Lehre vom *praes, vas* und *vindex*, deren wir schon gedachten. Besonderes Interesse hat da in neuester Zeit der *testis* gefunden. Verschiedene Forscher haben unabhängig voneinander im Worte *testis* «die Dreizahl» gesucht.⁶ «Die idg. Bildung für Dritter war **tritós*, vielleicht auch **tritios*.» Zeuge ist nach Meringer, der an dritter Stelle steht, also **tri-sto*.⁷ Sachlich ist der Zeuge der natürliche Schiedsrichter, wenn über den Handel Streit entsteht. Aber *testis* hat sich nicht in dieser Richtung entwickelt. Schiedsrichter ist in Rom der *arbiter*, aber ebenso ist, wie wir aus Wlassaks Prozeßforschungen wissen, der *judex*, an den jeder in erster Linie denkt.

¹ Die bekannten Forschungen: v. Amira, Nordgerm. Obl. R., Puntschart, Schuldvertrag und Treugelohnis, zu denen nun die rechts- und sprachvergleichenden Untersuchungen von F. Schulz, *Zeitschr. d. Sav.-St. Rom. Abt.* S. 33 f., 46 ff., 52 f. treten. Vergl. auch Meringer, I. F. XVI, S. 100.

² Vergl. *Ztschr. d. Savigny-Stütz. Rom. Abt.*, Bd. 23, 24, 26.

³ Paul Viard, *Le praes*, Dijon 1907. Sehr verständig urteilt darüber F. Schulz, *Ztschr. d. Sav.-St. Rom. Abt.* 18, 470 ff. Ich freue mich J. Partsch' soeben (1909) erschienenenes bedeutendes und vor allem auch rechtvergleichend arbeitendes Buch *Griechisches Bürgschaftsrecht* in der Korrektur wenigstens noch nennen zu können.

⁴ Vergl. Schulz, a. a. O. 474. — *Ztschr. d. Sav.-St. Rom. Abt.* XVIII, 1903, S. 293.

⁶ Skutsch, Solmsen, Meringer. Näheres, auch die Literatur bei letzterem I. F. XVI, S. 169 ff.; XVIII, S. 290 ff.; XIX, S. 451 ff. — I. F. XVIII, S. 293.

dem das Wort in den juristischen Quellen begegnet, Schiedsrichter. Es ist für den Romanisten von besonderem Interesse zu hören, wie sich der an den rechtshistorischen Streitfragen über beide «Richter» unbeteiligte Sprachforscher zu *arbiter* und *judex* stellt. *Arbiter* erklärt Meringer als Fremdwort, das die Römer von den viehzüchtenden indogermanischen Mitbewohnern Italiens, des Rinderlandes, entlehnten (S. 291 f.). Wlassak aber hat in den inhaltsreichen Artikeln *Arbiter* und *Arbitrium* bei Pauly-Wissowa für *Arbiter* die Etymologie von *ad* und *betere*, also «der Hinzukommende», nicht abgelehnt. Das bietet sachlich nichts Unvereinbares. Gerade der Schiedsrichter kommt als Dritter hinzu. Aber **jousdics*, *judex* ist ein gelehrtes Wort «der höheren Stellung des beamteten Richters entsprechend».¹ Da wird der Rechtshistoriker auf den ersten Blick eine Korrektur vornehmen wollen. Wir wissen sicher, daß auch der *judex*, soweit er neben dem *arbiter* begegnet, ein Laienrichter war wie dieser, aber allerdings ein behördlich autorisierter Laienrichter, ein Geschworener, der sein Amt weder bloß den Parteien, die sich auf ihn einigten, noch bloß dem Magistrat, der ihn ernannte, sondern der Kombination von Bestellung durch die Parteien und Ernennung durch den Beamten verdankte. Des *Judex* Urteil ist darum stärker als das des *Arbiters*, es ist staatlicher Exekution fähig, während die Parteien den Spruch des *Arbiters* erst durch gegenseitige Versprechungen für den Fall der Nichtannahme sichern müssen. Neben diesem privaten *Arbiter* (1), den wohl Meringer im Auge hat, gibt es noch einen Namensvetter, der unter obrigkeitlicher Autorität bestellt wird und *judex arbiterve* heißt (2), endlich — freilich erst in der Spätzeit, als sich die Begriffe nicht mehr strenge scheiden — noch einen *Arbiter*, der vom Oberbeamten als richtender Unterbeamter bestellt wird (3). Der ist Beamter, kein Schiedsmann mehr, den die Parteien erkiesen. Immer urteilt der *Arbiter* nach billigem Ermessen, er ist in seinem Spruche freier als der *Judex*. Sicher unterscheidet sich der erstangeführte *Arbiter* (1), der dem Parteienkompromiß allein sein Amt verdankt, vom magistratisch ernannten geschworenen *Judex*. Aber an der sicheren Abgrenzung des ebenfalls geschworenen *Arbiters* (2) vom geschworenen *Judex* fehlt es, soweit wir sehen können. Hier werden zurzeit die sachlichen Hypothesen und Kontroversen auch von der Linguistik nicht entschieden. Aber Meringers Antithese vom *arbiter* und *judex* führt mich auf eine andere Idee, die dieser Gelehrte vielleicht selbst seinen Worten zugrunde legte. Über das Alter des *Arbiters* (sowohl im Sinne 1 als auch 2) wissen wir nichts. Aber der *judex* als Geschworener ist eine gewiß republikanische Einführung. Daß die römische Sage das Institut auf Servius Tullius zurückführt, stimmt nur dazu. *Judex* war in der absoluten Königszeit der König selber (Mommsen, Staatsr. II³, 5). Dann aber hieß, wofür sich noch Spuren in den Quellen finden (Mommsen, S. 76 f.), auch der Konsul *judex*, ein Name, der freilich gegenüber *praetor* und besonders *consul* ganz zurücktritt. Daß der *arbiter* älter ist als der *judex*-Geschworene, dürfen wir wohl als sicher annehmen. Ebenso ist der Beamten-*judex*, mindestens der König älter als der Geschworene. So bliebe für die «alte Zeit» tatsächlich der Gegensatz: staatlicher Richter *Judex*, von den Parteien gewählter Schiedsrichter *Arbiter*. Verwirrt wird das Verhältnis erst, als ein *judex* begegnet, der als Geschworener urteilt, und andererseits ein *arbiter*, der wie der *judex* vom Gerichtsherrn ernannt wird. Außerdem muß ich, um nochmals auf den Zeugen-Schiedsmann zurückzukommen, Meringers Polemik gegen Schloßmann, einen im besonderen Maße mit Wörtern und

¹ Meringer, I. F. XVIII, S. 292.

Sachen arbeitenden Gelehrten, akzeptieren, wenn er Zeugnis und Schiedsamt im bürgerlichen Rechtsstreit für mindestens ebenso alt schätzt wie im Strafverfahren. Und was Meringer über μέσος und μεσίτης als Zeuge und Schiedsrichter sagt, läßt kaum eine andere Deutung zu (I. F. XIX, S. 453).

Ich muß schon zu Ende und habe bisher noch gar nicht der neuen Wissenszweige gedacht, die uns die Papyrusforschung gebracht hat. Wie viele Termini kann da nur gemeinsam mit dem Philologen der Jurist erklären. Das gilt für alle Gebiete des Privatrechts, des öffentlichen Rechts und der Prozesse. Lebendige Anschauung, gewonnen aus dem Studium entsprechender modernrechtlicher Institute, verhalf zur Deutung des ägyptischen Grundbuchsrechts. Wer die Sache kennt, wird sich auch bei Wörtern zu rechtfinden, die ihm das erstmal begegnen. Die Schrift von Lewald, Beitr. z. Kennt. d. röm.-ägypt. Grundbuchsrechts, klärt über den neuesten Stand der Forschung vortrefflich auf. Freilich nicht immer liegt die Sache so klar, daß die Bedeutung des neuen Wortes sofort gegeben ist. Auch hier fehlt es nicht an Irrgängen der Forschung und an Zweifeln. Nur zwei Beispiele. Das in verschiedenen Verträgen, aber besonders Pachtverträgen vorfindliche ἀνοπόλορον παντός ὑπολόγου hat Braßloff¹ auf Ausschluß der Kompensation zu deuten, also mit «inkompensabel» wiederzugeben gesucht, aber Waszynski² erklärt das Wort ohne prägnante juristische Bedeutung als «durch keinen Abzug gemindert, durchaus ungemindert». Neue, Braßloff noch nicht bekannte Funde entschieden m. E. für Waszynski. Dann, was hat es für eine Bewandnis mit der typischen Haftungsübernahme des Verkäufers von Sklaven für ἰερά νόσος und ἐπαφή? Über die ἰερά νόσος als Epilepsie haben sich Übersetzer und Erklärer geeinigt. Aber ἐπαφή ist schon ganz verschieden erklärt worden.³ Kübler hat die herrschend gewordene Deutung auf «Aussatz» neuestens energisch bekämpft und ist mit eingehender Begründung für Gradenwitz' ursprüngliche Deutung auf «Herrenrechtsreservation» eingetreten (Ztschr. d. Sav.-St. 29, 474 ff.).

Am Anfang und am Ende der römischen Rechtsgeschichte muß der Jurist philologischen Rat holen. Die Zwölf Tafeln können nur beide gemeinsam erklären, nicht anders steht es mit den bedeutsamen Problemen der Interpolationenforschung im Gesetzbuche des Kaisers Justinian. Doch das sind bekanntere Dinge. Aber wenn wir über die römische Rechtsgeschichte zur griechischen und hellenistischen und von dieser, was ja unserer Zukunft sichere Aufgabe ist, zur antiken Rechtsgeschichte vorschreiten wollen, da wissen wir erst recht, wie notwendig wir die Philologie brauchen.

Die vorliegenden Zeilen sind fast zu einer Apologie der Jurisprudenz geworden, daß sie die Bedeutung der Wörter für die Sachen nicht übersehen habe. Wer Apologien nötig hat, braucht gewiß nicht ein schlechtes Gewissen zu haben, wohl aber wird er Grund haben, sich gegen Vorwürfe zu verteidigen. Die Jurisprudenz mag zu Zeiten sich eingeschlossen und abgeschlossen haben, aber die gegenwärtige rechtshistorische Richtung ist gewiß von solchem Vorwurf frei, wird sie ja doch gelegentlich als «philologische» Richtung bezeichnet. Der bequeme Standpunkt: «*gracca sunt non leguntur*» ist ernstlich aufgegeben. Dankbar nehmen wir, wo immer in philologischer

¹ Ztschr. d. Sav. St. 21, 362 ff. Zweifelnd für Braßloff und Kübler 29, 195.

² Die Bodenpacht (1905), S. 127 ff., 140 f.

³ Vergl. die von mir schon vor Jahren gegebene Zusammenstellung in *Die Sprache des römischen Rechts*, S. 529 f. Daß ich mich dort zu bestimmt geäußert, tadelt Kübler in *Wald*, S. 474.

Arbeit rechtsgeschichtlicher Dinge gedacht wird. Dankbar und freudig nehmen wir die Einladung an, bei sprachlicher Forschung sachliche Aufklärung zu geben. Und wenn wir etwas als besondere Gegengabe heischen, so ist es philologischer Einblick in juristische Bücher. Es gibt deren genug, in denen keine ominösen Paragraphen stehen.

Über Berührungen der alten Slaven mit Turkotataren und Germanen vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt.

Von Josef Janko.

Unter diesem Titel habe ich im «Věstník České Akademie» XVII (Prag 1908), S. 100—131 und 139—192 eine eingehende Kritik der Aufstellungen und Schlußfolgerungen J. Peiskers veröffentlicht, insofern nämlich der bekannte Sozialhistoriker die Grundthese seiner Schrift «*Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung*» (Vierteljahrsh. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. III, S. 187—533, auch als S.-A. bei W. Kohlhammer, Stuttgart 1905) auf Sprach- und damit aufs engste zusammenhängende Sachforschung stützt. Obgleich ich nun vor kurzem eine Besprechung von Peiskers Buch als Ganzem für den AfdA. geliefert habe, so stehe ich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes doch nicht an, der Aufforderung der Redaktion unserer neuen, auch mir höchst sympathischen Zeitschrift Folge zu leisten und meine sprachlich-sachliche Nachprüfung in entsprechendem deutschem Auszuge den Fachkollegen im weitesten Sinne des Wortes zu unterbreiten.

Vom Inhalt der Peiskerschen Schrift will ich hier nur anführen, was zum Verständnis meiner Auseinandersetzung unumgänglich notwendig ist; es leuchtet ein, daß eine Ablehnung der Grundthese die Annullierung oder wenigstens Berichtigung aller weiteren Deduktionen und Erklärungen Peiskers unabweislich zur Folge haben muß.

Peisker nimmt vor allem für die slavische Urzeit, also für die vorhistorische und speziell vorchristliche Periode, eine *doppelte, miteinander abwechselnde Beherrschung und Knechtung der Slaven* an, eine geradezu bestialische von Seite der Turkotataren (genauer der von ihm für iranisierte Türken gehaltenen Skythen) und eine minder grausame, menschlichere von Seite der Germanen (genauer Westgermanen). Die turkotatarische Knechtschaft begründet er neben späten Nachrichten und soziologischen Analogien, die keinen Ausschlag geben, im letzten Grunde bloß mit der bestimmt behaupteten Entlehnung des slav. *tvarogъ* «geronnene Milch, Topfen» aus türk.-džag. *turak* «Käse»: die Türken als Reiternomaden hätten den Slaven jegliche Viehzucht verwehrt und alle Weide für sich beansprucht, wären also zu alleinigen *Županen* «Weidegenossen», die Slaven zu ausschließlich ackerbauenden «stinkenden» *Smerden*, aus *Slavi* zu *Sclavi* geworden; da sie selbst kein Vieh und keine Milch hatten, bei ihren Peinigern aber nur geronnene Milch, Topfen, Käse sahen, vergaßen sie nach Peisker sogar das idg. Erbwort für «Milch» oder vielmehr, sie schränkten es (**mléǵǵ*, *mléǵivo*) lediglich auf menschliche und tierische «Biestmilch» ein und übernahmen dafür den Namen derjenigen

Milch, welche ihre Nomadenherren in Lederschläuchen gerinnen und zu «Topfen» (*tvarog*) werden ließen.

Als die Slaven das harte türkische Joch abschüttelten, harrte ihrer nicht die Freiheit, sondern von Westen her die mildere germanische Knechtschaft. Auch diese äußerte sich nach Peisker durch einen wirtschaftlichen und zugleich sprachlichen, zuvörderst die Milchnomenklatur betreffenden Umschwung. Die Slaven sahen jetzt bei ihren milchessenden Herren wieder «süße Milch» und durften auch selbst wieder teilweise «Vieh» halten: diese ihnen neuen Ausdrücke (*mlěko; nuta* und *skotъ*) nahmen sie demgemäß aus dem Germ., speziell Wgm. auf. Es ist gerade die Beeinflussung der Urs-laven durch Westgermanen, auf die es Peisker ankommt: sie wird nach ihm noch durch das entlehnte *plugъ* «Pflug», ferner durch den als *Němьcъ* «Deutscher» generalisierten Namen der wgm. (urspr. vielleicht keltischen) *Nemetes* erhärtet, während die politische und kulturelle Abhängigkeit von Germanen überhaupt durch den gesamten germ. Lehnwörterchatz im Slav. und die altnordische Beherrschung im besonderen durch das entlehnte *vitezъ* = an. *Vikingr* dargetan wird. Zu allen diesen Thesen hatte ich im bewußten Aufsatz in drei mehr allgemeinen und vier speziellen Kapiteln Stellung genommen; die Reihenfolge derselben soll auch hier beibehalten, ihr Inhalt namentlich in kulturgeschichtlicher Beziehung wiedergegeben werden.

1. Jedem Sprachforscher ist es klar, eine wie labile, subjektive Wissenschaft die Etymologie ist, zumal wenn sie sich auf die unbedingte Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze verläßt, dabei aber die Lücken in unserer sprachlichen Tradition und die unerläßliche vergleichende Sachforschung, wozu selbst die geringsten historischen Andeutungen gehören, nicht in Rechnung zieht. Daraus folgt, daß die an und für sich mehrdeutigen Ergebnisse der ausschließlichen Sprachforschung nur einen bedingten noetischen Wert, nämlich nur den von Wahrscheinlichkeitsrechnungen, haben und daß sie uns in der Kulturgeschichte die direkten Quellen und Dokumente nimmermehr ersetzen können.

2. Was die Lehnwörter überhaupt anbelangt, so steigern sich die Schwierigkeiten durch die Unsicherheit, ob wir im gegebenen Falle nicht etwa doch ein altererbtes oder aber ein völlig entlehntes oder ein zwar einheimisches, jedoch mit einem fremden nur kontaminiertes Wort (vergl. neben regelrechtem lett. *měsa* «Fleisch» aus idg. **mēms-[ā]* = apr. *mensa*, -o, slav. *měso* das nach Zubatý mit russ. *měso* kontaminierte lit. *mėsà*, oder das aus balt. *sār[i]s* und poln. *sēr* vermengte lett. *sērs* «Käse») vor uns haben. Der noetische Wert der Lehnwörter ist sehr ungleich und in jedem Einzelfalle eigens zu bestimmen; im allgemeinen kann man sagen, daß die Wertschätzung der Lehnwörter nur dann unzweifelhaft ist, wenn zugleich mit dem Namen eine neue, für uns erforschbare Sache gewonnen wurde. Wenn aber ein fremdes Wort für eine schon bekannte oder ganz alltägliche Sache Eingang findet, ist die Entscheidung schon schwieriger: entweder hat da eine geringe Abweichung des Fremden vom Hergebrachten bestanden (wie z. B. bei slav. *chlěbъ*, wenn dies wirklich entlehnt ist), oder die Sache war auf beiden Seiten ganz gleich und ihre Bezeichnung ist nur im Gefolge der übrigen zahlreichen Lehnwörter von der kulturell weniger entwickelten, doppelsprachigen und daher über das Maß des unbedingt Erforderlichen aufnehmenden Bevölkerung entliehen worden (vergl. slav. *čędo* «Kind» oder *mlěko* «Milch», wenn anders diese Wörter entlehnt sind; das von den Lappen dem An. entnommene *milkke, melke, milke* könnte schließlich

eine wirtschaftliche Neuerung, das Melken der Rentiere, zur Voraussetzung haben, wenn das Finnische nicht sein eigenes Wort für »Milch« hätte; dagegen ist eine solche Möglichkeit völlig ausgeschlossen bei dem aus dem Lat. stammenden ir. *lacht*, korn. *lait* und kymr. *llath* und bei dem aus lat. *lact-* und ir. *mlicht*, *blight* m. E. kontaminierten ir. *mlacht*, *blacht*). Vollends unzuverlässig sind die aus Lehnwörtern gezogenen sozialpolitischen Schlüsse; man kann behaupten, daß bis auf einige untrüglich »politische« und »kriegerische« Lehnwörter (wie slav. *knęzъ* »Fürst« oder die germ.-slav. Waffennamen) die große Masse derselben ganz unpolitischen Charakters ist, daher Rückschlüsse dieser Art von vornherein anfechtbar und ohne sachlich-historische Stützpunkte zu vermeiden sind. Der Beweis dafür wird sich auf den folgenden Seiten ergeben. Und nicht einmal die bedeutende Zahl der irgendwo aufgenommenen Lehnwörter zeugt immer gleich von politischer Abhängigkeit, sondern nur von intensiver und langdauernder Berührung der einen Völkerschaft mit einer anderen gebildeteren, wie wir dies deutlich an den kulturellen Lehrern der Germanen, den ihnen unterliegenden Kelten, und andererseits an den siegreichen, von den unterworfenen Slaven fast alle europäische Bildung erst erlernenden Magyaren sehen.

Grundsätze wie die vorerwähnten, haben also auch bei Beurteilung der slavogermanischen Berührungen Platz zu greifen. In sprachlicher Hinsicht ist weder *H. Hirts* (PBrB. XXIII, 330 f.) noch *R. Löwes* (KZ. XXXIX, 313 f.) Verfahren zu billigen, wenn nämlich jener auch dort, wo keine Anzeichen einer Entlehnung vorliegen, dennoch eine solche der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach (die aber z. B. bei keltogermanischen Beziehungen nicht angerufen wird) statuiert — und wenn dieser dort, wo die uns bekannten germanischen Dialekte versagen, also Ausgangspunkt einer vermuteten Entlehnung ins Slavische das mehr oder weniger imaginäre Balkangermanische voraussetzt. Im Hinblick auf die vorchristliche slavische Urzeit kann von bestimmten altgermanischen Schattierungen in der Regel keine Rede sein: man kann höchstens Lehnwörter aus der Zeit vor der Lautverschiebung (Much) und nach ihr unterscheiden; bestimmtere Dialektgrenzen lassen sich erst gegebenenfalls mit dem Auftreten der Goten im 3. Jahrhundert n. Chr. ziehen, wobei aber von einer Scheidung zwischen Hoch- und Niederdeutschen, zwischen westlichen und östlichen Westgermanen, wie sie Peisker betont, aus Mangel an Kriterien abzusehen ist.

3. Bei Beurteilung des slav. *tvarogъ* ist von Seite des Indogermanischen folgende Grundlage leicht erreichbar: Die Indogermanen als Milchesser hatten von Anfang an Gelegenheit, den ganz natürlichen Übergang von flüssiger zu dicht gewordener, gestandener Milch und zu Topfen zu beobachten; die Veränderung des Äußeren fiel wohl dem primitiven Menschen zuerst in die Augen und erst dann belehrte ihn der Geschmack von dem inneren Wandel. Mit der Zeit begann man den Topfen mit den Händen zu Kugeln zu gestalten oder gebrauchte eigene hölzerne oder geflochtene Formen dazu, es entstand zuerst weicher, dann durch Pressen fest gewordener Formkäse, der in kleinere Stücke geschnitten werden konnte. Zur Beschleunigung des Gerinnens der Milch wurde mit der Zeit ein Lab angewendet und das Ganze mit einem Stock oder dergl. umgerührt.

Allen diesen Stadien entsprechen im Indogermanischen eigene, ihrem Alter nach genauer bestimmbare Bezeichnungen. Av. *tairi* »käsige geronnene Milch, Molke« (Adj. *tairya* »käsige, verkäst«) und gr. *τύρος* »Käse« sind beide urspr. »lac coagulatum«, ge-

bildet aus der Tiefstufe der Wz. *tuor-* «coercere», die aber mit der gleichlautenden, ein «Drehen, Mischen» bedeutenden (s. weiter unten) nichts zu tun hat, also «zusammengefaßte, geballte, kompakt gewordene Milch, Topfen». Mit der Zeit werden (und das kann man auch sonst beobachten) die Ausdrücke für «Topfen», infolge des Fortschrittes der Technik zu wirklicher Käsebereitung, auch auf «Formkäse» übertragen, wie z. B. im Griechischen¹; doch schimmert die Urbedeutung noch in dem echt griechischen βόβ-τόρον «Kuh-quark, von der Kuh herkommende Masse, Butter» durch. Die Herleitung beider obiger, sicher uralter, ja ursprachlicher Wörter von der andern Wz. *tuor-*, also von der Manipulation des Umrührens, ist für die ältesten Zeiten aus psychologischen Gründen abzulehnen, später und speziell bei der Butterbereitung (vergl. ae. *ðwære* «Butterfaß», *buter-geðweor* «unguentum butyri») aus technischen Gründen ohne weiteres zuzugeben.

Nicht mehr äußerliche, sondern eine Geschmacksbezeichnung ist das bekannte lat. *cāseus*, das, verwandt mit aslav. *krasъ* «fermentum», russ. *квасъ* «säuerlicher Geschmack, ebensolches Getränk» usw. (idg. St. *kuats-*), urspr. auch nichts anderes als «Topfen» war, aber zum «Formkäse» geworden ist (schriftsprachlich ist Topfen = *lac concretum*); und als Formkäse ist es zu Kelten, Romanen und Westgermanen (ins Nord. als *kásir* «Lab», das dabei wohl eine Rolle spielte) übergegangen. Die Germanen besaßen freilich ihr, mit Recht als urgermanisch angesetzt **jūstaz* (= finn. *juusto* «Käse»), welches gewöhnlich zu ai. *yāṣ-* «Suppe, Brühe», gr. ξόμη «Sauerteig», lat. *jūs* «Brühe» usw. gestellt und von der Wz. *īēu-* «umrühren» abgeleitet wird. Es war also ein schon durch Mischen bereiteter, mehr oder weniger flüssiger «Quarkkäse»; er wurde aber im Westgermanischen von dem römischen Formkäse (**kāsjus*) verdrängt und nahm im Nord. (*ostr* usw.) selbst diese Bedeutung an: die Skandinavier kennen heute weder wirtschaftliche Verwendung noch Namen des eigentlichen Topfens.

Auf die Aggregatsveränderung, aber noch mehr auf das künstliche Formen des Topfens und des daraus entstehenden Käses weist der zwar alte, doch im Vergleich mit *cāseus* jüngere und von *forma* sekundär abgeleitete vulgärlat. Ausdruck *formaticus*, -um hin, der sich noch mlat. als *formadius* «ein quarek», «Quarkkäse» findet. Freilich, die vorherrschende Bedeutung, welche die Grundlage für das Rom. (it. *formaggio*, frz. *fromage* usw.) abgegeben hat, ist «Käse» in einer Form, einem geflochtenen Gefäße bereitet. Hierzu trat noch vulgärlat. *toma*, das im Mlat. (*tomantula* u. ä.) und Rom. (nprov. *tumo* «frischer, salziger Käse» u. ä.) weiterlebt und wohl aus gr. τομή «etwas in Formen Abgeteiltes» stammt, ein lehrreiches Fremdwort dort, wo die heimische Technik so vorgeschritten war.

Im Slav. ist ein dem gr. τῆρός entsprechendes **tjrrъ* nicht vorhanden, dafür aber das bezeichnende, von Peisker völlig übersehene, von baltoslavischer Urzeit bis heute gebräuchliche *syrrъ* «Käse», im Südrussischen noch in der ursprünglichen Bedeutung «Quark». Es steht auf der zweiten Stufe der oben aufgestellten Benennungsskala (= lit. usw. *sūris* «großer runder, gepreßter Käse», alb. *hīrë* «Molken» neben lit. *sūras* «gesalzen», germ. *sūr-* «sauer») und stimmt mit lat. *cāseus* auch in der Entwicklung zu «Formkäse» überein. Und wie von *forma* vulgärlat. *formaticus*, so wurde von *tearъ* «opus, Schöpfung» bzw. **tearъ* (idg. *tuoros* = gr. τῶρος «Hauten») das substantivierte *Alj. tjarъ* «Käse, Kiste, Korb» (idg. *tuōroghos*, event. *tuōroghos*, mit verwandtem Suffix gr. **τῶραχος* = *τῶραχος* «Kiste, Korb») gebildet, was um so annehmbarer ist, je deutlichere Derivate der ersten

¹ «Quark» ist dann *τυράκιος* von *τυρά* τῆρος «künstlich geformter Käse».

Wz *tuer-* in lit. *tveriti*, *tvėrti* fassen, einfassen, zäunen, in eine Form fassen, formen (auch Käse) usw. und in slav. *tvoriti* «formare, creare, fingere (poln. serb. auch Käse)», slov. serbokr. *tvorilo*, poln. *tworzydło*, č. *tvoritko*, *tvoridlo* «Käseform, Käsenapf» vorliegen. Deshalb kann auch *tvarogъ*, obwohl es im Südslavischen ganz zu fehlen scheint, uns für urslavisch gelten, mindestens ebenso wie **jūstaz* für urgermanisch; die selteneren Nebenformen mit *-o-* (z. B. nordruss. *tvorogъ*) erklären sich leicht durch Analogie nach *tvoriti*, der Akzentwechsel (*tvarogъ*, seltener *tvárogъ*) nach ursprachlichen Typen wie ai. *árbhagas*: *arbhakás*, lit. *įszeiga*: *įszeigà* (Brugmann, Grundr. II¹, S. 261). Eine Stütze meiner Etymologie, welche sachlich namentlich auf das Formen in hölzernen oder geflochtenen Gefäßen (vergl. oben gr. *σώρακος*) hinweist, bildet sprachlich das nach Berneker ebenfalls aus dehnstufigem iterativem Stamm abzuleitende slav. *pirogъ* «gepreßte, gefüllte Mehlspeise» (zu *pirati* «schlagen, stoßen»).

Das so aus idg. Erbgut erklärte Wort ist von den Slaven auch gewandert, einmal zu den Magyaren (*taróh*, *tarhó*, *tarha*, *tark* übernommen aus dem Slovak., *turó* vielleicht kontaminiert aus *taró[h]*) und magy. **tur-* nach Vámbéry «Salz») und im 14., 15. Jahrhundert zu den Ostdeutschen (*twarc*, *quark*, *zwarg* usw. aus poln. oder kasch. *twarog* > *twar[ə]g*; die besonders von Heyne verteidigte, an und für sich mögliche Verbindung mit der — meiner Meinung nach ersten — idg. Wz. *tuer-* ist aus topographisch-chronologischen Gründen abzulehnen). Einen politischen Hintergrund haben jene Entlehnungen nicht, höchstens einen wirtschaftlichen, daß nämlich Topfen von den genannten Slaven reichlich verwendet wurde. —

Gegenüber dem von mir soeben dargelegten idg. Ursprung von *tvarogъ* steht Vámbéry's und Peiskers Annahme einer Entlehnung aus dem Turkotatarischen. Dies führt uns auf den Gegensatz zwischen nomadisch-asiatischer und idg. Milchwirtschaft, welcher darauf beruht, daß der Türke die süße Milch überhaupt verschmäht und nur die auf besondere Weise zum Gerinnen gebrachte, «vermischte» saure Milch, den *jogurt* (von *jogurmak* «mischen») oder *džugrat* liebt, daraus auch eine Art getrockneten Käses in Form von Kügelchen (*kurut* von *kuru* «trocken») bereitet. Diese Wörter und besonders das alltürkische *jogurt*, das ins Persische und Arabische übergegangen, hätte bei nachhaltig türkischem Einfluß auf die slavische Milchwirtschaft vor allem von den Slaven übernommen werden müssen. Das ist nicht geschehen, statt dessen führt Peisker das nur osttürk. (džag.) *torak* ins Feld, welches Vámbéry mit *tuz-* «Salz, sauer» in Verbindung bringt, das aber R. Dvořák wegen des nicht nachgewiesenen Überganges von *z* in *r*, ferner wegen des nicht beweiskräftigen osmanischen, weil eigentlich persischen Adjektivs *turuš* «gesäuert» auf das nur die rein äußerliche Seite betreffende *turak*, *durak* «das Stehen, Stehenbleiben, Gerinnen; das Geronnene» (zu *turmak*, *durmak* «stehen») als psychologisch primitiver zurückführt. Und da *turak* nicht alltürkisch ist, so müßte erst der Nachweis geliefert werden, daß gerade Osttürken die Nachbarn der Urslaven waren. Heute wissen wir nur, daß letzteren in ihrer jenseits der Karpathen verlegten, überdies durch Urwälder geschützten Heimat im Südosten die iranisch sprechenden Skythen, im Nordosten die Finnen, welche selbst für Käse und auch für «lac coagulum» (*pimä* aus lit. *pėnas* »Milch») Fremdwörter entlehnten, benachbart waren.

Doch bisher hatten wir lediglich das Verhältnis von slav. *tvarogъ* zu türk. *turak* im Auge; wenn wir alle drei wurzelähnlichen Wörter (av. *tuirī*, gr. *τῆρός*, slav. *tvarogъ*), wie es nur billig ist, vereinigen, so wird das Problem noch komplizierter und es handelt sich

dann um Entlehnung jener drei Wörter aus dem Osttürkischen, d. h. um Beeinflussung der entsprechenden idg. Stämme bzw. (auf Grund von ursprachlichem, aus dem ir. und gr. Reflex erschlossenen **tūr-i, -os*) der noch in Europa, etwa in Ostdeutschland oder Westrußland, vereinigten Indogermanen durch Turkotataren. In diesem Falle können wir aber erst recht nichts Greifbares ausfindig machen, höchstens das, daß lautlich zwischen idg. *tūr-* und dem von Vámbéry zitierten jakutischen *tur* «gesäuerte Milch» eine Inkongruenz der vokalischen Quantität besteht, welche die vor allem örtlich schwierige Herübernahme nicht wahrscheinlicher macht.

Am ehesten noch hätten die Iranier, doch nur sie allein und von den anderen Stämmen getrennt, ein solches Wort aufzunehmen vermocht, wie überhaupt das Beispiel der türkisch-iranischen Beziehungen in alter Zeit wenigstens *negativ* zur Aufhellung der turkoslavischen herangezogen werden kann. Die Iranier, ein ebenso emsig ackerbauendes Volk wie die Slaven, waren schon ihrer geographischen Lage nach den Anstürmen der turkotatarischen Nomaden des Nordens ausgesetzt; ihre Volksreligion, der Zoroastrismus, findet sich mit dieser traurigen Tatsache auch wirklich ab, erhöht den Ackerbau zu einer göttlichen Beschäftigung und sieht den Zweck des Lebens in Wachsamkeit und Tätigkeit, in stetem Kampfe mit den bösen Dämonen, der Hölle, welche er bezeichnenderweise nach Norden verlegt. Und einen solchen Nachhall müßten wir, wenn bei den Urslaven ähnliche Verhältnisse bestanden hätten, auch hier erwarten, entweder in der slavischen oder selbst germanischen Tradition oder in den Nachrichten der Schriftsteller, die uns das erste Auftreten der Slaven in der Geschichte vom 4. bis 7. Jahrhundert n. Chr. schildern, was durchaus nicht der Fall ist. —

Ergebnis: Das *einzig* von Peisker angeführte sprachliche Dokument einer turkotatarischen Beeinflussung der Urslaven, slav. *tvarogъ*, kann sehr wohl idg. sein; sollte es aber allen obigen Schwierigkeiten und Unsicherheiten zum Trotz dennoch aus dem Türkischen stammen, so müßte dieser Umstand ganz anders gedeutet werden als bei Peisker. Es wäre dann keine urslavische, sondern eine spätere, vielleicht erst ins 8. Jahrhundert fallende Entlehnung zuvörderst ins Russische und von da weiter; die Entlehnung wäre ferner eher eine Kontamination, eine volkstümliche Umbildung eines **torok* nach *tvarъ, tvoriti*, was bei einem Volke, das von alters her seinen *syръ* hatte, nur zu begreiflich ist. Politische Bedeutung hätte die Entlehnung — ebenso wie die von *caseus* u. dgl. — keine gehabt (höchstens daß Abgaben von slavischem Topfen und Käse mit fremdem Namen gefordert worden wären?) und eine wirtschaftliche nur insofern, als die Russen die Milch in Schläuchen hätten gerinnen, die Kügelchen des *kurut* trocknen gesehen; doch wäre dabei auffallend, daß die Slaven trotzdem die nomadische Bereitung des Topfens nicht angenommen, sondern die altererbte in Gefäßen beibehalten hätten. Lauter Warnungszeichen dafür, daß wir sogar aus der konzidierten Aufnahme des Wortes aus dem Türkischen alle weitausgreifenden, von Peisker und teilweise auch von Schrader (Sprachvergl. u. Urgesch.³ 2, S. 146 u. 162) leider gezogenen Konsequenzen zu vermeiden haben.

4. Bei Beurteilung von slav. *mléko*, recte **melkó* kommt es vor allem auf die sprachpsychologische Frage an, ob man das Vergessen eines Gegenstandes und Namens (nach Peisker der süßen Milch) annehmen darf, wenn das Korrelat dazu (die saure Milch) dem Sprechenden seit jeher und auch in der kritischen Zeit bekannt und vertraut gewesen ist. Um aber diese Seite besser beleuchten zu können, seien zuerst die sprachlichen Verhältnisse des Wortes untersucht und vorabgenommen.

Urslav. **melkó*, die einzige notwendige Grundform mit ursprünglich geschleifter Intonation (sinkendem Akzent) auf der ersten Silbe, kann man als idg. Erbwort betrachten; man wird da natürlich nicht direkt von Wurzel *melāg-* oder *meleġ-* «melken, eigentlich abstreifen, wischen» (vergl. ai. *mṛjāti*, *māršti*, *mārjati* «wischt, reibt ab; reinigt, putzt» usw.) ausgehen, sondern alle ähnlichen, nur in der Liquida bzw. im palatalen oder labiovelaren, stimmhaften oder stimmlosen Wurzelauslaut variierenden, sonst aber der Struktur und Bedeutung nach verwandten Formationen heranziehen, welche sich kurz durch folgende Äquivalente zusammenfassen lassen: ai. *mṛjāti* «wischt» = gr. ἀμέλω «melke» = lat. *mulceo* «streich(l)e» = ai. *mṛśāti* «berührt» = gr. βραζειν· συνιέναι = gr. μάρπτω «fasse». Zu der Annahme eines so schwankenden Lautstandes berechtigt uns eben die Grundbedeutung «fassen, streichen», also gewissermaßen eine Schall- und Tastgefühlsmachung (vergl. Lidén, Afsl. Ph. XXVIII, 37); wir können uns also entweder mit J. Kirste auf gr. μάρπτω oder auf poln. *osmorgać* «Blätter abstreifen», nach E. Zuspitza ein Beispiel ursprachlicher Reaktion der Centum- auf die Satəmgruppe, stützen und so statt des von ἀμέλω, aksl. *mlъzq*, *mlěsti* «melken» geforderten palatalen einen labiovelaren bzw. rein velaren Wurzelausgang (*melek^u-*, event. *melek-*) eben für slav. **melkó* als nicht unwahrscheinlich proponieren.

Die Annahme velaren Auslauts wird noch wahrscheinlicher, wenn wir nach dem Vorbilde Hirts «D. idg. Ablaut» § 274 u. 838 (S. 197) annehmen, daß eine Kontamination der beiden laut- und bedeutungsverwandten Wurzeln idg. (eur.) *melāg-* «melken» (gr. ἀμέλω usw.) und *gelāg-* event. *gelāk-* «Milch» (gr. γάλα usw.) schon in der Ursprache vorbereitet und in den bereits differenzierten Dialekten mit folgendem Ergebnis durchgeführt worden ist: leichte Wurzel *meleġ-*, event. *melek-* im Keltischen und Slavischen, schwere Wurzel *melāg-* (got. *miluk-s* usw.) im Germanischen, während fürs Gr. Lat. Alb. unkontaminierte Grundformen zu gelten haben. Das slav. **melkó* wäre demnach auf der 1. Stufe der velar auslautenden Wurzel *melek-* ganz analog wie das air. *melg n-* (aus **melgom*) als primäres *o*-Ntr. gebildet, oder es gliche als Sekundärbildung der Wurzel *meleġ-* im Suffix dem mir. *mlicht* usw. (aus **mġk-t-*), ergäbe also im urspr. konsonantisch auslautenden N. Sg. **melk(t)*, ferner so wie slav. *mgs-o* u. a. in die *o*-Deklination überführt und durchdekliniert **melk-ó* mit Akzenterscheinungen und einzeldialektischen Reflexen, wie sie eben in Erbwörtern gang und gäbe sind. —

Von Seite des Germanischen läßt sich der Nachweis führen, daß alle altgermanischen Dialekte eine Grundform **meluk-*, einige (das Ae. und m. E. auch das Ahd.) eine zweite **melik-*, *milik-* verlangen, wobei die Synkope des Mittelvokals *-i-* oder *-u-* selbst lange Jahrhunderte n. Chr. unterbleibt; sie ist am frühesten im An. und Ae. (hier für *-i-* im 7. Jahrhundert und für *-u-* um 900) nachgewiesen, im Deutschen tritt sie allgemein erst mit dem Übergang zur mittleren Periode (mnd., mnl. *melk* mit zwischen *i* und *e* schwankendem Vokal) ein. Was die Erschließung jener Grundformen anbelangt, so verweise ich fürs Ae. auf Weyhe PBrB. XXXI, S. 43 ff., der im Urengl. oder Urwgm. eine phonetische Erhöhung des wurzelhaften *e* in Formen wie D. Sg. **meluki* zu **milik(i)*, woraus durch Synkope angl. *milc*, voraussetzt; dabei ist Weyhe gezwungen, den unbedingten Abfall des urgerm. *-i* in dreisilbigen Wörtern anzuzweifeln, ohne natürlich das Gegenteil strikte beweisen zu können. Nun gibt mir aber die Betrachtung z. B. von G. Sg. *milichi* (bei Steinmeyer-Sievers «Die ahd. Glossen» II, 683, 51, wenn anders solche Formen wirklich aus dem 8.—9. Jahrhundert stammen) einerseits und

späterer identischer, nicht notwendig Svarabhakti enthaltender Formen (z. B. noch im 11. Jahrhundert bei Williram, der auch sonst keine Synkope zeigt: D. Sg. *melcha*, *mīlcha*, *mīleche* neben N. A. Sg. *mīloh*) andererseits die Möglichkeit, ein bereits urgerm. (bzw. urwgm.) **melik-*, **mīlik-* gleich neben **meluk-* anzusetzen, ohne wie Weyhe mich mit dem urgerm. Abfall des *-i* in 3. Silbe auseinandersetzen zu müssen: und jenes **melik-* wäre entweder in palataler Umgebung aus **melək-* (dieses sonst = **meluk-*) phonetisch entstanden oder zu fertigem **meluk-* nach dem Muster von wgm. **alūþ-: alip-* «Bier» u. ä. analogisch hinzugebildet worden.

Aus alledem folgt, daß aus urgerm. (altgerm.) **meluk-*, **melik-* und weiter **mīlik-*, **mīluk-* ein urslav. *melkó* nicht hergeleitet werden kann, da — abgesehen von dem Oxytonon und den mit altertümlichem, später nicht mehr produktivem *jo*-Suffix gebildeten Ableitungen wie urslav. **melčb* (č. *mlěč*, *mlič* «Milchsaft, Milchschwamm, Gänse-distel, Wolfsmilch» u. dgl.) — namentlich auf die erhebliche, gegenüber dem Türkischen eine genaue Sprachkenntnis der Slaven voraussetzende Lauttreue der Lehnwörter aus dem Germanischen Gewicht zu legen und lediglich folgende Vertretungsreihe zuzulassen wäre: **melək-*, **meluk-*, **mīluk-* oder **mīlək-*, aber kein *melkó*. Dieser Übelstand wird nicht behoben durch Löwes Hinweis auf ein imaginäres Balkangermanisch oder auch nur Herulisch, wo ein **meluk* zu erweisen gesucht wird; der springende Punkt bleibt doch immer die Frage nach der Möglichkeit einer altgermanischen Synkope, welche durch kringot. *menus* «Fleisch» (wenn richtig überliefert) oder *sevone* «7» (beides aus dem 16. Jahrhundert) erst recht illusorisch wird — ohne daß Jordanes' Worte von der Milch-nahrung der Gothi minores etwas daran änderten: auch Caesar berichtet von den West-germanen, aber freilich auch von den keltischen Britannen dasselbe (BG. VI, 22 und V, 14), und über slavischen Viehreichtum sind wir durch den sogenannten Maurikios genügend unterrichtet.

In dieser Notlage versucht Peisker unter Zustimmung Uhlenbecks (S. 264 u. 282 ff.) einen anderen Ausweg: er faßt nach dem Vorbilde der Germanisten seit Müllenhoff das zuerst bei Galenos (2. Jahrhundert n. Chr.) überlieferte lat.-gr. *melca*, den Namen einer erfrischenden, gewöhnlich mit Gewürz versetzten saueren Milchspeise, als westgermanisch («vorahd.») und erklärt es für die längst gesuchte Quelle des slav. **melkó*. Ich habe über dieses Problem, ob nämlich *melca* für germanisch oder lateinisch anzusehen ist, in Glotta I (noch nicht erschienen) gehandelt und glaube dort aus philologischen und kulturge-schichtlichen Gründen nachgewiesen zu haben, daß das Wort gar nicht germanisch, sondern höchstwahrscheinlich altitalisch (umbrisch) war; *melca*, verwandt mit *mulceo* (oder *mulco?*), war «gestrichene, geriebene Speise». Indem ich auf jenen Aufsatz verweise, will ich hier nur die Konsequenz meines Nachweises ziehen, daß also *melca* als zu-mindest zweifelhaft aus Peiskers Deduktionen ganz auszuschalten wäre. Doch will ich diesmal Hyperskeptiker sein und mich bedingungslos auf Peiskers Standpunkt stellen: daß nämlich in der Tat ein wgm. *melca* ins Lateinische und Slavische übergegangen: was folgt daraus sprachlich und was sachlich?

In sprachlicher Hinsicht wäre auch Entlehnung eines germ. **melica* ins Lateinische, aber nimmermehr ins Slavische möglich; verbleibt man aber bei einem mutmaßlichen germanischen Neutrum **melka*⁽⁹⁾, so widerspricht im Slavischen der Akzent und im Ger-manischen der Umstand, daß ein solches wgermanisches Neutrum des Adjektivs von der Wurzel *melc-* in der Bedeutung «Milch gebend, dial. *melc* = *melc*, *melc*, *melc*, *melc*»

mēch) bereits existierte, womit aber unser *melca* deshalb nichts zu schaffen hatte, weil es «sauere Milch» bedeutete. Und auch Anthimus, welcher die altdeutschen Küchen-termini des 6. Jahrhunderts kannte, spricht bloß von dem ausdrücklich als römisch bezeichneten Ausdruck *melca* (= gr. ὀξύγαλα).

Wirtschaftlich sind die Widersprüche noch größer. Die Urslaven sollen doch nach Peisker den Namen für «süße Milch» durch *tvarog* ersetzt und jenen erst später eben von den Germanen entlehnt haben; was aber bedeutet *melca*? Das gerade Gegenteil, nämlich «geronnene Milch», die die Slaven doch schon bei den Turkotataren gesehen hatten! Aber gesetzt den Fall, daß *melca* trotzdem zu den Slaven gewandert sei, so ist daraus doch nur das zu folgern, daß auch jenes erfrischende Milchgetränk zu ihnen (wohl nur auf kurze Zeit) gekommen, sein Name jedoch allmählich auf alle «Milch» übertragen worden sei; also ein überflüssigerweise umständlicher Bedeutungswandel! In keinem Fall hätte aber die Herübernahme des *melca* seitens der Slaven in sozial-politischer Hinsicht etwas bedeuten können, ebensowenig wie bei den dasselbe Wort empfangenden Römern, also keine härtere oder mildere Knechtschaft; *melca* wäre gerade so wenig wie *tvarog* ein Lehnwort politischer, sondern rein wirtschaftlicher Natur gewesen und seine Übernahme von den alltäglichen Geleisen der Völkerberührungen nicht abgewichen.

Ergebnis: Da meines Erachtens **melkó* noch immer besser als slavisch und nur bei Annahme einer problematischen Synkope des Mittelvokals als germanisch zu deuten ist, so eignet es sich nicht als Stütze der Argumentation Peiskers, der übrigens noch folgende Mängel anhaften: Daß **melzivo* (event. *melzi*) ehemals «Milch überhaupt» und erst dann, unter turkotatarischem Einfluß, «Biestmilch» bezeichnet hätte, ist durch nichts erwiesen; im Gegenteil, das Suffix *-ivo* deutet auf eine von Anfang an prägnante Bedeutung «was gemolken, selbst abgeflossen, ausgeschieden ist», also auf die kollektive Beschaffenheit der ersten trüben, dickeren, molkenartigen Muttermilch, eine Eigenschaft, welche sichtlich die Grundlage des kymr. *cyn-flith* und ae. *dicce meolc* (neben *bjsting*) bildete.

Wollte man dennoch an Entlehnung des **melkó* aus dem Germanischen festhalten, so müßte ein **melzó* «Milch» von Uranfang vorausgesetzt und dieses in der Folge mit irgendeinem germ. (unbelegten) **melk-* kontaminiert werden. Da wären aber die kulturhistorischen Folgerungen ganz andere. Denn daß die Slaven in der ersten türkischen Knechtschaft (wie war es notabene in der zweiten?) Begriff und Ausdruck «süße Milch» vergessen, zeitweilig nur «Topfen» gekannt und «süße Milch» erst wieder bei den Germanen kennen gelernt hätten, ist eine philologisch und psychologisch völlig unzulässige Anschauungsweise: man kann eben nicht einen Gegenstand, einen Begriff aus dem Bewußtsein verlieren, solange das Korrelat, der Ergänzungsbegriff dem Sprechenden vor Augen, in steter Vorstellung schwebt. Und die Slaven haben mindestens nach Ausweis von *syri* die «sauere, geronnene» Milch seit jeher gekannt, und nicht nur dies, sie besaßen auch zu allen Zeiten in hinreichender Menge und verschiedener Verwendung «süße, gemolkene Milch». Das beweist vor allem ihre überaus reich entwickelte, altertümliche, fast insgesamt von der Wurzel *melg-* = slav. *melz-* abgeleitete Milchnomenklatur, von der ich nur anführe: *mlěsti* «melken», bulg. *mláznica*, slov. *zmláznica* «melke Kuh oder melkes Schaf», č. *mlznice* «sus nutriens», serbkr. *mláz*, *-a* «mulctum, Ausspritzung beim Melken», *zamláz* «oxygala quaedam», *zamláziti* (*zamláziti*) «anmelken,

lac inspergere alicui» usw. Das Slavische war und ist bis heute von dem Wortelement «melken» so durchsetzt, daß man die zugehörige Terminologie und die damit untrennbar verbundene Sachkenntnis den Slaven auch nur für einen Augenblick nicht absprechen darf, nicht einmal in der Weise, daß sie etwa Biestmilch und saure Milch, nicht aber die durch die Sprache verbürgte und als vermittelndes Korrelat einfach unentbehrliche süße Milch gekannt hätten. Freilich, die Sprache kann gegebenenfalls eines einfachen Ausdrucks für einen ihr notwendigen Begriff entbehren, doch deshalb hört der Begriff, die Vorstellung und Anschauung nicht auf zu existieren; es tritt dann nach Art von *ae. dicce meole* «Biestmilch», *lat. lac concretum* «Topfen» u. ä. eben eine zusammengesetzte Ausdrucksweise ein.

Die Entlehnung des Wortes *mléko* aus dem Germanischen, sollte sie konzediert werden, betrifft jedenfalls ein unpolitisches, ganz alltägliches Wort, welches keinen Vorzug der Germanen in der Milchwirtschaft involviert; die Indoeuropäer waren ja alle neben dem Ackerbau zur Viehzucht von Anfang an befähigt, und wenn die Italer im Milchwesen bekannterweise hervorragten, warum hätten es die den *syrr* bereitenden, in ihrer Urheimat in jener Beziehung recht günstig situierten Slaven nicht auch sollen? Dann aber wäre der kulturhistorische Wert eines Lehnwortes für «Milch» erst recht gering gewesen — es wäre mit den übrigen ur- und altslavischen (etwa 170) Lehnwörtern aus dem Germanischen mitübergegangen und bewiese lediglich sehr enge Berührungen mit Germanen, welche nicht einmal als Herren Ackerbau und Viehzucht der Untergebenen in empfindlichem Maße, trotz gewisser geforderter Abgaben, beeinträchtigten.

5 a. Das schwierige slav. *skotъ* «Vieh» (nur aruss. auch «Vermögen, Geld», aruss. kluss. *skotnica* u. ä. «Schatzkammer») halte ich zwar für ein Lehnwort aus germ. **skattaz* (got. *skatts* usw.) = idg. **skod-n-ós* zu Wz. *sk(h)ed-* «spalten» (vergl. gr. *σκηδάω*: «zerteile, zerstreue», *σκηδάμαι* «zerteile mich», *σκέδη* «Brett, Blatt», ai. *skhádatē* «spaltet» usw.), schè aber nach der eben vorgebrachten Etymologie Müllenhoffs, Curtius', Heynes u. a. als Grundbedeutung nicht «Vieh», sondern «abgespaltenes Stück Edelmetall, primitive kleine Münze» an. Dies klingt ja auch in den meisten altgerm. Dialekten (Bedeutungen hierselbst: Münze — Geldsumme — Abgabe — Reichtum, Vermögen) nach, während das altfriesische, erst aus dem XI.—XIII. Jahrhundert belegt *sket*, *schet*, *schat* seine gewöhnliche Bedeutung «Vieh» sehr wohl erst sekundär erlangt haben kann. Dabei ist zu betonen, daß nicht nur die Entwicklung des abstrakteren *pecunia* aus *pecu* in den Sprachen belegbar ist, sondern auch die umgekehrte in Fällen wie aksl. *dobytkъ* «facultates — pecus», an. *grípr* «res pretiosa — armentum», got. *maifms* «Geschenk», as. *mēðum* «Wertsache, Kleinod» — mhd. *meidem* «männliches, besonders verschnittenes Pferd». Und ganz dieselbe Bedeutungsentwicklung wie im Friesischen hat wohl selbständig auch im Altslavischen platzgegriffen, so daß das Nebeneinander von «Geld» und «Vieh» gerade im Russischen nicht auffallen kann; freilich, die Aufhellung von kluss. *skot*, *škot*, altpoln. *skociec* usw. aus **skot-ecъ* «scotus», lit. usw. *skatikas* «poln. Groschen», ostpreuß. *skott*, *skoter* bleibt schwierig, nicht semasiologisch, sondern chronologisch: m. E. liegen hier alte, vielleicht wiederholte Entlehnungen aus dem Ndd. vor, wobei aber der Terminus von den Baltoslawen wieder zurückgewandert ist und auf ehemals slavischem, im vorgeschrittenen Mittelalter bereits germanisiertem Boden mit ndd. **scot*, *schot* «direkte Steuer» (von as. *scotan* — ndd. *schoten* «schießen, zusammenschließen») — *scot* überdies ins Lateinische und vereinzelt ins Französische verpflanzt hat.

Von näheren Umständen seiner Herübernahme verrät uns das als germ. gedeutete altslav. *skotъ* gar nichts, vermag somit die ihm von Peisker zugemutete Aufgabe eines kulturhistorischen Dokuments nur sehr unvollkommen zu erfüllen. Schon das ist einfach unbeweisbar, daß das Wort gerade von Westgermanen, nämlich einem den Friesen nahen Stamme, geliehen sei; es könnte ebensogut aus dem Urgermanischen oder (was am glaublichsten) aus dem Gotischen oder überhaupt Ostgermanischen stammen. Sachlich fällt bei der heute einzig plausibeln Etymologie ins Gewicht, daß die Urbedeutung mit der Viehzucht gar nichts zu schaffen hat, sondern erst dadurch in diesen Zusammenhang gerückt wurde, daß «Vieh» das wichtigste Zahl- und Schätzungsmittel beim Tauschhandel war; es kann daher von einem Zeugnis für zeitlich vorausgegangene urslavische Knechtschaft und speziell dafür, daß die Slaven damals keine Viehzucht treiben durften, daß sie zu ausschließlichen Ackerbauern und erst unter den Germanen wieder mit der Viehwirtschaft vertraut wurden, keine Rede sein. Allerdings, sollte den Slaven schon die Bedeutung «Vieh» von den Germanen überliefert worden sein, stünde die Sache etwas anders, man könnte an bestimmte Abgaben von Vieh denken, welche die Slaven zu leisten hatten, wie ja solche bei den Germanen selbst bestanden (M. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer II, S. 166); doch die nächste Konsequenz wäre der Peiskerschen These wieder entgegengesetzt, nämlich die unbedingte Existenz einer entwickelten altslav. Viehzucht, welche noch dazu in untrüglicher Weise durch die reiche, sprachlich zu keiner Zeit gestörte, von Peisker selbst (S. 287) anerkannte Nomenklatur für Groß- und Schmalvieh als direktes idg. Erbgut erwiesen wird. Vielleicht lassen sich in dem oben ins Auge gefaßten Falle die Nachrichten Caesars und Tacitus' von dem Viehreichtum der Germanen und ihrem Streben danach mit dem Viehreichtum der Slaven derart kombinieren, daß letztere den ersteren Vieh verkauften und dafür von ihnen Gold, Silber, Metallstücke eintauschten (*skotъ* also = eingetaushtes «Geld» und zugleich ausgetaushtes «Vieh»).

b. Peiskers Hauptthese kann ebensowenig auf Unterstützung des sicher germ. Lehnworts *nuta* «bos, boves», das noch dazu nicht gemeinslavisch ist, rechnen; denn mit demselben Rechte müßte sie dann für Finnen und Lappen auf Grund ihrer Lehnwörter (*nauta* «Vieh», bzw. *navde* «Tier») geltend gemacht werden. Außerdem ist eine ähnliche Entlehnung oder wenigstens Kontamination für das ursprachliche Baltisch (lit. *pekus*, apr. *pecku*, welche beide im Velar mit palatal auslautendem ai. *pášu*, av. *pasu* nicht übereinstimmen) von einer Centumsprache her, natürlich ohne jeden politischen Hintergrund, voranzusetzen. Plausible Etymologie des germ. **nauta* (aisl. *naut*, ae. *néat*, ahd. *nōz*, as. *nōtil*) bei Meringer IF. XVIII, 234 f.; sonst läßt sich nichts Bestimmtes ermitteln, aus welchem Dialekt es von den Slaven entlehnt worden: es könnte ebenso urgerm. Pl. Ntr. **nautā* wie späteres (bis zum 3.—4. Jahrhundert ungefähr) **nautō* «Stücke Vieh, selbstredend wieder im Tauschhandel» in Betracht kommen, wobei den Slaven (ihr *dobytkъ* dürfte jünger sein) wohl die kollektive Bedeutung — so etwa wie die persönliche bei «müssen» — besonders gelegen kam. So könnte *nuta* das ältere von den beiden Lehnwörtern für «Vieh» gewesen und in der Folge von *skotъ* meistenteils verdrängt worden sein.

Ergebnis: Die Hypothese Peiskers von dem zeitweiligen ausschließlichen Ackerbau und Vegetariertum der Urslaven ist vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt abzulehnen. —

c. Über slav. *plugъ* hat Meringer IF. XVI, 184 f., XVII, 100 f., XVIII, 244 f. ge-

handelt und es ausdrücklich als Lehnwort aus dem Germanischen bezeichnet, was zu billigen ist; dadurch aber, daß er es zugleich als germanisches Erbwort zu labiovelarer idg. Wurzel *blek_u-* (in lat. *bu-bulcus* «Viehhirt», eigentlich «Treiber des Viehes mit dem Stachel» und in urwgm. *plēzan* «pflegen», ursprünglich «ackern, ackern müssen») zu erweisen sucht, hat er indirekt Peisker Veranlassung gegeben, das slavische Wort als westgermanisches Lehnwort zu einem «soziologisch allergewichtigsten» (S. 282) zu stempeln und es zum Ausgangspunkt einer seiner künftigen Arbeiten über altslavischen Ackerbau machen zu wollen. Das Folgende soll nun ein aufrichtig gemeinter Warnungsruf für alle Kulturhistoriker sein, daß sie auf den sprachlichen, selbst heute noch nicht völlig geklärten Verhältnissen ja nicht zu bauen und etwas Positives oder gar Weittragendes daraus zu erschließen versuchen. Ich dehne diesmal meine kritischen Bemerkungen auch auf N. van Wijks neueste Erklärung des germanischen Wortes in IF. XXIII, 366f. aus.

In *plugō* sehe ich zuvörderst mit Heyne nur eine neue Erfindung (Räderpflug mit eigentümlicher Form des Pflugeisens und außerdem wohl mit Anbringung des Sechs vor der Schar), welche ihren Weg von Westen nach Osten, also über das Slaventum als Vermittler der osteuropäischen Kultur, noch weiter zu Balten, Rumänen, Albanesen (auch deren *pl'ug*, *pl'uar* halte ich für Lehngut aus dem Südslavischen, das erstere aus dem Nominativ, das letztere aus dem Genitiv Singularis oder aus unverständlichem *plugar* «Pflugmacher»), Rumänen und Griechen genommen hat. Daß die Germanen, welche nach Tacitus auf den Ackerbau keinen Wert legten (siehe Hoops' richtige Interpretation bei Peisker, S. 341 A.), gerade diese epochale Erfindung gemacht hätten, dünkt mich schon deshalb weniger glaublich, weil dabei Plinius' Nachricht (Hist. nat. XVIII, 172) über die rhätischen Gallier als eigentliche Erfinder des Räderpfluges «in unlängst vergangener Zeit» unbeachtet bleibt, trotzdem die Kelten auch sonst im Wagenbau und speziell in der Eisenkultur als bahnbrechend zu gelten haben. Übrigens weist bereits das von Meringer angeführte lat. *currus* «Räderpflug» bei Vergil auf das cisalpinische Gallien hin; und so könnte als rhätisch-gallische Form *plōum*, die Quelle des lad. *pluf* und lomb. *piò*, während der äußerst engen kelto-germanischen Beziehungen ins Germanische gekommen und dort die anderen von Meringer statuierten Grundformen **plōzaz* und (nicht unbedingt nötig) **plōlaz* durch analogische Nachbildung von Erb-doppelformen hinzugeschaffen haben.¹

Was Meringers Etymon angeht, so ist außer der jetzt auch von Wijk angezweifelte Bedeutungsentwicklung von **plēzan* «ackern» aus noch das bedenklich, daß lat. *bu-bulcus*, *su-bulcus* «Schweinehirt» u. ä. wegen it. *bi-folco*² von der Mehrzahl der Forscher zu Wurzel *bhulk-* (gr. *φολακός* «Wächter» usw.) gestellt wird, so daß die Wurzel *blek_u-* «antreiben, ackern» illusorisch scheint; Meringer verschiebt übrigens in IF. XXI,

¹ Da vom Standpunkt des Germanischen ein *u*-St. **plōzaz* strakte nicht nachweisbar ist, könnte man nach der Gutturaltheorie Zupitza's selbst bei rein germ. Ursprung des Wortes in N. S. *plō* setzen und erst analogisch hinzugebildetes **plōzaz* annehmen.

² Mit diesem Worte oder vielmehr seinem vulg.-lat. Vorgänger könnte man vielleicht die angeblich avarische Benennung der böhmischen Vinider *befulci* verbinden, die Fredegar (s. bei Peisker, S. 296 f.) kaum richtig mit *bis* «doppelt» und *fulcivē* «stützen» in Zusammenhang bringt; doch hätte jene von mir angeregte Etymologie keine Beweiskraft für die slavische Urzeit, sondern nur für die Dakerzeit (s. oben S. 100), und zwar insofern, als den mit den Avaren (z. B. auf dem Balkan) zugleich verwandten *gag* den *gag* «Vieh besorgenden, also damit wohl vertrauten Slaven eben deshalb von dem *gag* «Vieh besorgenden» hirtens» gegeben wurde.

309 die Basis seiner Etymologie dadurch, daß er Kluges Erklärung von wgm. *plēzan* aus **(a)t-līzan* zustimmt und das Pflügen für «ein geschlechtlich gedachtes Aufliegen» erklärt: hiermit hat er aber eine nicht weniger schwankende Grundlage gewonnen und sich überdies der Möglichkeit beraubt, ein unzweifelhaft urgerm. **plōzaz* anzusetzen, welchem lautlich unversehrt bewahrtes got. *at-lagjan* widerspricht.

Durch ein wirkliches, vielleicht nur westgermanisch-nordisches Lautgesetz (idg. *dl-* wird zu germ. *tl-* und weiter zu *pl-*) sucht jetzt v. Wijk a. a. O. die einzige von ihm statuierte Grundform **plōzaz* unter Lostrennung von **plēzan* mit idg. **dlōgho-*, ir. *dluigim* «scindo» in Beziehung zu setzen und von der «aufritzenden» Wirkung des Pfluges anzugehen: als vorläufige Kritik seiner neuen Etymologien will ich jetzt nur anführen, daß sein phonetisch jedenfalls mögliches Lautgesetz sich erst bewähren muß und daß er speziell in unserem Falle mit den nachweisbar ältesten *plōy*-Formen (bei Plinius, welchem er ebenfalls keine Beachtung schenkt, *plaumorati* und im Langobardisch-Lateinischen *plovum* u. ä.) sich offenbar nicht auseinandergesetzt hat.

Was folgt aus der Sprache für den slavischen Ackerbau? Abgesehen von der späteren, nicht streng urslavischen Übernahme des Räderpfluges von Seite der praktisch-fortschrittlichen Slaven ist es von großer Bedeutung, daß letztere aus idg. Zeiten den ganz einfachen Pflug **radlo* (vergl. *rāmus* «Ast») und dann aus urslavischer Zeit den «Hakenpflug» *socha* (noch heute russ. poln. so) überkommen haben. Prof. Zubatý nimmt zwar hier wegen lit. *szakà* «Ast» skythisch-iranische Entlehnung an, ich selbst trete aber mit Štrekelj (*socha* = idg. **saksā* «das Schneidende» zu lat. *saxum* «kantiger Fels», an. *sax* usw. «Messer») für einheimischen Ursprung ein. Ja, die Zoche ist aus dem Slavischen ins Deutsche¹, von da ins Italienische (*zocco*), von dort erst m. E. ins Französische (*soc*, *souche*) und ins Griechische (τζόχος) gewandert — also ein zweiter wichtiger und nach Meringer gar nicht so einfacher Kulturbegriff. Auch das spezifisch russ. *kosŭlja* «Hakenpflug» (vergl. *kosa* «Sense») deutet auf einheimische Entwicklung der zugehörigen Etymologie und (wenn wir daraus, gegenüber den sonst im Slavischen beliebten Fremdwörtern, einen Schluß ziehen dürfen) auch der zugehörigen Technik. Dazu gesellen sich dann noch andere, die Altertümlichkeit, ja Eigenart des slavischen Ackerbaues m. E. ziemlich deutlich bekundende heimische Termini, wie z. B. *gręda* «Balken» und dazu südsl. *gredelj* und russ. *grjadilь* «Pflugschar» u. ä.

Ergebnis: Die slavischen Ackerbauverhältnisse können unmöglich unter dem Gesichtspunkte einer urzeitlichen turkotatarischen oder germanischen Knechtschaft betrachtet werden, im Gegenteil: das Los der fleißig und selbständig arbeitenden Urslaven ist ohne Zweifel besser gewesen als das der ebenso eifrig ackerbauenden, aber den Einfällen der Nomaden tatsächlich ausgesetzten, wenn auch nicht in stetiger brutaler oder gar bestialer Knechtschaft schmachtenden Iranier.

6. Von den linguistischen Nebenstützen der Peiskerschen Hauptthese seien noch *župa(nь)*, *Smerdi*, *Slavus*, *Němьcь*, *vitezь* einer kurzen Prüfung unterworfen.

a) Die uns nicht ganz klaren Wörter slav. *župa*, *županь* faßt Peisker zwar mit Brugmann als Erbgut, sie sollen aber von den turkotatarischen, allein viehzüchtenden Herren der Urslaven nur für sie als die einzigen «compastores» in Anspruch genommen

¹ Unter phonetischer Vertretung der slav. Tenuis (*s*) nicht durch deutsche Tenuis lenis, sondern Affricata fortis (*ts* = *z*).

und so zur Benennung der fremden Herren- und Hirtenschicht, zum Zeugen jener uralten Knechtung geworden sein.

Hier hat aber wieder eine mißverständene Etymologie den konstruierenden Sozialhistoriker irregeleitet. Wenn wir uns nämlich so wie Peisker S. 288 auf den Standpunkt Brugmanns (*župa* = idg. **geupā* «die Pflege, die Hut» zu gr. γόπη «Vertiefung in der Erde, Nest» usw.) und O. Hujers (neben *županъ* = **geupanъ* liege ein **gъpanъ* = ačech. *hpán*, dann *pán*) stellen, so müssen wir entschieden gegen die von Peisker als urslavisch erschlossene Grundbedeutung der *župa* als «Weiderevier», *župani* «Weidegenossen» als unerwiesene Stellung nehmen. Dasselbe tut übrigens auch A. Brückner, der jetzt (IF. XXIII, S. 217 f.) die Brugmann-Hujersche Erklärung in ziemlich scharfer Weise ablehnt, selbst das Wort *župan* «Beamter als Verwalter von Regalien» (dazu *župa* vielleicht erst neugebildet) für fremd, vielleicht avarisch hält und das čech.-poln. *pan* aus gekürztem **žpan* (= magy. *ispan*) erläutert. Ohne in dieser Frage ein endgültiges Wort sprechen zu wollen, möchte ich nur zu bedenken geben, ob wirklich aus **žpan* ein ačech. (*h*)*pán* und nicht vielmehr **špán* erwachsen wäre. Ich will also vorläufig das sonst so feinfühliges Kriterium der Jersilbe in ačech. *se hpánem* (= *se gъpanъmb*) unangezweifelt lassen und neben *županъ* ein *g(ъ)panъ*, durch Kürzung oder Kontamination auch *ž(ъ)panъ* anerkennen; aus letzterem wäre südslav. *špan*, magy. *ispan*, aus ersterem čech. (*h*)*pán*, poln. *pan* (lit. *pōnas*) hervorgegangen. Was ferner das Avarische als Urquelle des Wortes *župan* betrifft, so ist es angesichts unserer Unkenntnis dieses Idioms schwer, darüber zu rechten; dagegen kann die Stellung des mit dem Avarischen verwandten Türkischen zu slavisch *župan* — nach folgenden, mir neuerdings von Rud. Dvořák mitgeteilten Argumenten — kaum zweifelhaft sein. Im Türk.-Osmanischen haben wir zwar ein *čoban* «Hirt, pastor ovium et equorum», das aber selbst von türkischen Lexikographen als entlehnt angesehen wird; in der Tat ist es ein persisches Lehnwort, welches zu lat. *pecu*, ai. *pašu* «Vieh», speziell zu altiranisch *pasumān*, jungavestisch *fšumā* «Herdenbesitzer» zu stellen und direkt auf neupersisch *šubān* «Hirt» zurückzuführen ist. Das einzige türkische Wort also, welches an slavisch *župan* anklingt, ist nichts weniger als turkotatarisch: während es auf persischem Boden, wo Ackerbau und Viehzucht gleichermaßen gedieh, sachlich und ebenso etymologisch wohl begriffen wird, ist es vor allem kein alltürkisches Wort, und auch das von Vámbéry (siehe bei Peisker S. 290 A.) angeführte, aber eigentlich mit einem Sternchen zu versehen *kajban* (wobei Zusammenhang mit alltürk. *koj* «Schaf» vermutet wird) ist nichts als eine hypothetische Projektion ins Alttürkische, die jedoch von keinem Wörterbuch verzeichnet wird. Es ist somit ganz unwahrscheinlich, daß überhaupt aus dem allgemein türkischen Wortschatze ein das slavische *župan* bedingendes Grundwort zu den Slaven übergegangen wäre; daß aber auch jenes persische Lehn- oder gar Originalwort nicht die gesuchte Quelle von *župan* gewesen ist, geht aus zwei Umständen deutlich hervor: einerseits ist die türkische Bedeutungsentwicklung des Wortes *čoban* der des slavischen *županъ* gerade entgegengesetzt, nämlich von «Hirt, Beschützer» sogar zu «bäurischer Mensch, Tölpel» herabgesunken, andererseits finden sich in der orientalischen Transskription der arabisch-persischen Reiseschriftsteller die beiden Wörter, das slavische *župan* und das heimische, den Autoren geläufige *čoban*, genau differenziert, nämlich ersteres als سونج = *subandž*, letzteres als جوان = *čoban* geschrieben (vergleiche A magyar tanulmányok 1910, 1911).

S. 178 f.); und diese, der neugriechischen Unterscheidung des slav. *županъ* als *ξουπάνος* «praefectus provinciae vel civitatis» von *τοσπάνης, τοσπάνης, τοσπάνος* «Hirt» = türkisch *čoban* ganz parallele sprachliche Distinktion erweist zur Genüge, daß auch von einer begrifflichen Identität der beiden Wörter keine Rede sein kann, daß also dem slavischen *županъ* vor allem andern der Grundbegriff «Hirt, compastor» abzusprechen ist. — Dies alles hat uns in sachlicher Beziehung erst wenige Schritte weiter gefördert; doch soviel ist klar geworden, daß Peisker in diesem Worte vergeblich einen Anhalt für seine urzeitliche Grundthese gesucht hat.

b) Desgleichen ist *Smerdi*, der Name der aruss. und polab. (daleminzischen) Bauernschicht, also einer der in etymologischer Hinsicht so heiklen Eigennamen, ein für Peiskers Zwecke nichtssagender Zeuge. Treten wir nämlich an urslav. *smrđi* «plebei» mit gebührender Vorsicht heran, so können wir Ortsnamen wie č. *Smrđov, Smrdákov, Smrdáky* (alle ohne Schwefelquellen) nicht übersehen, obgleich letztere nichts weniger als klar sind; verbleiben wir aber bei dem naheliegenden Zusammenhang mit *smrđěti* «stinken», so leuchtet ein, daß ein derart primäres Wort in keinem Fall von den «rasch slavisierten» Türkenherren erst geprägt werden konnte (S. 305), nein, diese hätten nur einen fertigen, altertümlichen Ausdruck, höchstwahrscheinlich einen Spitznamen der schwer arbeitenden Ackerbauer, aus dem Munde der Ursclaven aufnehmen können. Die von Peisker angenommene Zweischichtung (Viehzüchter und Ackerbauer) wäre also, wenn anders sie überhaupt in der Urzeit bestanden hat, älter als die vermeintliche turkotatarische Knechtung.

c) Mißglückt ist ferner Peiskers Berufung auf den Bedeutungswandel von *Slavus* zu *Sclavus*, welch letzteres, ein erst spät nachchristliches Wort, zuerst nur einen Teil der Südslaven in byzantinischem Mund bezeichnete und seine Verböserung zu «Sklave» erst im lateinisch-italienischen Milieu, im 8. oder 9. Jahrhundert, höchstwahrscheinlich als Erinnerung an die avarische Knechtschaft und den damit verbundenen Sklavenhandel — auf uns im Detail unbekanntem Wege — erfahren hat. Einen retronoeitischen Wert für die Urzeit hat das Wort natürlich nicht.

d) Bei *Němьць* halte ich aus sprachlichen Gründen an der Zeußschen Herleitung aus *němъ* «fremd» (bei Nestor) fest. Die regelrechte Ableitung aus *Nemetes*, dem Namen einer wgm., ehemals wohl keltischen, später ganz westlich wohnenden Völkerschaft, würde eher altbulg. **Nemešte* mit den entsprechenden Einzelreflexen ergeben. Die umgekehrte Bedeutungsentwicklung wie bei *němъ* findet sich übrigens in got. *þiuda* «Volk», dann **Tjudi* «Germanen (Goten)», endlich altbulg. usw. *štuždъ* «fremd». Daß *Němьць* hier nach keine, wenn auch a priori noch so wahrscheinliche urzeitliche Berührungen mit Westgermanen, gar den «später westlichsten» (S. 285), z. B. den Friesen, erhärten kann, zumal da schon früher *mlěko, skotъ, nuta, plugъ* jede Auskunft darüber verweigert haben, ist selbstverständlich.

e) Durch das spät auftretende allslav. *vitezъ* «heros, miles» (erhalten in polab. **vicazi* = daleminz. *Withasii, Witsezen* «in equis servientes; rustici») will Peisker den Beweis erbringen, daß Wikinger bis nach Meißen gekommen und als Beherrscher der Polaben eine neue Herrschaft, die späteren Withasen, begründet hätten. Auch ich entscheide mich für nordische Herkunft des Wortes, da Šafaříks Erklärung aus gotischen *Vittingui (Vithungi; 3. Jahrhundert n. Chr.)* wegen der zeitlichen Entfernung und der doppelgestaltigen Endung weniger wahrscheinlich, rein slavischer Ursprung an den

Nachweis gebunden ist, daß *-ęzi* nicht fremdes Suffix (wie in *kön-ęzi* u. a.) sei. Doch folgere ich aus der an. Grundlage (*vikingr*) noch nicht das Vordringen der Wikinger auf der Elbe bis ins Meißener Land; das Wort wurde von den baltischen Slaven (Adam Bremensis bezeugt es als *withingi* mit durch *-t-* substituiertem palatalen *-k-* im 11. Jahrhundert) und ferner von den Balten übernommen, bei denen es vom 13. Jahrhundert an «die vornehmsten eingeborenen Edlen des Samlandes, die Freien und Dienstleute des Deutschen Ordens in Preußen» (Miklosich, *Fremdw. i. d. slav. Spr.*, S. 136) bezeichnet. Es wurde also im Norden aufgenommen und ist bereits dort zum Appellativum «*eques*» gestempelt und als solches zu den übrigen Slaven noch während der sprachlich-kulturellen Einheitsperiode (8.—10. Jahrhundert) verbreitet worden. Auf diese Weise brauchen die daleminzischen **vičazi* weder irgend welche nordischen und auch nicht notwendig die deutschen, historisch bezeugten Eroberer ihres Landes gewesen sein, sondern sehr wohl berittene einheimische Krieger, nach Peisker selbst eine Art «*milites agrarii*». Mit den Supanen und Zmurden (S. 320f.) würden eben die Withasii den Grundstock der echt slavischen Bevölkerung in Meißen ausgemacht haben. Die oben berührte baltische Parallele ermöglicht uns, hier ihr Gegenbild zu suchen.

7. Schlußergebnis: Die von Peisker zu Zeugen aufgerufenen sprachlichen «Tatsachen» vermögen seine Hauptthese nichts weniger als zu stützen; die von einem hervorragenden Sozialhistoriker diesmal geübte Überschätzung und gläubige Verwendung selbst des unsichersten linguistischen Materials wird in der Folge vermieden, die Aufhellung der slavischen Urzeit mit anderen Mitteln und (was die Hauptsache bleibt) mit anderer Methode in Angriff genommen werden müssen. Auch Peiskers ziemlich eigenmächtige Quellenerklärung und die Heranziehung von nicht immer gleicherweise bedingten geschichtlichen und soziologischen Analogien konnten seine These von der uralzeitlichen Doppelknechtschaft der Slaven nicht vor dem Fall erretten, der natürlich den Zusammenbruch so mancher weiteren Konsequenz (z. B. der Annahme slavischer Provenienz bei den *servi* des Tacitus u. dgl.) nach sich ziehen mußte. Es hat eben den goldenen Schlüssel zur slavischen Vorzeit selbst Peiskers Fleiß und Begabung noch nicht gehoben, ihn soll die Zukunft erst schmieden oder durch einen glücklichen Fund entdecken.

Etymologien.

Slov. *suženj* «Sklave», *muka* «Marter».

Im Slovenischen heißt der Sklave *suženj*, *sužen* (diese Form schon bei Dalmatin), *sužnik*. Das Wort mit seinen Ableitungen ist seit dem 16. Jahrhundert in verschiedenen Quellen und aus verschiedenen Gebieten belegt (s. Pleteršnik, *Slovari*) und gehört zu der von Miklosich EWb. unter *-en-* zusammengestellten Sippe: *užati* binden, *užiti*, *užiti*, *užiti*, *sužen* Band usw. Ein ganz entsprechendes aksl. *sužen* captivus stammt nur aus serbischen Quellen (Miklosich, *Lex.*:

dazu Daničić, *Rječnik i. k. jezika slav. srpskih*: *sužen*, captivus. — Sonst fehlt der Gefangene in aksl. Quellen *sužen* mit *sužen*, ein Beweis, daß Doppelnamen, wie *sužen* und *sužen*, sehr alt sind, d. h. daß es keinem Zweifel unterliegt, daß von *sužen* *sužen* auszugehen ist, was namentlich aksl. *sužen*², *užen*, *užen*, klutuss. *užen* *užen*. — Der Auslaut und seine Weiterentwicklung kommt hier nicht in Betracht. Für uns ist wichtig der Umstand, daß wir im Slavischen *sužen* nicht *sužen* *sužen* erwarten können, da es

¹ Vaidl (A. S. 6. 1. 100).

² Miklosich, *Lex.* 6. 1. 100.

voza Band, Kerker, speziell der des Kriegsgefangenen¹, *voznik* Gefangener wirklich vorkommt.

Aus einem Dialekt kann dieses *u* nicht stammen. Im Görzischen wird allerdings *q* regelmäßig durch *u* vertreten², teilweise auch im Resianischen in Italien, doch in die Schriftsprache ist das Wort in Krain, speziell in Unterkrain (Dalmatin) geraten und ebenso weisen die älteren und jüngeren Belege auf Steiermark hin. Bei Truber, dem Begründer der slovenischen Schriftsprache, finden wir neben regelmäßigem *o* (auch *voza*³) zwar *suseb*, *zuper*⁴, doch erblicke ich in diesem *u* nur eine unbeholfene Wiedergabe eines dumpfen Lautes, während wir es in *suženj* mit einem deutlichen und alten *u* zu tun haben, das in Unterkrain, der Heimat der slovenischen Schriftsprache, zu *ü* geworden ist.⁵ Dementsprechend ist auch an einen allmählichen Übergang zum serbo-kroatischen *u* oder an eine Entlehnung des Wortes aus dem Provinzialkroatischen nicht zu denken, denn in letzterem Dialekt verdrängt ja *u* erst allmählich *o*.

Eine Entlehnung aus weiteren serbo-kroatischen Gebieten ist auf den ersten Blick wenig wahrscheinlich, doch eine sachliche Betrachtung löst sofort alle Schwierigkeiten. Alle älteren serbo-kroatischen Wörterbücher führen nebst der Bedeutung Sklave auch Gefangener, Kriegsgefangener an (vergl. Jambrešić *captivus*, sodann *vuznik prodan v boju* s. v. *mancipium*, Habdelić und Belosteneč s. v. *suženj*), die neueren Vuk Karadžić und Broz-Iveković kennen nur die letztere Bedeutung von *sužanj*, die offenbar die ursprüngliche ist, und bringen die volkstümlichen Belege aus den nordwestlichen Gebieten. Eben dahin werden wir namentlich durch zahlreiche epische Volkslieder der bosnischen Mohammedaner⁶ geführt, wo die in den Grenzkämpfen gefangenen Christen oder Mohammedaner *sužnji*

(häufig acc. *sužnja nevoljnika*, *sužnje nevoljnike*) genannt werden. Die Slovenen waren ein Volk ohne staatliche Vergangenheit und hatten daher keine Gelegenheit, Kriegsgefangene zu machen und sie als Sklaven zu halten; dagegen wurden sie in den Türkenkriegen seit 1396 durch Jahrhunderte nur allzuoft gefangen genommen oder einfach aus der Heimat davongeschleppt, meist von den slavischen «Türken» in Kroatien und Bosnien, von denen sie als Sklaven gehalten oder verkauft wurden. Von dieser gegenseitigen unfreundlichen Bekanntschaft liefern den besten Beweis die Volkslieder der bosnischen Mohammedaner, in denen alle Christen ohne Unterschied des Landes, des Glaubens und der Nationalität häufig «Krainer» (*kranjci*, *kranjad*, *kranjadija*) heißen, was der wichtigen Rolle, die Krain tatsächlich in den Türkenkriegen spielte, entspricht. Durch diese serbo-kroatischen «Türken» kam begreiflicherweise *suženj* zu den Slovenen.

Ebenso befremdend sind im Slovenischen *muka* Marter, *mučenik* Märtyrer, *mučiti* martern, während gerade aus den nordöstlichen Gebieten *moka* aus Ungarn und Steiermark an der kroatischen Grenze, *močiti* aus Ungarn belegt wird; *moka* steht schon in Dalmatins Bibel (1584), aber nur im «Register» der dialektischen Worte als provinzialkroatisch für «krainisches» *martra*, welches deutsche Wort überhaupt bis auf den heutigen Tag im Volke stark verbreitet ist. Da alle Formen mit *u* erst aus dem 19. Jahrhundert (zuerst *müčeneč* bei Ravnikar) belegt sind, so ist dieses kirchliche Wort wahrscheinlich erst um diese Zeit aus serbo-kroatischen Büchern entlehnt worden; falls jedoch die Entlehnung älter und auch volkstümlich sein sollte, so wäre sie durch die zahlreichen kroatischen, selbst aus Dalmatien stammenden Geistlichen zu erklären, die im 16. und 17. Jahrhundert nicht bloß südlich der Drau (Patriarchat Aquileja), sondern auch zwischen der Mur und Drau (Salzburg) wirkten.²

Ein drittes derartiges Wort *mja* Not, Bedrängnis hat bereits K. Štrekelj³ als Kontamination aus *noja* (aksl. *nožda*) und dem fremden *mja* (d. Mühe) nachgewiesen.

¹ L. Marjanović o. c. III, S. XL.

² Vergl. Fr. Kovačič, Trubarjev Zbornik, S. 97; Kopitar, Grammatik, S. 405 (Zeugnis Trubers).

³ Zur slavischen Lehnwörterkunde, Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. L, S. 40.

¹ Vergl. K. Štrekelj, Slovenske narodne pesni I, 29, 31.

² Miklosich, Vgl. Gr. I², 317.

³ Fr. Levec, Die Sprache in Trubers Matthäus, Laibach (Gymnasial-Programm 1878), 42.

⁴ Miklosich o. c. 318.

⁵ Fr. Levec o. c. 5.

⁶ S. Hrvatske narodne pjesme, Bd. III und IV, hg. von L. Marjanović, Agram 1898, 1899. Vergl. z. B. III, S. 50, 51, 52, 146, 165 u. o., 186, 192, 212, 296 usw.

Durch diese Erklärungen werden alle Ausnahmen von einem slovenischen Lautgesetz beseitigt. Der Fall bietet also ein prinzipielles Interesse, obgleich ihm keine übertriebene Bedeutung zugeschrieben werden soll.

Graz.

M. Mariko.

Tenuare im Rumänischen.

Wenn man als Lexikograph über ein ziemlich reichhaltiges Zettelmaterial verfügt, kommt man oft vor eine etymologisch noch unaufgeklärte Wortsippe zu stehen, welche zwei oder mehrere Bedeutungen aufweist, die sich eine aus der anderen ohne Zwang nicht herleiten lassen. In solchen Fällen stehen dem Autor eines Wörterbuches zwei Wege offen: entweder hört man den Rat der Vorsicht und, selbst auf die Gefahr hin, Zusammenhängendes gewaltsam zu trennen, verzeichnet das Wort an zwei verschiedenen Stellen, als ob es sich um Homonymen handelte — ein Verfahren, welches, man möchte sagen, leider so oft von den Verfassern des französischen *Dictionnaire général* befolgt wurde, — oder, da keine noch so verschiedenartige Begriffe existieren, die sich nicht in irgendeinen Zusammenhang bringen ließen, man sucht ein Bindeglied und stellt das Wort als Ganzes dar, mit dem Risiko, Unzusammengehöriges künstlich aneinander zu leimen. Beide Wege haben ihre Vor- und Nachteile, und es ist lediglich Sache der Auffassung eines jeden einzelnen Forschers, welche Art er befolgen wird.

Vor einen solchen Fall wurde ich neulich gestellt, als ich für das Wörterbuch der rumänischen Akademie die Wortgruppe *înțînă*, mit dem als Adjektiv gebrauchten Partizip *înținat*, mit einem anderen Präfix *aținat*, auszuarbeiten hatte. Die Wortsippe weist zum mindesten zwei ganz verschiedene Bedeutungen auf:

1. von Sachen: angelehnt, lose angefügt, ohne feste Grundlage;
2. von Menschen: bockbeinig, störrisch, unwirsch, stolz, zurückweisend, drohend.

Es ist vielleicht keine unnütze Arbeit, den Lesern dieser Zeitschrift zu zeigen — da es sich herausstellen wird, daß die Lösung des Rätsels von der Kenntnis der «Sache» selbst abhängt —, wie sich für mich allmählich der Pfad zum Lichte ergab.

Zunächst mußte das Material gesichtet werden,

denn das, was die bisherigen Wörterbücher liefern, ist keinesfalls geeignet, Klarheit zu verschaffen.¹ Bei dieser Gelegenheit konnte ich nicht nur in Hinblick auf die Bedeutung die zwei obenangeführten Gruppen feststellen, sondern es stellte sich auch die Tatsache heraus, daß die Wortgruppe territorial begrenzt ist: sie erscheint in der Moldau und in den daran angrenzenden Gegenden der Bukowina und in Siebenbürgen. Nun mußte ich nach dem Ursprung suchen, da die Kenntnis der Etymologie in der überwiegenden Zahl der Fälle den Ausgangspunkt jeder semasiologischen Erklärung liefert. Was bisher vorgeschlagen wurde, war sicherlich verfehlt² und eine Umschau, die zunächst sich auf die Bedeutung bauen mußte, im Lateinischen, Romanischen und in den Nachbarsprachen blieb ebenfalls erfolglos. Da das Wort aber allem Anscheine nach lateinisch ist — schon die *-are*-Konjugation weist darauf —, so wählte ich noch den letzten Weg, den der Rekonstruktion. Wenn man vorderhand von der Bedeutung absieht und ein lateinisches Wort rekonstruiert, welches dem rumänischen *-în*, *-are* in der Form entsprechen soll, so gelangt man zu *tēn(u)o*, *-are*. Dieses be-

¹ Die erste Erwähnung des Wortes findet sich bei Anonymus Caransebesiensis XVII. Jahrhundert, wo jedoch die angeführten Formen *enîn*, *eninat* anzusetzt bleiben. Im Budaer Lexikon (1825) wird *înfin*, *-are* durch «aliquid leviter adfigo» erklärt. Dann fehlt das Wort bei Polizu, Pontbriant, Costinescu, Cihae und in den älteren Auflagen auch bei Barcianu, wo erst später *înfinat* angeführt und, dergleichen wie bei Şăineanu, durch «locker» und «dummstolz» übersetzt wird, außerdem beim ersteren auch ein *aținat* «hängend» erscheint. Dies wird auch bei Hasdeu angeführt und in einem Volksbuch aus Siebenbürgen belegt; es fehlt aber bei Tăstănuț und Tăstănuț, welche letzterer *înfinat* durch «qui tient à peine» und überflüssigerweise noch durch «chancelant, tremblant, vacillant» übersetzt.

² Von *tēnere*, mit Konjugationswechsel (Budaer Lexikon), geht es selbstverständlich nicht an. Aber auch was Hasdeu in seinem *Etymologisches Wörterbuch* vorgeschlagen hat, ist zu verwerfen. Er geht von der Bedeutung «hängen» aus und meint, daß wir es mit einer Ableitung von *tēnere*, *tēnere* zu tun haben. Aber selbst wenn man für dieses Wort die Bedeutung «Bändchen» statt «Fäden» und «Hänge» annimmt, so ist eine Bildung **attēnare* morphologisch unmöglich, da sie doch nur *tēnere* voraussetzen würde.

deutet etwas *tenais*, d. h. dünn oder schwach machen», im eigentlichen und im bildlichen Sinne. Aus der Natur der Sache selbst folgt, daß der Ausdruck vorzüglich in den Fällen gebraucht wurde, wo von einer umwandelnden Handlung die Rede war: einen dicken, kräftigen Gegenstand verdünnen oder schwächen. Es mußte also untersucht werden, ob der Sinn des rumänischen Wortes sich irgendwie mit demjenigen des lateinischen in Zusammenhang bringen ließ.

Nun fiel mir gleich eine ganz spezielle Bedeutung des rumänischen *înfină* auf, die ich oben noch nicht angeführt habe. Wenn man einen Baum (oder einen Ast) nur soweit absägt oder abhaut, daß er noch nicht umstürzt, sondern gerade noch an dem Stamm sich hält, so wird dies im Rumänischen durch *a înfină un copac, un copac înfinat* wiedergegeben. Dies würde nun zu der Etymologie passen und zugleich als Bindeglied von der Bedeutung 1 zu 2 dienen können.

Nimmt man an, daß das Wort *înfină* ursprünglich die allgemeine Bedeutung «dünn oder schwach machen» hatte, so steht zunächst nichts im Wege zu vermuten, daß sie auch auf den besonderen Fall angewendet werden konnte, wo ein Baum durch Absägen oder Abhauen zugleich an der betreffenden Stelle dünn und überhaupt hinfällig gemacht wurde. Das Bild eines derartigen Baumes konnte nun nach zwei Richtungen hin für die Sinnesentwicklung des Wortes wirksam werden:

1. Zugrunde lag das konkrete Bild, und *înfinat* (*ařinat*) wurde mit demselben Rechte beispielsweise für eine aus den Angeln herausgehobene Tür, die dann nur angelehnt wird¹, gebraucht, ferner für einen Steinblock, welchen der angeschwollene Bergfluß untergraben hat, so daß er sich nur noch schwach auf seinem Platze hält und in jedem Augenblick wankend gemacht werden kann², weiter für ein schwach zusammen-

¹ Baga de seama ca uşa e numai *înfinată* şi are se cada pe tine! (gehört in der Bukowina) «gib acht, denn die Tür ist nur angelehnt, und sie wird auf dich fallen!»

² Cum curgeau pârăile grozav . . . urnim o stâncă din locul ei, care eră numai *înfinată*; şi unde nu pomeşte stâncă la vale . . . Creanga, *Amintiri*, 28 = «Während die Bäche wütend flossen . . ., bewegten wir einen Felsen, welcher untergraben war, von seiner Stelle; da rollte der Stein bergab . . .».

gestelltes Flechtwerk, welches über eine Grube gelegt wird, mit der Absicht, dadurch einem Tier eine Falle zu bereiten¹, dann auch für eine Brücke, die ebenfalls so gebaut wurde, daß sie nur locker auf den Pfeilern ruht, damit der ahnungslose Feind bei ihrer Benützung ins Wasser stürze², endlich für Kinderspielzeuge, die nur schwach gebaut sind, oder, im figürlichen Sinne, für die unfreiwillig geleistete Arbeit der Diener, welche gerade nur den Schein wahren wollen, daß sie den Befehlen nachkommen, ohne daß es ihnen daran läge, eine gründliche Arbeit zu verrichten.³

2. Das Bild des durchgesägten Baumes wird in mehr abstrakter Weise auf den Menschen übertragen, und es wird zunächst die «drohende» Haltung beider hervorgehoben, indem durch *înfinat* ein Mensch bezeichnet wird, der jeden Augenblick bereit ist, sich auf einen loszustürzen.⁴

¹ Umple groapa cu jaratec . . ., după asta aşază o leasă de nuiele numai *înfinată* şi nişte frunzari peste dinsa; peste frunzari toarnă ţernă şi peste ţernă aşterne o rogojină. Creanga, *Poveşti*, 29 = Sie füllt die Grube mit glühender Kohle . . ., gibt darauf ein aus jungen Zweigen lose hergestelltes Geflecht und, über diese, Reisig; darüber schüttet sie Erde und breitet darauf eine Matte aus.

² Gătară pod viclean, *înfinat* slab, pre apa Râmului. Dosofteiu, *Viaţa sfinţilor*, 17 verso = «sie bereiteten eine Brücke in hinterlistiger Absicht, welche sie nur lose und schwach über den Fluß Rom bauten».

³ Dar ştiţi D-voastră, cum e lucrul ce-l faci silit şi fără voie: numai *ařinat*, ca jucariile copiilor şi ca lucrul ce ţi-l fac slugile. Mera, *Din lumea basmelor*, 259 = «aber Ihr wißt doch alle, wie eine Arbeit, die man mit Widerwillen und auf Befehl macht, aussieht: sie ist nichts weniger als gründlich, nach Art der Kinderspielzeuge oder wie die Arbeit, die von den Dienern verrichtet wird».

⁴ In einem Volkslied aus der Moldau (*Şezătoarea*, II, 138) lesen wir: . . . Strig la puşa, nu m'audi. — Ba tî-aud, puiuli, bghini, Dă nu pocîu vini la tîni, Cî-î duşmanu lîngî mini. Şî duşmanu-î mort dî hat, şedi cu puşa'ncărcat', Cu pchistoali di-a pchicîoari, *Înfinat* sî mă omoari = «. . . Ich rufe die Geliebte, aber sie hört mich nicht. — Doch, ich höre Dich wohl, Geliebter, ich kann indessen nicht zu Dir kommen, denn der Feind (= mein Mann) sitzt neben mir, und der Feind ist betrunken, ist mit geladenem Gewehre, mit Pistolen an seinen Füßen, in jedem Augenblicke bereit, mich zu töten.» Der Herausgeber hat sich verpflichtet gefühlt, das Wort *înfinat* zu er-

Wenn dies nicht als eine gelegentliche Haltung des Menschen, sondern als eine ihn charakterisierende Eigenschaft gedacht ist, gelangen wir zu den Bedeutungen «leicht in Aufwallung geratend, streitsüchtig, störrisch, unwirsch, bockbeinig, eigensinnig und stolz».¹

Die hier angenommenen Bedeutungsentwicklungen sind wohl möglich; damit sie aber wahrscheinlich erscheinen, müßte gezeigt werden, daß im Leben der Rumänen, speziell in dem oben als begrenzt gezeigten Gebiete, die Bäume, die man *infinati* nennt, tatsächlich eine so bedeutende Rolle gespielt haben, daß erstens der weite Sinn des lat. *tenere* sich auf einen ganz spezifischen Fall einschränken und daß dann diese Bäume als geeignetes Mittel zu einer bildlichen Ausdrucksweise gebraucht werden konnten.

Während die walachischen Geschichtschreiber nichts Ähnliches überliefern, wissen uns die moldauischen Chronisten über eine ganz besondere Art der Kriegsführung ihrer Vorfahren in alter Zeit zu berichten. Sie bestand darin, daß der Feind in den über fast das ganze Land ausgebreiteten Urwäldern abgewartet, oder geradezu in sie hineingelockt wurde, nachdem vorerst die Bäume *infinati* wurden. Der ahnungslose Feind kam in den Wald hinein. — und auf einmal

klären, und er tat es in folgender, nicht besonders geschickter Weise: Gata, pregătit, puțin trebuie iritat, ca să saie ars (*ibid.*) = «fertig, bereit, es ist nur ein geringer Anlaß notwendig, damit er aufbrausend emporspringe».

¹ In der Bukowina in diesen Bedeutungen oft zu hören. Aus der Literatur führe ich an, ohne zu übersetzen: Deacii cunoscând Aron Vodă că nu va fi bine până în sfârșit, și țeara s-arșea, pribecii sloi *infinati*, au socotit . . . Gr. Ureche, *Letopisețul*, I, 209. Doamna, incapăținată și *infundată* cum era, lăsa Vasă-l asculte. Marian, *Tradiții*, 67. Dacă mirele voește ca . . . să nu i se întâmple nimica, plătește . . . fără . . . împotrivire . . . Dacă însă mirele e un om *infinit* și răpănos, dacă se pune de pricepe și nu voește de fel să plătească . . . Marian, *Nunta*, 603. Mama, pentru că se ținea Sămbăta de *infinit*, știu ea nu-i de împărat! Coșbue, *Sămănătorul*, vol. II, 28. De la stănt Vasu a treia dimineața, și pe la ora Solomie nora . . . Sotica pășea nădră și *infinit*, sonerăsa o ținea de după cap. A. R. Bătescu, *Noua revistă română*, I, Sept. II, pag. 20. Măciacă *infinit* (= aspru). Păunțel, *Jurnal*, II (Glossar).

krachte es rings um ihn herum, auf ihn fielen uralte Stämme herab, die zugleich den Weg nach rückwärts und nach vorne versperrten, und auf den dem Tode Geweihten flogen nun die wohlgezielten Pfeile der bis dahin gut versteckten «arcași». Die erste Schlacht, die überhaupt von der ältesten rumänisch geschriebenen Chronik überliefert wird, war eine derartige. Nur wenige Jahre nach der Gründung des selbständigen moldauischen Fürstentums, in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, entstand zwischen den Brüdern PETRU und ȘTEFAN ein Kampf um den Thron: «Da Kasimir, der Polenkönig, das Land erobern und Ștefan einen Dienst erweisen wollte, gab er ihm ein Heer, mit dem dieser am ersten Juli ins Land einbrach. Und anfangs war das Glück auf ihrer Seite; später aber wurden sie von den Unsrigen überlistet und in den Urwald hineingelockt. Da die Bäume längst des Weges *infinati* waren, stürzten sie diese auf den Feind, und diejenigen, die nicht daran zugrunde gingen, wurden lebend gefangen.»¹ Etwa um ein Jahrhundert später (1497) gebrauchte der Fürst Ștefan der Große gegen die Reiter des Polen Albrecht dieselbe Kriegslist, die ihm den berühmten Sieg im Kosminerwalde sicherte: Ștefan, welcher erfahren hatte, daß Albrecht durch den Kosminerwald ziehen wird, «hat Leute vorausgeschickt, daß sie den Wald *infineze*, damit er ihn auf das Heer herabstürzen könne, wenn die Polen in den Wald eingetreten sein werden. Er selbst verfolgte sie mit dem ganzen Heere und mit zweitausend Türken. Und am vierten Tag holte er sie ein, im Augenblicke, wo die Polen in den Wald eingetreten waren, Donnerstag, am 20. Oktober, und mit Gottes Hilfe . . . schlug er von allen Seiten auf sie los und, da er die *copacii infinati* auf sie herabstürzte, wurden viele polnische Soldaten getötet, einige durch die [rumänischen] Soldaten, andere durch die sie wie in einem Netze umzingelnden Bauern, und wieder andere durch die *copacii infinati*.»² Bald, mit dem Aufkommen der Feuerwaffen, wurde diese, jedenfalls sehr alte

¹ Gr. Ureche, *Letopisețul*, III, 340 (rumänisch).
² Ștefan Ștefan, *Epistolarul lui Ștefan cel Mare*, Editura Tipografică „Argintariu”, Iași, 1928, pag. 115.

wird sie nach dem XVI. Jahrhundert nicht mehr angewendet. Sie muß jedenfalls sehr alt sein und sie entspricht den Terrainverhältnissen dieser von Urwäldern bedeckten Gegenden. Leider fehlen uns alle Mittel, diese Kriegslist geschichtlich für alte Zeiten zu belegen; doch berichtet die im Voike lebende Tradition bis auf den heutigen Tag darüber.¹ Wahrscheinlich wurde sie aber gerade zur Zeit der Völkerwanderung praktiziert: die Wälder mußten den Einwohnern der Karpathenländer nicht nur die natürliche Zuflucht vor den plündernden Scharen liefern, sondern sie verwandelten sich, wenn sich der Feind in diese hineinwagte, zum Verbündeten des rumänischen Volkes.

Ist die Annahme richtig, daß die mittelst *copaci înfinati* durchgeführte Verteidigungsart der alten Rumänen auf die Bedeutungsentwicklung des Wortes maßgebend war, so erscheint es nur natürlich, daß das Bild des «drohenden» Baumes auf den Menschen übertragen werden konnte. Fast alle Beispiele, die oben angeführt wurden, auch wenn sich das Wort auf Sachen bezog, enthalten diesen Nebenbegriff der «Drohung» und der «gegen einen Feind gebrauchten Hinterlist». Es ist nun auch nicht mehr schwer zu begreifen, daß das Wort *înfinà*, welches in seiner allgemeinen Bedeutung mit dem alten *subfià* (< *subtiliare*) «dünn machen, verdünnen» und mit dem neueren *slàbi* (aus dem Slavischen) «schwächen» zusammentraf, mehr oder weniger überflüssig wurde, und sich nur in einem speziellen Sinn, für den der oftmalige Gebrauch einen Ausdruck erheischte, erhielt.

Sertil Puşcariu.

Filis. batschlauna «pigna».

Questa voce di Filisur è stata ultimamente citata dal Guarnerio, Appunti bregagliotti num. 90. Jo non potrei non mandarla insieme a *bişulàna* pannocchia, una voce che ho udita a Sorico (Lago di Como) e che ancora non conoscevo quando

¹ Marian, *Tradiţii*, 24: Über den Tatareneinbruch erzählt das Volk, daß die Siebenbürger und Marmarischeo Rumänen «als sie erfuhren . . ., daß eine Tatarenhorde über sie kommt, sich versammelten und einen Teil des Waldes auf den Bergen Opcioara und *Tătarca*, wo sie vermuteten, daß die Tataren vorbeiziehen werden, abzuhauen begannen, jedoch hauten sie den Wald nicht gänzlich ab, *ci numai o infuară*».

ebbi a parlare (Dialecto di Poschiav. 605 n) di *batschlauna*. Ambedue le forme sono poi, salvo il genere, gli esatti equivalenti di bresc. *boçolà*, mant. *boçolàn*, parm. *bozzilan*, lomb., piem. *biçulàn*¹, buccellato, ciambella, dei quali v. Mussafia, Beitrag 40. Se questa voce poi sia un diretto derivato da BUCCELLA (Post. s. «buccella»: engad. *bütschella*, e, con suffisso sostituito com. *biscioeula*, ecc.), o rappresenti, con altra uscita, il pure lat. BUCCELLATU (Post., s. v.; engad. *bü-bütschaló*, ven. *bozzolao*, passato nel Voc., sic. *guciddatu*, cal. *muccellato*², ecc.), è cosa ch'io non so decidere, e che del resto qui poco importa.

Per il *p-* di certe forme cisalpine e transalpine, venute al valore di «pigna» (Guarnerio ib., Poschiav. ib.), io già invocava l'enigmatico engad. *puscha pigna*.³ Ma non parmi superfluo di ricordare che nel mezzogiorno occorron per «buccellato» delle forme come l'agnon. *piccileâte*, l'irp. *picciliatieddu*, alle quali tien bordone il lomb.-sic. *puzzuddat*, ecc.⁴ (Note lomb.-sic., num. 45 n.) Il *p-* potrebbe avere la stessa ragione, a me per ora ignota, a sud e a nord.⁵

¹ Il *ç* lombardo-piemontese non può però essere il normale rappresentante di *cc*, per cui in Lombardia vorremmo *z* (*s*) o *š*, nel Piemonte *ç*. Non insistere nella possibilità d' un *BUCC(V)LA, e sulla ulteriore possibilità che *-cl-* avesse un diverso trattamento di *-cl-*. Meglio sovviene che e in Lombardia e nel Piemonte *bicilàn* significa anche «baggio, sciocco», e che in tal ufficio ha per sinonimo *çòta* (lomb. anche *çulàn*), di cui v. Arch. glott. XVI, 237.

² M'immagino che a *muccellatu* si venga attraverso *'mm- 'mb-*, secondo quanto s'espone in Appunti merid. (St. rom. VI), num. 47.

³ L'incertezza circa alla natura sorda o sonora del *sch* ci toglie di ragionare intorno a questa forma. Se si tratta di *z*, si potrebbe pensare a una estrazione da un qualche derivato di *PICE*. Ma anche potrebbe essere l'estratto di un **pužella*; dove è da ricordare BUCCELLA all. a BUCCELLA (cfr. l'it. *bocell-* accanto a *boccell-*).

⁴ Nell'Abruzzo, v'ha *pezzèlle* cialda, ciambella, per cui potremmo invocare BUCCELLA, quando non insorgessero difficoltà dal *zz* (cfr. invece cal., nap. *azzettare* accettare, ecc.; voci in fondo letterarie).

⁵ Naturalmente per il nord, dati i significati, vi sarebbe una spiegazione non valida per il sud: la intrusione di *pěša*, ecc., pino: il campodolc. *piš-olèna* parrebbe addirittura un **piceolana*; ma il breg. *pašlana*, non potrebbe esserlo in causa del *š*

Quanto ai significati di *batschlauna*, ecc., si sappia che il «buccellato», se è una ciambella, può anche designare dei dolci di forma allungata o baculare, così un «biscottino», ecc., e dei «biscottini» sono appunto i famosi *biciolán* di Vercelli.¹ Da ciò si capisce che ne sia venuto il significato milanese di «fuseragnolo», e anche quello gergale di «dito indice», a tacere di quello di «pene», a cui ci preparava del resto una delle precedenti note. Ma un confetto di forma rotonda e oblunga ben poteva prestare il suo nome e alla «pigna» e alla «pannocchia».

Sopras. guotta «chiodo».

Non si può veramente dire che soddisfi molto la dichiarazione che di questa voce tentava l'Ascoli (Arch. glott. it. VII, 531). La parola doveva venire accolta non nella 1^a, ma nella 3^a sezione delle Annotazioni lessicali, quella che considera la rude materia tedesca. Poichè in *guotta* non potremo ravvisare altra cosa che un derivato da *gova* spillone (engad. *agúa*) che si radduce al ted. *Gufe*, e per cui son da vedere Brandstetter, Das schweizerdeutsche Lehngut im Romontschen, 46, e Walberg, Fonetica di Celerina, § 53. Si rivede la base di quà dall'Alpi, come si apprende dal Guernerio, Appunti bregagliotti, num. 76.

Vic., veron. *péndola* «bietta, zeppa, cuneo dell'accia».

La voce compare a Venezia e Belluno sotto la specie di *pènota*, e nel Friuli sotto quelle di *pèndole* e *pègnole*: il *n̄* della qual forma tanto meno ci disturberà, in quanto il Friuli abbia anche *pignaròle* (allato a *penaròle*) astuccio per le penne. Sarà da vedervi un derivato mediante *i*. Quanto alla forma vicentino-veronese, essa va con *pènota*, con questa differenza che qui abbiamo *nn* scempiato, mentre là è stato distratto in *nd* come in altri sdruccioli degli stessi dialetti: a. ver. *cíndamo* cinnamomo (CINNAMUM; che andra forse col *sch* dell'engad. *puscha*. Sempre che *el* non dia *sl*, come altrove in Lombardia *cí+cons*. da § (Zschr. f. r. Phil. XXII, 480 n, Poschiav. 509, dove è allegato *Ti, ñif*).

¹ Del resto anche la «ciambella» può designare un confetto di forma oblunga. Qui in Milano almeno, vedo nelle bacheche dei confettieri dei piccoli biscottini indicati come «ciambelline di Bologna».

v. Postille al Vocab. lat.-rom. s. v.), ver. *cándero* canape CANNABIS, che ho dal Dizionario botanico veronese di Lorenzo Monti. — Quanto alla etimologia (PINNA O PENNA), v. D'Ovidio, Zeitschr. f. rom. Phil. XXVIII, 537.¹

Mailand.

C. Salvioni.

Literatur.

Walter O. Streng. Haus und Hof im Französischen. Mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten. Versuch einer onomasiologischen Studie. Helsingfors 1907. Druckerei der Finnischen Literaturgesellschaft. 168 S. 8°.

Nach Art der Arbeiten von E. Tappolet, 'Die romanischen Verwandtschaftsnamen' und namentlich A. Zauner, 'Die romanischen Namen der Körperteile', gibt der Verfasser, mit Beschränkung auf Frankreich, die Bezeichnungen von 'Haus und Hof'. Das Material hat er namentlich aus Dialektwörterbüchern und natürlich aus dem Atlas Linguistique geschöpft, das, was die älteren Texte in Vulgärsprache oder in Latein geben, aber nur beiläufig namentlich nach Godefroy und Du Cange herangezogen. In der Anlage folgt er seinen Vorbildern, teilt also bei jedem Begriffe ein in I. Lateinische Tradition, II. Galloromanische Neuschöpfungen, A. Verschiebung, B. Spezialisierung einer allgemeineren Bedeutung, C. Merkmal, D. Entlehnungen, E. Dunklen Ursprungs. Der Stoff ist mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit gesammelt, die Beurteilung im ganzen und großen eine gute. Der Verfasser kennt die Lautverhältnisse der Mundarten, die er heranzieht, zumeist so weit, daß ihm allzu grobe Mißverständnisse nicht begegnen, wenn auch freilich bei noch etwas größerer Vertrautheit gar manches, was als dunklen Ursprungs bezeichnet wird, sich ohne weiteres aufklärt. So ist schweiz. *esro* 'Dreschente' die Entsprechung des noch zu erwähnenden afrz. *estre*; *affiage* 'Baumschule' gehört zu *affier* 'pfropfen' von **aptificare*, worüber A. Thomas, *Mélanges d'étymologie française* 5, gehandelt hat. wallis. *tula* 'Gartenbeet, kleiner Garten' ist *tabula*. champ.

¹ Circa all'affermazione del D'Ovidio (ib. 536) che non esista (patet) per *cañdoro* (canape) un'accesa. Mi è stato invece di *cañdoro* il *cañdoro* *pina* del Sepher di U. F. ... Si trova a p. ... di una *cañdoro* *pina*.

μά, lat. *tyrosé* 'geschlossener Gemüsegarten' *causum* bzw. eine Ableitung davon, burg. *oyotte* 'Zaun' würde in der Reichssprache *hayette* lauten usw.

Wenig glücklich ist die Art und Weise wie Du Cange benutzt wird. Man sollte, wenn man das in seiner Art ja unvergleichliche Werk heranzieht, stets die Provenienz der Stellen berücksichtigen und danach sie beurteilen, sonst kommt man zu falschen Auffassungen. Das gilt nicht nur von dem Verfasser, das trifft man auch sonst, namentlich bei Nichtromanisten, daher hier einmal darauf hingewiesen werden soll. S. 14 Anm. figurieren zahlreiche als *praedium rusticum* bezeichnete mittellateinische Ausdrücke, von denen die meisten in einer Arbeit, die sich auf Frankreich bezieht, gar nichts zu tun haben, so *worth*, wozu der Verfasser sehr unglücklich *hortus*, prov. *wort* vergleicht. Schlägt man die Stelle nach, so findet man ein Zitat aus den Westminsterannalen: *villa regia, quae lingua Anglorum Beoderichesworth, latine vero Beodrici cortis sive habitatio nominatur*. Oder ein *mageria* einer aus Deutschland stammenden Urkunde ist eine 'Meierei'. Andererseits hat es natürlich gar keinen Sinn, Latinisierungen überlieferter französischer Wörter etwa aus Urkunden des XIII. Jahrhunderts anzuführen, da sie uns ja nichts besagen, was wir nicht schon wüßten. Und endlich darf man bei aller Bewunderung für das Interpretationstalent Du Canges doch nicht vergessen, daß wir seit dem XVIII. Jahrhundert doch einiges zulernt haben und ihn gelegentlich zu verbessern in der Lage sind. So ist das *minagium*, das er als *praedium* übersetzt, vielmehr identisch mit *minagium emporium*, hat also an der Stelle, wo es Strong verzeichnet, nichts zu suchen.

Etwas mehr Kritik wäre überhaupt angebracht gewesen. Im Jahre 1901 hat ein gewisser Durrieux ein 'Dictionnaire étymologique de la langue gasconne' erscheinen lassen. Die Etymologien, die er gibt, sind fürchterlich, so soll *habre* 'grande maison en mauvais état' von einem bei Pape nicht verzeichneten griech. ἀβήρα 'großes Haus' stammen, *bakerat* 'Kuhstall', das natürlich zu *vacca* gehört, von βόσκος 'Ochsenhirt', *jouké* 'Hühnerstall' von ἡσυχία 'Ruhe', *arrume* 'sorte de muraille sèche, clôture grossièrement faite avec des pierres superposées sans aucun ciment' von

ἰσχυρή 'Stärke, Kraft'. Solchen Unsinn soll man doch einfach totsichweigen oder energisch zurückweisen, nicht ihm mit einem schüchternen ? noch den Schein einer Möglichkeit geben.

Nicht besser steht es mit den Herleitungen aus dem Keltischen. Der alte Favre, der von wissenschaftlicher Etymologie im allgemeinen und vom Keltischen im besonderen gar keine Ahnung hatte, stellt poitev. *chilos* 'Haus' zu kelt. *chil* und auch das schreibt unser Verfasser nach und setzt nur ein ? dazu. Was bedeutet dieses kelt. *chil*, welcher keltischen Mundart gehört es an, wie hätte es im Gallischen gelautet, ist sein Anlaut derartig, daß er im Poitev. zu *ch* würde? Daraus, daß zwei Wörter in zwei ganz verschiedenen Sprachen mit denselben Buchstaben geschrieben werden, folgt, auch wenn sie dasselbe bedeuten, doch noch nicht ihr Zusammenhang.

Nun aber das Wesentliche. Die Aufgabe einer Arbeit, wie der vorliegenden, liegt in der Bestimmung der Bedeutungsentwicklung und gerade hier fehlt es an der nötigen Genauigkeit. Die Schuld dafür liegt z. T. an den Quellen. Namentlich die Dialektwörterbücher lassen es häufig genug bei allgemeinen Angaben bewenden, so wird man z. B. oft nicht erkennen können, ob es sich gegebenen Falls um ein Landgut oder um ein Landhaus handelt; ob ein Stall nur für Kühe oder nur für Pferde oder für beides dient. Die Schuld liegt aber auch an dem Verfasser, er hat sich den Weg, zu ersprießlichen Ergebnissen zu gelangen, selber versperrt, weil er von einer ganz falschen Seite an die Arbeit herantreten ist. Er hat das wohl selber empfunden, denn er sagt in der Einleitung: 'man würde vielleicht erwarten, spezielle Untersuchungen in kulturgeschichtlicher Hinsicht zu finden. So wünschenswert es auch gewesen wäre, etwas kulturgeschichtlich Wertvolles zu bieten, habe ich, um meine Hauptaufgabe, eine linguistische und, wenn man so will, psychologische Vorarbeit im Sinne Zauers zu geben, nicht aus dem Gesichte zu verlieren, mich damit begnügen müssen, nur hier und da auf Parallelen zwischen den Ergebnissen meiner Untersuchungen und denen der Kulturgeschichte hinzuweisen'.

Ziel jeder wissenschaftlichen Arbeit ist zunächst, möglichst gesicherte Resultate zu gewinnen; erst dann wird es sich fragen, ob und

wie diese Resultate zur Erreichung neuer, weiterer Ziele verwendbar sind. Indem der Verfasser Zauners Arbeit zum Vorbild genommen hat, hat er sich der Möglichkeit, das erste Ziel zu erreichen, begeben. Er hat nicht erkannt, daß der Stoff, den er bearbeiten wollte, seinem innersten Wesen nach ein ganz anderer ist, infolgedessen auch eine ganz andere Behandlung erheischt. Eine Nase bleibt immer eine Nase, ob sie nun grade oder krumm, rot oder blau sei; sie sitzt immer in der Mitte des Gesichts; sie dient immer und nur zum Riechen, höchstens in gewissen Kulturkreisen noch zum Schnupfen. Es handelt sich also bei den Körperteilen um Gegenstände, die durch alle menschlichen Generationen hindurch nach Gestalt, Lage und Funktion unverändert und unveränderlich sind. Wenn nun trotzdem die Benennungen wechseln, so liegen rein psychologische Vorgänge zugrunde, die auf Metaphern und unter Umständen auf vermindertem oder gesteigertem Unterscheidungsvermögen beruhen. Ebenso bei Verwandtschaftsnamen: Schwester ist die Bezeichnung eines Mädchens im Verhältnis zu den andern von ihren Eltern erzeugten Geschwistern usw. Ganz anders bei 'Haus und Hof'. Ein Stall kann seine Form wie seine Bestimmung wechseln; der Ort, wo das Heu aufbewahrt wird, kann sich neben dem Hause befinden oder im Hause oder er kann völlig unabhängig davon sein. Danach kann dann auch die Benennung eine ganz verschiedene sein. Tritt ein Wechsel der Form oder der Bestimmung oder der Lage ein, so kann trotzdem die alte Benennung bleiben; es kann aber auch die Änderung durch eine veränderte Benennung zum Ausdruck kommen. Daneben können nun natürlich die bedeutungsgeschichtlichen Vorgänge, die sich bei den Bezeichnungen der Körperteile zeigen, auch eine Rolle spielen. Es wird sich also vor allem darum handeln, in jedem einzelnen Falle festzustellen, was der Bedeutungsänderung zugrunde liegt, sonst läuft man Gefahr, dem Psychologen falsche Münze in die Hände zu geben. Diese Gefahr zu vermeiden ist aber nur möglich, wenn man von der Kenntnis der Sachen ausgeht. Denn die denkbaren Bedeutungsänderungen sind gar mannigfaltig, um nicht zu sagen unendlich, positive Wissenschaft aber kann nur verwenden, was wirklich ist oder

doch wenigstens mit unseren bescheidenen Mitteln sich als wirklich darstellen läßt.

Das fehlt nun völlig. Der Verfasser operiert mit unbestimmten Ausdrücken statt mit konkreten Tatsachen. Man lese z. B., was S. 67 über *écurie* gesagt ist, das an sich richtig zu *écu* gestellt wird. 'Man hätte es hier also wohl ursprünglich mit einem Raum für die Schilde, mit einer Schilderhalle zu tun. Eine Verschiebung von einer Halle, wo die Wände mit Schilden, Wappen geschmückt waren, zu einer solchen, wo die Streitrosse standen und wo es wohl kaum an Rüstungen fehlte, dann zu einem Pferdestall überhaupt, läßt sich auch gut denken.' Ich gestehe offen, daß ich mir das eigentlich nicht denken kann; daß Schilderhalle, Standort der Streitrosse und Rüstkammern drei zu verschiedene Räumlichkeiten sind, als daß gewohnheitsmäßig die eine für die andere gedient hätte. Auf die Schicksale des Refektoriums im ehemaligen Kloster S. Maria delle grazie in Mailand, das Leonardo da Vincis Abendmahl enthält, oder auf die Franziskaner-Kirche in Ragusa, die heute z. T. als Tischlerwerkstätte dient, und auf ja allerdings recht zahlreiche verwandte Fälle in Italien wird man sich nicht berufen wollen, da einmal diese Fälle doch exzeptionell sind und da sie vor allem aus einer Kulturumwälzung hervorgegangen sind, wie sie in der Zeit, wo *écurie* entstanden ist, nicht vorkommt. Man braucht sich übrigens nur irgendeine der mittelalterlichen Burgen, an denen ja kein Mangel ist, anzusehen, um sich von der Unmöglichkeit einer solchen Bedeutungsverschiebung zu überzeugen. Sie geht zudem sprachlich nicht. Afrz. *escuerie* ist nicht der Ort, wo die *escu*, sondern der, wo die *escuier* sich aufhalten, die Knappen, die bei den Pferden sind, und damit ist die Sache erklärt.

Oder ein anderer Fall. Mehrfach findet man *tectum* für 'Rinderstall, Pferdestall, Schweinestall', nur selten und nicht ganz zweifellos für 'Schafstall'. Mit der Bemerkung, es stehe hier 'pars pro toto', ist, wie gewöhnlich mit solchen Schlagwörtern, gar nichts erklärt. Warum sagt man nicht ebenso 'Dach' für 'Haus'? Soll man an eine Redensart 'unter Dach bringen' denken? Oder liegt nicht etwas ganz anderes zugrunde? In den Alpen, z. B. auf Föhnwinden, gibt es Schafställe, die als *tectum* bezeichnet werden.

und Rindvieh, die tatsächlich nur aus einem auf einer entsprechenden Anzahl von Stangen aufgebauten Dach bestehen, denen das, was das Charakteristische für ein Haus ist, die geschlossenen Wände oder Mauern völlig fehlen. Ich habe, da ich mir der möglichen Wichtigkeit der Sache nicht bewußt war, versäumt, mich nach der Bezeichnung zu erkundigen, aber 'Dach' wäre hier sehr passend und würde den Übergang zum 'Stall' erklären. Für die Schafe, die offenbar weniger empfindlich sind, habe ich solche 'Dachställe' nicht gesehen; die Schweine haben auf den Alpen vielfach ihre Lagerstellen unter dem weit vorspringenden Dache der Sennhütte.¹

Wenn also der Weg, auf dem die Bedeutungsentwicklung zu ermitteln unternommen wird, nicht der richtige ist, so liegt es auf der Hand, daß auch die Zuweisung zu den verschiedenen Kategorien nicht immer richtig sein kann. *Mansio* 'Haus' wird der lateinischen Tradition zugeteilt, *ostel* in derselben Bedeutung als galloromanische Neuschöpfung, und zwar als 'Verschiebung' bezeichnet. Aber die Trennung ist unbegründet. Lat. *mansio* bedeutet 'der Ort, wo man bleibt auf Reisen, das Nachtquartier, Nachtlager', berührt sich also darin sehr nahe mit *hospitale*, so daß man auch hier von 'Verschiebung' sprechen könnte und zwar von einer galloromanischen, denn Italien, Rumänien und die Iberische Halbinsel kennen sie in diesem Sinne nicht. Es bedeutet dann einen 'Aufenthaltort für Tiere', *sub diu retibus inclusa pecorum mansione* heißt es bei Plinius 18, 23, vgl. dazu altdalmatinisch *musun* 'Schafstall', südsard. *masoni* 'Schafstall, Schweine-

stall, Ziegenstall', in Brescia, Bergamo und sonst in Oberitalien und ebenso in Bari 'Hühnerstall'. Auch die *mansiones aestivae, hibernae, vernae* und *autumnales* sind noch keine frz. *maisons*. Es gehört als *maison* genau in dieselbe Klasse wie *hôtel*, und die Sache wäre im Sinne des Verfassers erledigt, wenn man sich mit solchen äußerlichen Klassifikationen begnügen will. Aber es ist eine Selbsttäuschung, wenn man meint, damit eine Erklärung zu geben. Gesagt ist mit dieser Einreihung nichts und geholfen auch der Psychologie nicht. Der Verfasser zeigt recht gut, daß *maison* das eigentliche Wort für 'Haus' in Nordfrankreich, *hôtel* bezw. dessen Vertreter das für Süd- und Südostfrankreich ist, daß *hôtel* aber auch in Nordfrankreich neben *maison* steht. Zwei Fragen waren in einer bedeutungsgeschichtlichen Untersuchung zu beantworten: wie verhalten sich *maison* und *hôtel* zueinander und weshalb die merkwürdige geographische Scheidung? Von der dritten, oder wenn man will, ersten Frage, warum *casa* schon vorhistorisch so stark eingeschränkt worden sei, sehe ich hier ab. Ich vermute folgendes. *Maison* bezeichnet ursprünglich das Stuben- bezw. Stubenküchenhaus, d. h. ein Haus, das eben nur als 'mansio' für den Besitzer diente, *ostel* dagegen ist ein Haus auch für Gäste, also ein großes, mehrere Zimmer enthaltendes. Natürlich ist dann *maison* auf letzteres übertragen worden: im afrz. Alexius ist *maison* auch das Haus des Königs, wogegen *ostel* nur die allgemeine Bedeutung 'Unterkunft' hat an der einen Stelle 45e *tout te durrai: lit et ostel e pain e carn e vin*. *Mansio* 'Haus' bezeichnet also einen ganz anderen Typus als *hospitale* 'Haus', beide stehen ursprünglich wohl in einem Gegensatz zueinander, wogegen *casa* der übergeordnete allgemeine Begriff ist. Als nun aus Gründen, die ich vorläufig nicht anzugeben vermag, *mansio* zunächst da, wo es sachlich berechtigt war, *casa* verdrängte, konnte es, da ja eine Zeitlang *casa* und *mansio* annähernd gleichwertig nebeneinander standen, auch an die Stelle der *casa* treten, die eigentlich ein *hospitale* war. Das Verhältnis beider Wörter müßte auch im Gaskognischen untersucht werden. Nach dem Atlas Linguistique herrscht hier allein *mansio*, aber man braucht nicht einmal viel alte Texte zu lesen, es genügt, das Wörterbuch von Lespy-Raynaud aufzu-

¹ In Verona, Mantua, Parma sagt man dafür *barkessa*, dessen nähere Zusammenhänge ich jetzt nicht darlegen will, von dessen ferneren ich zentralfrz. *barz* 'Schuppen aus Stroh oder Binsen zur Aufbewahrung des Heus und der Feldgeräte' nur deshalb nenne, weil es der Verf. S. 119 anführt, ohne es zu deuten. Zugehörigkeit zu *barca* 'Barke' ist aus mancherlei Gründen ausgeschlossen. Piacent. *peindana* übersetzt Foresti mit *tettoia* und erklärt es 'porticone rustico sotto il quale tiensi il bestiame bovino nella stagione estiva'. Also *tettoia*, eine Ableitung von *tectum*, tritt uns hier wieder entgegen, vergl. die Erklärung von *tettoia* bei Petrocchi 'un semplice tetto retto da muri o colonne o altro per riparo dalla pioggia'.

schlagen, um sich zu überzeugen, daß *oustau* früher gebräuchlich war.

Besonders stark lassen die Kapitel über 'Stall' und 'Scheune', dank der Einteilung nach den mit der Sache in keinem Zusammenhang stehenden Kategorien, jede Übersichtlichkeit vermissen und dadurch schwer zum Verständnis durchdringen. Worauf es ankommt, ist 1. sind Scheune und Stall in enger räumlicher Verbindung; 2. wie weit werden namentlich Pferdestall und Kubstall auseinandergehalten? Von diesem Gesichtspunkte aus müßte die Gruppierung der verschiedenen Verschiebungen und Übertragungen vorgenommen werden. Für sich stehen natürlich prov. *arsidou* und *plaso*, die Mistral 'Stall, wo der Hengst steigt', übersetzt. Der Verfasser erklärt das eine als bildlichen Ausdruck, das andere als 'Spezialisierung einer allgemeineren Bedeutung'. Das letztere ist richtig, und wenn man nun nicht erfährt, ob und wie weit *plaso*, wo es diese Bedeutung hat, auch in anderer üblich ist, da man sonst ja zu einem wirklichen Verständnis nicht kommt, so ist das nicht des Verfassers, sondern Mistral's Schuld, der nichts weiter ver-rät. Aber *arsidou* setzt deutlich ein *arsi* 'in der Brunst sein', speziell vom 'Hengst' voraus, d. h. also auch 'Spezialisierung einer allgemeineren Bedeutung' eines Verbums, während das Substantivum den 'Ort der Handlung' angibt.

Und nicht weniger macht sich der Mangel an Anschauung geltend bei 'Scheune' und 'Heuspeicher' und auch hier verwischt die Anordnung das Wesentliche. Überblickt man das gesamte Material, wozu noch manches nicht benutzte aus Gilliérons Atlas kommt, so scheidet sich als eine deutliche Gruppe zunächst diejenige aus, die den 'Heuboden' als den im 'oberen Stock' befindlichen bezeichnet. Der untere Stock enthält entweder den Stall oder die Wohnung. Nur z. T. wird der Kornboden geschieden vom Heuboden. Da das Korn nicht oder nur die kurze Zeit bis zum Dreschen in der Scheune bleibt, das Heu aber, namentlich auch das zweite erst nach dem Korn geschnittene, den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch aufbewahrt wird, tritt bei kleineren Betrieben auch keine räumliche Schwierigkeit ein. In einer zweiten Gruppe besteht ein besonderer Behälter für das Heu, ein Heuschuppen, der neben den übrigen Gebäulichkeiten liegt; in

einer dritten scheint das Heu eingegraben zu werden. Um das Bild zu vervollständigen, kommt nun noch die 'Tenne' hinzu, die in der Scheune sein kann, und zwar zumeist unter dem Heuboden, neben dem Stall. Danach scheint mir wäre der Stoff zu ordnen. Wenn nun im Lothringischen *betöi* ausdrücklich mit 'grange où l'on bat les gerbes' übersetzt wird, so heißt das doch offenbar, daß *betöi* nicht jede beliebige Scheune bezeichnet, sondern eben nur die mit einer 'Tenne' versehene. Man kann also nicht wohl sagen, es liege hier 'pars pro toto' vor. Nur wenn der Ausdruck auch für eine Scheune ohne Tenne gebraucht wird, ist das angänglich. Und das kommt vor. Die meisten Bauernhäuser meines Heimatdorfes Dübendorf (Kanton Zürich) besitzen 'Tennenscheunen', und 'Tenne' ist denn auch die übliche Bezeichnung für 'Scheune'. Die meines Vaters, der nur eine Wiese, kein Ackerfeld besaß, hatte dagegen keine Tenne, der entsprechende Raum wurde als Remise benutzt. Es war also eine Scheune. Nun kam es allerdings vor, daß wir als Kinder den Ausdruck der Bauernkinder übernehmend auch von unserer 'Tenne' gesprochen haben, oder umgekehrt die 'Tenne' als Scheune bezeichneten, was unser Vater uns oft genug verwiesen hat. Hier liegt also eine aus den lokalen Verhältnissen erklärliche Verschiebung vor. Die umgekehrte Verallgemeinerung von 'Scheune' wurde dadurch erleichtert, daß man in der Stadt fast nur den Ausdruck 'Scheune' (genauer 'Scheuer') kannte, wodurch sich für uns das Gefühl herausbildete, daß dieses das feinere, Tenne das gröbere Wort sei.

Unter den verschiedenen Ausdrücken will ich nur *āno* hervorheben, das Gilliéron auf engem Gebiete in Nièvre und Saône-et-Loire belegt. Es ist deutlich *in-alto*, entspricht also ziemlich genau dem kärntnerischen *mauf* 'Obergemach' (Schmeller I², 16; Meringer, Mitteil. d. anthrop. Gesellsch. Wien, XXX, 104 f.). Dann *simá*, *snay*, *sna*, das in zusammenhängendem Gebiete im Wallonischen zersprengt in der Pikardie und im Westen vorkommt, von wo es ins Bretonische gelangt zu sein ist.¹ Die Etymologie ist auch hier klar, es ist

¹ Henry Larousse, *Le Dictionnaire de la langue française*, Lex. XVII, 1107. Die *simá* ist im Bretonischen *sim* geschildert in *Le Dictionnaire de la langue française*, Lex. XVII, 1107. Die *snay* ist im Bretonischen *snay* geschildert in *Le Dictionnaire de la langue française*, Lex. XVII, 1107.

coenaculum. Das hat Streng für pik. *chenail* richtig erkannt, hat aber nicht gemerkt, daß die anderen Wörter damit identisch sind, hat auch nie bei dem Blatt des Atlases noch nicht gehabt, wie ihm denn auch entgangen ist, daß Behrens ebenfalls noch ohne Rücksicht auf die Angaben des Atlases die richtige Erklärung schon gegeben hatte, Bausteine zur rom. Phil., S. 79. Wenn man nun an Hand des Atlases die Verbreitung verfolgt, so sieht man, daß sich von dem östlichen Zentrum eine schmale Linie durch den Süden der Département Seine-et-Oise, Eure-et-Loire, Sarthe nach Mayenne zieht, wo die westliche Maße beginnt. Während nun aber entsprechend dem, was man erwartet, im Westen der Vortonvokal *e* ist bzw. schwindet, zeigt diese Verbindungslinie ein *i*, das lautlich nur in einem Teile der östlichen Maße berechtigt ist, und auch das Suffix zeigt nur z. T. die Form, die man aus *-aculu* erwartet. Es handelt sich hier also um ein Wanderwort und es wäre die Aufgabe weiter Forschung festzustellen; wie die Wanderung erfolgt ist, bzw. wie das ursprünglich wohl über den größten Teil Nordfrankreichs verbreitete *coenaculum* verdrängt worden ist. Die Tatsache an sich, daß der lateinische Ausdruck in etwas verengertem Sinne hier und nur hier geblieben ist, ist nicht ohne Bedeutung für die Geschichte des römischen Hauses. Daß man nicht einfach sich bei der durch den Atlas gegebenen Abgrenzung beruhigen kann, daß die Wortgeographie nur dann wirklich fruchtbar wird und Wert hat, wenn man sie tunlichst zur Wortgeschichte umgestaltet, ist von dem Verfasser zu wenig bedacht worden.

Kehren wir zur Tenne zurück. Sie kann auch außerhalb der Scheune liegen, was wohl im Süden häufiger ist als im Norden. Ich rechne hierher *esro*, das im Atlas Linguistique aus dem Kanton Waadt¹ belegt ist. Mit diesem *esro* gehört zusammen lyon. *étro*, *etre* 'le balcon où l'on klärt'. Die französischen Dialektformen lassen die sachlich ohnehin schwer zu vertretende Auffassung sofort als unrichtig erscheinen.

¹ Eine Bitte, die dem im Sprachenkampf Lebenden verziehen werden mag. Wo für die Schweizer Kantone deutsche Namen vorhanden sind, soll man sich ihrer in deutschen Werken bedienen, also nicht canton de Vaud, sondern Kanton Waadt schreiben oder nicht, wie ich einmal in Vollmöllers Jahresbericht gelesen habe, Grisons, sondern Graubünden. — Daß man den nur in dem kleinen deutschen Oberwallis

met à sécher les fruits, le perron, l'endroit sous l'auvent; le porche extérieur d'une église' etc.; dann auch das von Bridel schlecht geschriebene *etroz* (spr. *étro*) 'chalet des Alpes les plus élevées'; savoy. *etra* 'lieu où l'on serre les feuilles sèches, le foin, la paille; écurie'. Für einzelne dieser Wörter vermutet der Verfasser lat. *extera* [pars], verwirft aber die Vermutung wieder, für andere gibt er keine Erklärung. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß *extera* bzw. *exteru* zugrunde liegt, da lautlich die Entwicklung völlig korrekt ist und die verschiedenen Bedeutungen sich aus dem allgemeinen 'außen befindlich' am besten erklären. Damit ist denn auch die von Neumann seinerzeit gegebene Deutung von afrz. *estres* als die allein richtige erwiesen.

Auch einige Unterlassungen erklären sich aus dem Mangel an Sachkenntnis. *Fournil* wird von Sachs mit 'Bäckerei, Waschhaus auf dem Lande' übersetzt. Das Suffix beweist aber für den, dem die Suffixe nicht bedeutungslose Anhängsel sind, als welche sie unser Verfasser allerdings oft sehr zu Unrecht behandelt, daß die eigentliche Bedeutung ist 'der Ort, wo sich der Backofen befindet'. Nun wissen wir, daß gerade in Frankreich der Backofen ganz gewöhnlich in einem eigenen Bau neben dem Hause steht oder gestanden hat (vgl. Meringer, Das deutsche Haus, S. 19) und dieser Bau heißt eben *fournil*. In einer Arbeit, die von *fenil*, *porcil* usw. handelt, verlangt auch *fournil* Behandlung und Erklärung.

Vor 20 Jahren hätte Strongs Untersuchung viel weniger eingeschränktes Lob geerntet. Aber seit mehr als einem Dezennium zeigen, erst räumlich und geistig getrennt, dann geistig und räumlich sich nahe gerückt und sich gegenseitig anregend, Meringer und Schuchardt, daß man die sprachlichen Probleme, die sich an Sachen knüpfen, nur mit Kenntnis der Sachen behandeln darf. Der Verfasser hat sich leider auf den alten Standpunkt gestellt, und dadurch eine Arbeit geliefert, die, so fleißig sie das Material zusammenstellt und so manches ja natürlich richtig ist, doch von neuem gemacht werden muß, wenn sie die Aufgabe, die er sich gestellt hat, und wenn sie andere, ebenso wichtige wirklich lösen will.

Wien.

W. Meyer-Lübke.

bekanntem deutschen Namen Rotten nicht an Stelle von Rhone setzen soll, gebe ich ohne weiteres zu, das ist aber etwas ganz anderes.

Das Bauernhaus der Gegend von Köflach in Steiermark.

Von J. R. Bünker i. Ödenburg.

(Mit 47 Textabbildungen.)

Im industriereichen und aufstrebenden Markte Köflach, der in einem Seitenteile des Kainachtales etwa 26 km direkt westlich von Graz liegt, hat die fortschreitende Kultur fast jede Spur des volkstümlichen Hauses verwischt. Ein einziges, das weiter unten zur Beschreibung kommen soll, ist noch übriggeblieben. In den vom Verkehr abgelegenen höheren Regionen der Umgebung von Köflach hat sich jedoch das Bauernhaus in seiner Ursprünglichkeit erhalten. Die Gemeinde Kemetberg ist es, die mir in der Hauptsache das Material zu meinem Studium in reichem Maße lieferte. Sie besteht aus 73 nummerierten Häusern. Hiervon sind 55 Bauernhäuser, 13 Keuschen und 5 Sennhütten oder Öden.

Die Sennhütten liegen außerhalb des Bereiches der eigentlichen Gemeinde in der Alpenregion, die Keuschen oder Ausnehmerstübel finden sich zumeist in der Nähe der Bauernhäuser, seltener in größerer Entfernung von denselben, die Bauernhäuser selbst aber liegen, umgeben vom Stadel, kleineren Stallgebäuden, Schupfen etc., die mit dem Wohnhause ein Gehöft, den Bauernhof, bilden, inmitten des arrondierten Grundes, der zum Hause gehört. Damit ist schon ausgesprochen, daß die Gemeinde Kemetberg kein geschlossenes Dorf bildet, sondern daß sie aus Einzelhöfen besteht. Das 1557 Joch umfassende Gebiet, welches der urbar gemachte Teil der Gemeinde einnimmt — die höher gelegenen Alpenwiesen im Umfange von 488 Joch sind hierbei nicht eingerechnet — steigt von der Gemarkung der Gemeinde Lankowitz nach WNW in einer Längenausdehnung von zirka 6 km ungefähr 600 m an. Das Terrain ist also steil und zudem von tief einschneidenden Gräben durchzogen. Die Größe der einzelnen Bauerngüter ist, wie sich ergeben wird, sehr verschieden, im Durchschnitte werden sich 40—50 Joch annehmen lassen. Die über das ganze Gebiet zerstreut liegenden 55 Gehöfte liegen je nach der Größe des Gutes, das zu ihnen gehört, 5—15 Min. weit voneinander entfernt.

Zur Zeit der Besiedelung dieses Gebietes scheint die ganze Gegend Waldland gewesen zu sein. Die ebenen und sanft abfallenden Flächen wurden gerodet, die felsigen und steilen Hänge jedoch sind als Waldland bis auf den heutigen Tag belassen worden. Die urbar gemachten, also die am besten gelegenen Gründe eines jeden der Bauerngüter sind denn in der Regel auch heute noch von einem Kranze steil sich erhebenden oder in Gräben abfallenden Wäldern umfaßt.

Es ist mir in der ganzen Gemeinde Kemetberg nur ein Bauerngut untergekommen, auf dem sich nur ein einziges Gebäude erhebt. Es schließt die Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach zusammen. Bei allen anderen Bauernbesitzümern fand ich stets mehrere Gebäude, ein Gehöfte bildend, beisammen. Das eine Gebäude ist das Wohnhaus und das zweite der Stadel. Als drittes schließt sich diesen beiden zumeist noch ein kleines Gebäude an, das zum Teil Wohn-, zum Teil Wirtschaftszwecken dient. Die Lage dieser drei Gebäude zueinander hängt ganz und gar von der Beschaffenheit des Terrains ab. Bei der Wahl des Ortes, worauf ein Gehöft angelegt wurde, scheinen hauptsächlich drei Bedingungen ausschlaggebend gewesen zu sein und zwar vor allem die Nähe einer Quelle, die das Brunnenwasser liefern mußte, dann eine vor der herrschenden Windrichtung schützende Lage und schließlich die Möglichkeit, dem Wohnhause eine günstige Richtung zur Sonne geben zu können. Wie sich dann die anderen Gebäude zum Wohnhause gruppieren sollten, muß als nebensächlich betrachtet worden

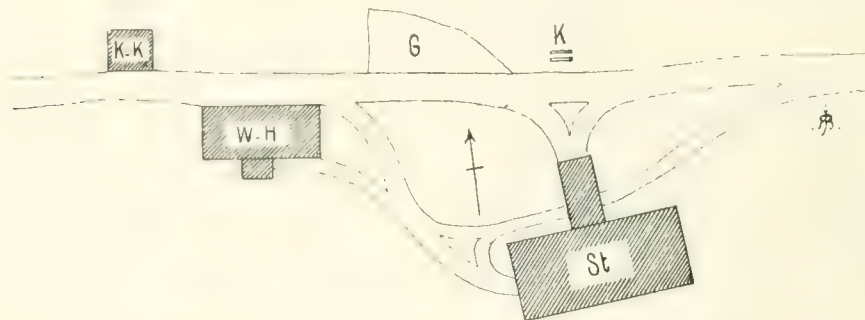


Abbildung 1. Plan der Hofstätte vom Kliegl-Gute. 1:1000.

sein. Man findet Wohnhaus und Stadel, die beiden Hauptgebäude, parallel zueinander angelegt, man trifft sie auch im rechten Winkel zueinander liegen, dann sieht man sie wieder hin-

tereinander angeordnet, schließlich können sie auch ganz regellos angelegt worden sein.

1. Das Kliegl-Gut.

Es liegt ungefähr in der Mitte der Gemeinde Kemetberg. Das Wohnhaus trägt die Nummer 68. Zum Kliegl-Gute gehören nach dem Besitzbogen des Bauern 46 Kat.-Joch 1088 □ ° Land. Das Besitztum setzt sich zusammen aus zirka 12 Joch Äckern, zirka 12 Joch Wiesen, zirka 12 Joch Wald, zirka 1 Joch Weide, zirka 9 Joch Alpenwiese.

Der Viehstand, den das Gut ernährt, beläuft sich auf: 2 Stück Pferde, 6 Stück Ochsen, 6 Stück Kühe, 4 Stück Terzen (junge Ochsen), 2 Stück Kalben, 5 Stück Kälber, 5—8 Schweine.

Durch die Hofstätte führt, wie die Abbildung 1 ersehen läßt, ein Weg, der den Verkehr mit den benachbarten Gehöften ermöglicht. G ist das Gemüsegärtchen, W-H das Wohnhaus. Der Stadel, St, liegt vom Wohnhause 24 m ab. Das weitschichtige Bauen ist jedenfalls ein Vorteil in Feuersgefahr. Das dritte Gebäude, K-K, wird die Knechtkammer genannt. Im Erdgeschosse dieses Gebäudes werden die Schweine gehalten. K deutet ein Kreuz an, vor dem Betstuhl steht.

a) Das Wohnhaus

Abbildung 2 zeigt die Vorderseite, Abbildung 3 die Rückseite des Kliegl-Hauses, Abbildung 4 gibt den Grundriß des Erdgeschosses und Abbildung 5 den des Dach-

raumes desselben Hauses. Wie man aus der Ansicht des Hauses, Abbildung 2, ersieht, erhebt sich das Haus auf einem steinernen Unterbau. Dieser zeigt rohes Mauerwerk ohne Bewurf. Von der Untermauerung strebt das Zimmerwerk empor. Die Balken, aus denen die Zimmerung besteht, sind aus Fichtenstämmen sauber vierkantig behauen. Sie haben eine Stärke von 13 und eine Höhe von 20—25 cm. Die untersten drei, beziehungsweise vier Balken sind an den Ecken des Hauses verkämmt, d. h. die Balkenköpfe stehen 12—15 cm über die Kanten des Hauses vor.

Die darauf folgenden sechs oder sieben Balken sind an den Hauskanten in Schwalbenschwanzmanier verzinkt. Die den Schwalbenschwanz bildenden Linien sind nicht gerade, sondern nach innen gekrümmt.¹ Die obersten vier, bzw. fünf Balken sind wieder verkämmt, doch dergestalt, daß die übereinanderliegenden Balkenköpfe sich überkragen, so daß die obersten Balken etwa 1 m über die Hauswände vorreichen. Die aus der Stirnseite des Hauses auf die angegebene Weise vorragenden Balken haben den die Zimmerung nach oben abschließenden balkonartigen Gang zu tragen, während die an den Traufseiten des Hauses vorstehenden Balken dem Dache eine verbreiterte Unterlage bieten, so daß es auch auf den Langseiten weit ausladen und die Wände des Hauses schützen kann. Der balkonartige Gang weist in Abbildung 2 eine Brüstung aus senkrechtstehenden Brettern auf. Mit senkrechtstehenden Brettern ist auch jener Teil der Giebelwand verschalt, der mit der Zimmerung in einer Ebene liegt, ebenso auch jenes oberste,

ein Dreieck bildende Drittel, das mit der Gangbrüstung in einer Fläche sich befindet. Aus dem Dachraum führt durch die Bretterwand eine Tür auf den Gang. Rechts und links daran sind zwei Löcher, die die Stelle von Fenstern vertreten, ausgeschnitten. Sie werden „Gugga“ (*Gucker*, subst. Bildung aus *gucken*) genannt. Im Giebelwerk sind



Abbildung 2. Das Kliezl-Haus, Vorderseite.



Abbildung 3. Kliezl-Haus, Rückseite.

¹ Diese Art kunstvoller Verzinkung hat R. Meringer aus Marburg (Liedl, *Mittelungen der Antiquar. Ges.* in Wien (M. A. G.), Bd. XXIII, S. 129, Fig. 60, und später, eb. selbst aus der Gegend um Vöcklabruck, M. A. G., Bd. XXVII, S. 187, Fig. 157 u. 158, und auch aus Oberkärnten, M. A. G., Bd. XXXII, S. 22, Abb. 47, Fig. 6, nachgewiesen.

vier kleinere Löcher angebracht. Sie führen zu den innerhalb der Bretterwand angebrachten Taubenschlägen. Unter den beiden unteren ist ein Flugbrettchen zu sehen. Das Dach ist ein Satteldach von mäßiger Steilheit. Der Winkel, den die beiden Dachflächen am Giebel bilden, beträgt unerheblich weniger als 90° . Diese Steilheit weisen mit geringer Abweichung fast alle Dächer in der Gegend auf, nur die Gebäude der am höchsten gelegenen Bauernhöfe haben steilere Dächer, um, wie mir gesagt wurde, es im Winter dem Schnee leicht zu machen, rasch abrutschen zu können. Das Dach des Kliegl-Hauses hat an keinem der Giebel eine Abwalmung. Aus der Mitte der in Ab-

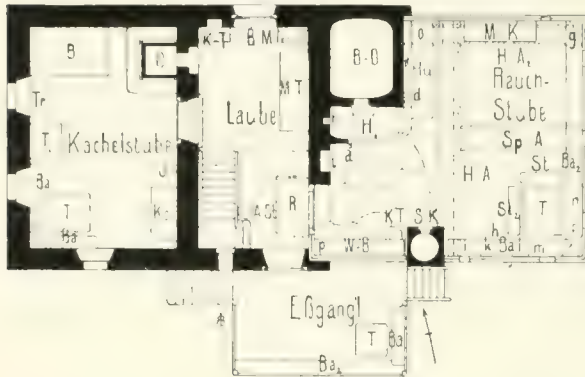


Abbildung 4.
Grundriß des Erdgeschosses des Kliegl-Hauses. 1 : 200.

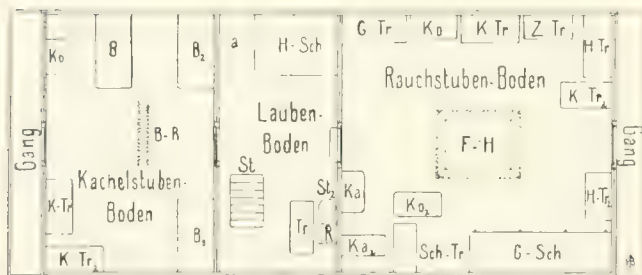


Abbildung 5. Grundriß des Dachraumes des Kliegl-Hauses.
1 : 200.

auch das Mauerwerk der Nordseite des Hauses, während das Mauerwerk der Südseite nicht verputzt ist. Über dem Mauerwerk erblicken wir wieder einen balkonartigen Gang. Seine Brüstung schmücken zierliche Ausschnitte. Im übrigen ist die Verschalung des Dachraumes in dieser Giebelseite genau so durchgeführt wie in der vorderen Giebelwand. Oberhalb des Ganges sind Stangen angebracht, auf welche die Wäsche zum Trocknen aufgehängt wird (*G'wändstangen*). Sie können an senkrechtstehenden Achsen nach auswärts gedreht werden, so daß die Wäsche durch die Sonne beschienen werden kann.

Die dem Hause vorgelegte Laube, welche wie ein Pfahlbau auf Füßen in der Luft steht, betritt man von der Vorderseite durch eine Holzstiege von 5 Stufen, von der

Abbildung 2 sichtbaren Dachfläche schiebt sich über eine laubenartige Vorhalle ein Pultdach vor. Dasselbe besteht aus Schindeln. Dieses Schindeldach, welches jedenfalls wie die Vorhalle neueren Ursprunges ist, verlängert sich zwischen der Strohbedachung nach aufwärts bis zur Höhe des Rauchschlotes und der daneben angebrachten Dachluke, welche Licht in das Innere des Dachraumes gelangen läßt. Die nördliche Dachfläche ist mit Schindeln gedeckt.

Aus dem Grundriß Abbildung 4 ist zu erkennen, daß das Haus drei Räume in sich schließt. Von diesen drei Räumen ist nur jener aus Holz aufgeführt, der sich in Abbildung 2 dem Beschauer zuwendet, die anderen beiden Räume sind durch starkes Mauerwerk in der Dicke von 57 cm eingeschlossen. Die Mauern bestehen ausschließlich aus Stein. Das Mauerwerk der Rückseite des Hauses ist, wie in Abbildung 3 zu sehen, verputzt. Dasselbe Aussehen zeigt

Rückseite durch eine steinerne Stiege mit 7 Stufen. Die Laube ist ringsum mit einer Brüstung versehen, nur eine Seite, die dem Winde am meisten ausgesetzt ist, ist ganz verschalt. In dieser Wand befinden sich zwei quadratische Fenster, die mit Holzschubern verschlossen werden können. Dieser laubenartige Zubau heißt das *Elßgangel*, weil hier im Sommer die Mahlzeiten eingenommen werden. In einer Ecke steht der Speisetisch T, nur an den Wänden, die diese Ecke bilden, sind stabile Bänke, Ba u. Baz, angebracht. Ein solches Elßgangel fehlt bei den wenigsten Häusern.

Vom Elßgangel aus betritt man den mittleren Teil des Hauses. Er trägt genau denselben Charakter an sich wie der entsprechende Raum des Vorauer oder des Oberkärntner Hauses, welche beide Häuser durch mich bereits beschrieben worden sind.¹ Er hat da wie dort auch denselben Namen und heißt *d' Lab'm* (die Laube). Die Laube des Kliegl-Hauses besitzt ein Pflaster aus unregelmäßigen Steinplatten. Die Decke besteht aus zwei Teilen und jeder Teil aus anderem Material. Der vordere, bis zur punktierten Linie (siehe Abbildung 4) reichende Teil besteht aus einer einfachen Bretterlage, der rückwärtige Teil ist ein Tonnengewölbe aus Steinen. Die Laube ist wie im Kärntner und im Vorauer Hause durchgängig. Neben der Eingangstür befindet sich ein kleines Fenster in der Mauer. Es ist das einzige des Raumes und vermag diesem nur spärliches Licht zuzuführen. Um die Laube genug zu erhellen, muß darum stets eine der Türen offen gehalten werden. Aus der Laube führt eine Stiege in den Dachraum. In der Laube findet man nur wenige Geräte untergebracht. An der Stiege steht bei A-St der *Amstotz'n*, ein Zuber zum Abbrühen der Spreu (*Am*) für das Futter der Schweine. Bei M-T steht eine Mehltruhe, bei K-T die Truhe für die Kleie, das *Kleib'mtrigl*. Dahinter ist eine Nische in der Mauer zum Ablegen kleiner Geräte. Bei B-T lehnt ein Baktrog, die *Pächmulta'* an der Wand.

Von der Laube führt nach rechts eine Tür in den größten Raum des Hauses, in die *Rachstub'm* (Rauchstube), so benannt wie der gleiche Raum im Oberkärntner und im Vorauer Bauernhause.

Die Rauchstube des Kliegl-Hauses ist 7,1 m lang, 6,3 m breit und 2,82 m hoch.

Betritt man die Rauchstube, so kommt man in dem der Tür zunächstgelegenen Teil auf ein Pflaster von großen unregelmäßigen Steinplatten. Der übrige Teil der Rauchstube ist gediebt.

Die Decke der Rauchstube ist ein sogenannter *Stuckpod'n*, d. h. sie besteht nicht aus einer einfachen oder doppelten Bretterlage, sondern aus einer Lage vierkantig behauener flacher Balken, die durch einen mächtigen Unterzugbalken, dem *Trampam*, welcher 33 auf 30 cm hoch ist, getragen wird. Diejenige Wand, welche die Giebelwand des Hauses bildet, ist von sechs Fenstern durchbrochen. Die drei größten derselben im Ausmaße von 41×45 cm liegen, wie sich am besten aus Abbildung 2 ersehen läßt, zu unterst in einer Reihe, ein kleineres ist vereinsamt nach rechts aufwärts von dem am meisten nach links liegenden dieser drei Fenster angebracht. So wie die drei größeren ist auch dieses kleinere verglast. Es wurde wahrscheinlich erst später angebracht, um mehr Licht auf den Tisch gelangen zu lassen. Zwei weitere Fenster liegen dann schließlich noch in einer zweiten Reihe ziemlich hoch über den bereits besprochenen Fenstern. Sie sind nicht verglast, sondern nur mit Holzschubern versehen und dienen hauptsächlich dazu, den Rauch, wenn er in der Stube zu lastig wird, abzuführen.

¹ Vergl. M. A. G. Wien, Bd. XXVII, S. 165—191, und Bd. XXXII, S. 12.

lassen. Ihre Größe beträgt 26 · 26 cm. In der südlichen Wand der Rauchstube sind zwei Fenster angebracht. Das größere ist so groß wie die drei größeren Fenster in der Giebelwand (41 × 45 cm), das kleinere weist wieder eine Größe von 26 × 26 cm auf. Ein gleiches kleines Fensterchen befindet sich schließlich noch in der nördlichen Wand, es ist jedoch jetzt mit einem Brett verschlagen. Durch die fünf noch bestehenden und mit Glas versehenen Fenster ist die Stube ganz annehmbar beleuchtet.

Die Eigenheit, daß Fenster in einer Wand in verschiedener Höhe, zumeist in zwei Reihen angebracht sind, habe ich auch am Vorauer Hause nachgewiesen.¹ In Kärnten tritt sie seltener zutage, wie mir scheint nur bei den ältesten Bauten.²

In der Ausstattung der Rauchstube bildet der mächtige Herd H mit dem großen Backofen B-O, der sich dem Herd anschließt, das hervorragendste Objekt. Beide zusammen nehmen sie fast den vierten Teil der Rauchstube ein. Sowohl der Herd als



Abbildung 6. Herd im Kliegl-Hause.

auch der Backofen sind aus Steinen erbaut. Die Abbildung 6 zeigt den Herd dieses Hauses. Er kann als typisch für die ältere Form der Herde in der Gegend angesehen werden und gleicht dem Herd des Hauses um Vorau in auffallender Weise³, ist aber auch dem Herd des Oberkärntner Hauses sehr ähnlich.⁴ Seine Höhe beträgt 54 cm, die Breite 2,2 m und die Tiefe 90 cm. Die Oberfläche des Herdes bilden Steinplatten. Darauf brennt das Herdfeuer frei. Über den Herd wölbt sich vom Backofen her das *Hea'd-* oder *Of'ng'wölb* (in Kärnten

Kog'l). Es ist ein Feuerschirm, der die aufsteigenden Funken niederschlägt. Das Gewölbe ist ebenfalls aus Steinen aufgebaut. Es ist so konstruiert, daß seine rückwärtige Seite auf dem Backofen aufliegt, die linke Seite ruht auf der Mauer, die sich zwischen der Rauchstube und der Laube bis zur Rauchstubentür erstreckt. Seine vordere Seite wird zum Teil durch eine schmale Aufmauerung getragen, die aus der eben erwähnten Zwischenmauer vorspringt und auf der vorderen Kante der Herdoberfläche steht, zum Teil durch eine lange, auf ihre schmale Kante gestellte Steinplatte, die aus der Backofenmauer vorragt und gleichsam in dieser verankert ist. Diese Steinplatte trägt die über dem Herd schwebende freie Ecke des Herdgewölbes. Über dem Herd und unter dem Gewölbe hängt der große Wasserkessel an einem drehbaren Gestell, der *Këss'lreid*. Den Standpunkt ihres Fußes zeigt im Plane Abbildung 4 das kleine Ringelchen bei a. Bei b ist eine kleine Nische angebracht. Jede Nische wird in Kemelberg *Luag* genannt. In dieser Nische verwahrt die Bäurin das geriebene Salz, die Nische heißt darum die *Sälzluag*. Sie ist in Abbildung 6 knapp über der Herdoberfläche im Hintergrund des

¹ Vergl. M. A. G., Bd. XXVII, Fig. 145, 147, 150, 153 und 155.

² Vergl. M. A. G., Bd. XXXII, Abb. 21 und 24.

³ Vergl. M. A. G., Bd. XXVII, Fig. 149. — ⁴ Vergl. M. A. G., Bd. XXXII, Abb. 28.

Herd zu erkennen. Unter e ist eine zweite Nische und zwar in der Zwischenmauer angebracht. Diese Nische ist rechts, links, oben und unten mit Steinplatten ausgelegt und zudem durch eine solche horizontal in zwei Teile geteilt. Im oberen Teil, der *G'schia'luag*, ist Geschirr, im untern Teil das Mehlschaff untergebracht, darum heißt dieser Teil die *Mehlschaff'luag*. Zwischen a und c stehen in der Ecke die Ofenkrücke und die Brotschaufel. Die Kochgeschirre werden einfach an das Feuer angerückt. Dreifüße werden kaum mehr verwendet. Feuerroß ist mir nur ein einziges zu Gesichte gekommen.

Der Backofen wird von der Herdoberfläche aus geheizt. Er faßt 20—22 große Laibe. Die Heize, das *Of'nloch*, ist gewöhnlich durch ein starkes Eisenblech geschlossen. An die der Stube zugekehrten Seite des Backofens lehnt sich eine treppenförmige Aufmauerung an. Sie wird *Of'ngred'n* (*Gread'n*, *Gred'* = Stufe) genannt. Auf den Abstufungen der Ofengrede stehen bei d die kegelstumpfförmigen Salzstöcke.

Wie in der Kärntner und Vorauer Rauchstube, so fehlt auch hier die Hühnersteige nicht. Sie lehnt sich an die lange freie Seite des Backofens an.

Zur Ausstattung der Rauchstube gehören auch die *As'n*¹ (in Kärnten ebenso, in der Gegend von Vorau *Holzprugg* [Holzbrücke] genannt). Es sind das Traggerüste, bestehend aus zwei unterhalb von der Decke hängenden, parallel zueinander angebrachten armdicken Stangen, auf die Holzscheite und Späne zum Trocknen gelegt werden. Eine Holzase ist im Grundrisse Abbildung 4 mit H-A bezeichnet. Eine zweite Holzase, H-A₂, zieht sich an der Nordwand hin. Sp-A bezeichnet die „Span-As'n“ (in Vorau „Spanschwing“). Sie dient auch als Vorrichtung zum Selchen (Räuchern) des Fleisches und der Würste. Die Späne dienen nicht nur zum Anheizen des Herdfeuers, sondern auch zur Beleuchtung. Ich fand noch in den meisten Häusern Spanleuchter vor.

Außer den beiden besprochenen Feuerstellen fällt uns in der Rauchstube des Kliegl-Hauses noch eine dritte auf. Sie befindet sich unter dem *Saufutter-Kessel*, S-K, dessen Ummauerung die Südwand der Stube durchbricht. Der Rauch entweicht wie bei den beiden anderen Feuerstellen frei in die Stube. Die Decke ist denn auch von einer glänzend schwarzen Rußschichte dicht überzogen. Auch die Wände sind in ihren oberen Teilen vom Rauch geschwärzt, in ihren unteren Teilen aber stark gebräunt.

Möbel sind in Rücksicht auf den alles schwärzenden Rauch in der Rauchstube nur wenige untergebracht. Der Tisch, T, hat eine 5—6 cm starke Platte aus Nußbaum- oder Ahornholz. Sie ist 1,25 m lang und 1,05 m breit. Der Tisch nimmt jene Ecke ein, die ihm im oberdeutschen Hause allgemein zukommt. Es ist die lichteste Ecke der Stube, da sich dort die meisten Fenster vorfinden. An den Wänden, die beim Tisch zusammenstoßen, laufen stabile Bänke, Ba und Ba₂, hin. An den freien Seiten des Tisches stehen vierfüßige Bänke ohne Lehnen, die man „Stühle“ nennt. St und St₂. An sonstigen Möbeln befinden sich in der Rauchstube nur noch, im Tischwinkel bei f auf den Bänken stehend, ein Eckkästchen, das *Wink'l-Kast'l*, mit dreieckiger Basis und unter M-K ein *Milchkast'l*. Bei g ist ein Eckbrettchen, die *Wink'l-Schiffel*, angebracht. Darauf stehen ein Kreuzifix aus Messing und ein Lampchen. Bei h ist an der Innenseite des Bankbrettes eine hervorziehbare Schublade, 's *Pänklad'l*, angebracht, welche Schusterwerkzeug enthält. Bei i ist zwischen Bank und Fenster eine *Rom*² befestigt.

¹ Vergl. Meringer, Studien zur germanischen Volkskunde I, in: *Zeitschr. f. d. germ. Phil.* 31, 1902, S. 100, Anm. 1.

² Vergl. Meringer, Studien zur germanischen Volkskunde I, in: *Zeitschr. f. d. germ. Phil.* 31, 1902, S. 100, Anm. 1.

hinter welcher die Hacken zur Verkleinerung des Brennholzes stecken (*Häck'n-Rem*). Bei k und l sind zwei kleine Tragbretter (*Remen*) angebracht, auf denen Wetzsteine, Feilen und andere Kleinigkeiten liegen. Bei m und n sind Lederstreifen mit Schuhnägeln derart locker angenagelt, daß hinter die Streifen die Eßlöffel gesteckt werden können. Über o ist ein Schlüsselbrett, die *Schleißstöll'n*, angebracht, auf welche die Schlüssel gelegt werden, wenn sie auf der Ofengreden trocken geworden sind. Über i ist ein gleiches Tragbrett für die Häfen, die *Häfnstöll'n*.

Die Türe der Rauchstube ist in der Mitte horizontal in zwei Teile geteilt. Die obere Hälfte steht, wenn gekocht wird, wenigstens in der wärmeren Hälfte des Jahres stets offen, die untere geschlossene Hälfte wehrt den Hühnern und Schweinen den Zutritt ab. Über der Tür befindet sich ein längliches Rauchloch von etwa 50—60 cm Länge und 20 cm Höhe. Das Rauchloch kann mit einem Schuber geschlossen werden. Der Rauch, der durch das Rauchloch oder den oberen Teil der Tür entweicht, wird außerhalb der Wand durch einen aus Brettern gebildeten Rauchfang, der von der Decke über den oberen Rand der Tür herabhängt, aufgefangen, um ihn durch den hölzernen Rauchscht abzuleiten. Es tritt uns hier also genau dieselbe Einrichtung entgegen, die ich aus den Kärntner und Vorauer Häusern a. a. O. beschrieben habe.¹

Der dritte Raum, den das Haus in sich schließt, liegt zur linken Seite der Laube. Es ist die *Kachelstube*, so genannt nach dem Kachelofen. Die Kachelstube ist unterkellert. Der Keller wird durch eine Tür zu ebener Erde von der Hauptfront des Hauses aus betreten. Obwohl er nur niedrig ist, überragt sein Gewölbe doch das Niveau der Laube. Die Kachelstube mußte darum 45 cm höher angelegt werden als die Laube. Ihre Höhe, welche 2,33 m mißt, erreicht die Höhe der Rauchstube (2,82 m) nicht. Ihr Inneres ist mit einem Mörtelverputz versehen. Der Fußboden ist gedielt, die Decke stukkaturt.

Rechts von der Tür befindet sich der Kachelofen. Er erhebt sich auf einem steinernen Sockel von 50 cm Höhe und besteht aus topfähnlichen grünglasierten Kacheln von der Art, die Meringer aus Müzzuschlag in Bd. XXIII der M. A. G., S. 142, unter Fig. 67 abgebildet hat. Die Zahl der Kacheln, aus denen der Ofen gebildet ist, beträgt 69, der Durchschnitt der einzelnen Kachel 15 cm. Die Höhe des einem Kugelgewölbe gleichenden Kachelaufbaues mißt 96 cm, so daß der ganze Ofen (Sockel und Kachelaufbau) 1,46 m hoch ist. In einer Höhe von 52 cm wird der Ofen von drei Seiten durch Bänke umfassen, die eine Breite von 40 cm aufweisen. Von den Bänken erhebt sich, den Ofen umschließend, ein Geländer (*Of'n-Glanna*), an dem im Winter Wäsche und Kleider getrocknet werden. Das Geländer reicht nicht bis zur Stubendecke, da es nur 1,41 m hoch ist. Der Ofen wird von der Laube aus geheizt. Der Rauch entweicht frei in die Laube und findet seinen Abzug gewöhnlich durch eine der beiden Laubentüren und durch die Öffnung der Bodenstiege. Der beschriebene Ofen gleicht also vollkommen dem, den Meringer in Bd. XXIII der M. A. G., S. 138, Fig. 57, abgebildet hat.

In der Stube finden wir unter T den Tisch und unter Ba und Ba₂ die Bänke im Tischwinkel. Über a ist ein Altar angebracht.

Unter T steht ein zweiter kleinerer Tisch. B = Bett, Ko = Kommode. Über U hängt eine Uhr. B ist das gemeinsame Bett des Bauern und der Bäurin. Die Kachelstube ist das Wohngemach der Besitzer des Hauses.

¹ Vergl. die Abb. 45 in Bd. XXXII d. M. A. G.

Abbildung 5 zeigt den Grundriß des Dachraumes. Das Balkengefüge der Hauswände erhebt sich 44 cm hoch über das Niveau des Dachbodens, bildet also einen niederen Kniestock. Diesen kniestockähnlichen Aufbau zeigt jedes Haus der Gegend. Ich habe diese Eigentümlichkeit als typisch auch beim Kärntner Hause nachgewiesen.¹ Der Dachraum des Kliegl-Hauses zeigt dieselbe Einteilung wie das Erdgeschoß. Wenn man von der Laube über die Stiege, St, zum Dachraum emporsteigt, so kommt man auf den *Lab'mpod'n* (Lauben-Boden), rechts davon liegt der Rauchstuben-Boden, links der Kachelstuben-Boden. Da der erstere etwas höher liegt, führt zu ihm eine Stufe empor. Zumeist ist dieser Boden durch ein Schloß abzusperrren, er heißt darum auch häufig der *Spia'pod'n* (Sperrboden). Die drei Bodenräume sind in ihren untersten Teilen, so weit nämlich die Hauswände emporreichen, durch Balkenwände, in ihren oberen Teilen durch Wände aus senkrechtstehenden Brettern geschieden.

Im Lauben-Boden geht bei R der Rauchfang in den hölzernen Schlot über. Nebendaran steht ein bottichähnliches Gefäß, das mir *Stotz'n* genannt wurde. Davor steht eine Truhe, Tr. Bei H-Sch steht eine zweite, viel größere Truhe, die 2,16 m lang, 1,55 m breit und 1 m hoch ist. Es ist der *Häba'-Schraiñ* (Hafer-Schrein), in dem der Hafer aufbewahrt wird. Daneben stehen bei a vier Spinnräder und vier Haspel.

Der Rauchstuben-Boden bildet die Vorratskammer des Hauses. G-Tr ist eine Gea'scht-Trug'n, Ko und Ko₂ sind Kommoden, in denen sich Kleider befinden, K-Tr und K-Tr₂ sind Kleidertruhen. Unter Z-Tr steht eine Zeugtruhe, die allerlei Werkzeug enthält, unter H-Tr und H-Tr₂ sind Hafertruhen aufgestellt. G-Sch ist ein großer Getreideschrein (*Träad-Schraiñ*), der in drei Fächer geteilt ist und Weizen und Roggen enthält. Bei Sch-Tr steht schließlich noch eine Schmalztruhe und bei Ka und Ka₂ stehen zwei Kästen. An den Bindehölzern der Dachsparren befestigt, hängt über F-II eine eigenartige Vorrichtung. Es ist ein aus starken Brettern gebildeter Pyramidenstumpf, der wie eine Taucherglocke aus Holz über Manneshöhe im Dachraum schwebt. In dieser Kiste, die nach unten offen, oben geschlossen ist und den Namen „Fleischhimmel“ trägt, hängen bis in den Herbst hinein Selchfleisch, Speck und Würste. An Stangen, die den Raum quer durchlaufen, hängt hier noch allerlei Gerät und Werkzeug: Sensen, Rechen, Sägen, Joche, Schnellwagen, Ketten, Glocken, Taschen, Schnapsäcke u. a.

Der Kachelstuben-Boden war s. Z. wenigstens für die wärmere Jahreszeit die Schlafkammer der Mägde. Drei Betten, B-B₃, stehen auch jetzt noch da, zudem unter Ko ein Koffer und unter K-Tr und K-Tr₂ zwei Kleidertruhen.

Betrachten wir uns den Grundriß des Erdgeschosses vom Kliegl-Hause, die Abbildung 4, nun nochmals, so ersehen wir, daß von den drei Räumen des Hauses zwei Feuerstellen besitzen, während der eine Raum eine solche entbehrt. Es ist die Laube (oder der Flur), welche die Mitte des Hauses einnimmt, durchgängig ist und dem Hause den Charakter eines „durchgängigen Mittelflurhauses“ (von Meringer so benannt) gibt.² Zur einen Seite der Laube liegt der Herdraum, zur anderen der Ofenraum. Wir haben also im Kliegl-Hause ein „Zweifelder-Haus“ (wieder von R. Meringer so benannt³) mit durch-

¹ Vergl. die Beschreibung der Rumpel-Kausche in Bd. XXXII der M. A. G. S. 111.

² Vergl. M. A. G., Bd. XXIII, S. 164, Fig. 159.

³ Dr. Rudolf Meringer, Die Stellung des bäuerlichen Hauses und die Entwicklung der Bauweise, in den Jahresberichten der kais. Akad. der Wissenschaften in Wien, Bd. CXLIV, VI, S. 4.

gehender feuerstellenloser Laube vor uns. Diese einfache Form des Hauses beherrscht heute die Gemeinde Kemetberg und wohl auch ihre weitere Umgebung. Phasen weiterer Entwicklung kommen wohl vor, sie sind jedoch von geringer Bedeutung und zumeist auf neuzeitige Umgestaltungen zurückzuführen. Das Kliegl-Haus kann also als der vorherrschende Typus des Bauernhauses der Umgebung von Köflach angesehen werden.



Abbildung 7. Stadel beim Kliegl-Haus.

b. Der Stadel.

Abbildung 7 gibt ein Bild des Stadels. Es ist ein vollkommen freistehendes mächtiges Gebäude von 23,25 m Länge, 10,65 m Breite und 13 m Höhe und übertrifft das Wohnhaus an Größe bedeutend. Das Erdgeschoß besteht aus 94 cm dicken Steinmauern, während die Wände des Obergeschosses, mit Ausnahme der vorderen Giebelseite, die Bretter-

verschalung zeigt, aus Balken bestehen. Die Giebel des großen Daches sind ebenfalls mit Brettern verschalt. Das Satteldach, welches sich schützend über das ganze Gebäude legt, ist ein Strohdach.

Das Erdgeschoß des Stadels, dessen Grundriß die Abbildung 8 bietet, besteht nur

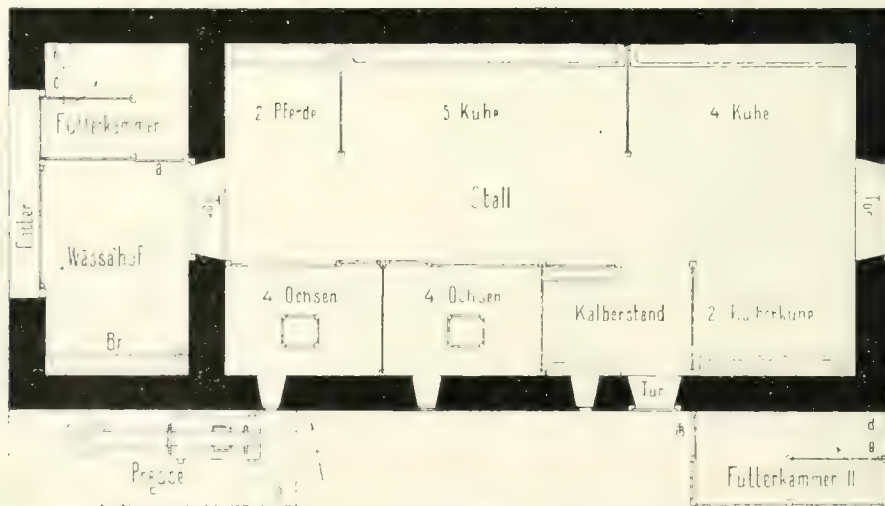


Abbildung 8. Stadel beim Kliegl-Hause, Erdgeschoß. 1:200.

aus zwei Räumen: aus dem großen Stall und einem ihm vorgelegten vorhallenartigen Raum. Vorhallenartig nenne ich diesen Raum deshalb, weil er nach vorne zum größten Teil offen, nämlich nur durch ein Gatter aus Brettern abgeschlossen, zum kleineren Teil mit Brettern oberflächlich verschalt ist. Hinter dieser Bretterschalung liegt eine

Futterkammer. Sie nimmt den kleineren Teil des Vorraumes ein und ist vom größeren durch eine Bretterwand geschieden. In dieser Bretterwand befindet sich bei a eine Tür, welche auf hölzernen Rädern steht und so beiseitegeschoben werden kann. In dieser Futterkammer, die durch einen Brettverschluss, dessen Höhe die Decke jedoch nicht erreicht, in zwei Teile geteilt ist, ist in der Decke über b ein Loch ausgespart, durch welches das Futter vom Obergeschoß in das Erdgeschoß befördert wird. Unterhalb der Öffnung ist über c eine breite, aus Brettern gebildete Rinne angebracht, die in der Richtung des Pfeiles drehbar ist. Es kann also das Futter durch die Rinne entweder in den vorderen oder in den rückwärtigen Teil der Futterkammer dirigiert werden. Die gleiche Einrichtung treffen wir in einer zweiten Futterkammer, welche an der südlichen Ecke dem Stadel angebaut ist; dort ist d das Futterloch, e die Rinne.

Der größere Teil des Vorraumes wird *Wassa'hof* genannt. Das Vieh *wässern* heißt



Abbildung 9. Stadel beim Kliegl-Hause, Obergeschoß. 1:200.

so viel, als es zur Tränke führen, es tränken. «Wassa'hof» bedeutet demnach Tränkhof. Bei Br steht in demselben der laufende Brunnen, aus dem das Vieh getränkt wird. Von diesem Vorhof aus führt ein großes Tor in den Stall, ein zweites in der gegenüberliegenden Wand aus dem Stall ins Freie. Der Stall kann also durchfahren werden. Ein kleinerer Ausgang liegt in der Südwand des Stalles. Er vermittelt den Verkehr zur zweiten Futterkammer. Fenster befinden sich nur in der südlichen Stallwand. Alles weitere erklären die Einzeichnungen. Bemerken muß ich nur noch, daß die Kühe an die an den Wänden hinlaufenden Barren angekettet sind, während sich die Ochsen in ihren Verschlägen frei bewegen können. Es ist dies eine Einrichtung, die ich auch in den Städeln der Gegend von Vorau, als auch in jenen Oberkärntens gefunden habe.¹

An die südwestliche Ecke des Stadels ist unter einem Pultdache ein Schupfen angebracht worden, in dem die Obstpresse zur Erzeugung von Birnen- und Apfelmast steht.

¹ Vergl. M. A. G., Bd. XXVII, S. 177, und Bd. XXXII, S. 55, 64 und 65.

Der Stadel liegt auf unebenem Terrain, so daß man in das Obergeschoß, dessen Grundriß die Abbildung 9 bietet, durch das große zweiflügelige Tor in der Nordwand mit Wagen einfahren kann, während das Obergeschoß, wenn man den Stadel von Süden betrachtet, das Ansehen eines auf das Erdgeschoß aufgesetzten Stockwerkes besitzt. Diese Einrichtung ist für Kemetberg ortsüblich, die Stadel werden darum immer auf abschüssigem Terrain angelegt. Betritt man nun das Obergeschoß durch das große Tor, so gelangt man in die Tenne. Rechts und links davon liegt je ein Futterbarren, in die das Heu eingelegt wird. Über der Vorhalle des Stalles ist eine Futterkammer. An der Nordseite ist vor dem linksseitigen Futterbarren ein Gang angebracht, der auch in Abbildung 7 zu erkennen ist. Auf demselben kann man vom Tennentor zum Eingang in die Futterkammer gelangen. An der Südseite des Stadels läuft ebenfalls ein Gang hin, der sich an der südöstlichen Stadeldecke zu einer zwei-

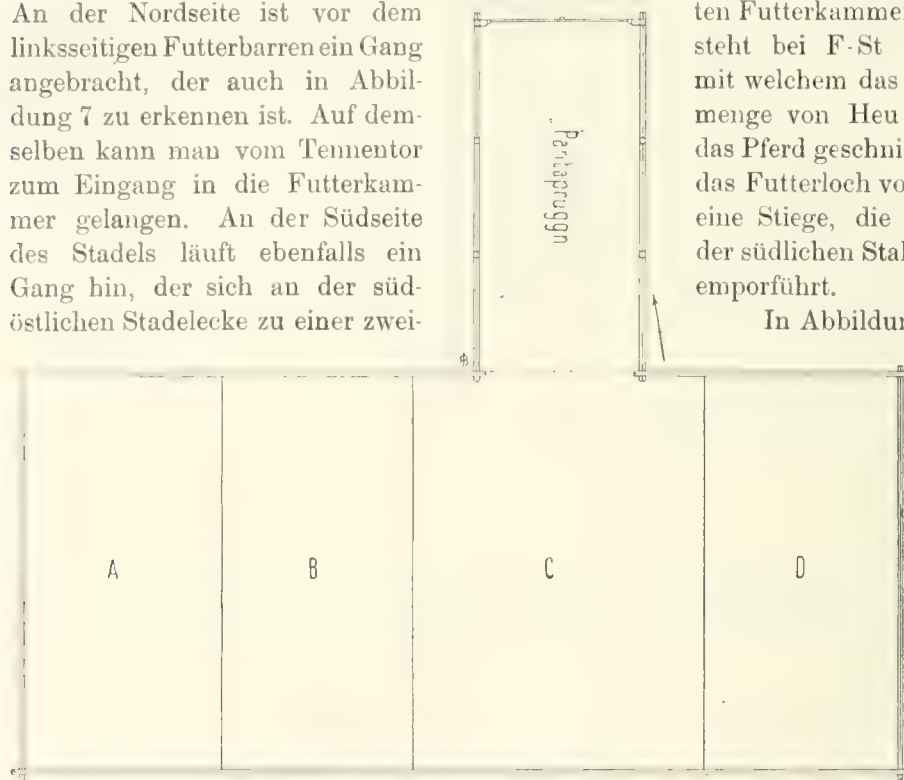


Abbildung 10. Stadel beim Kliegl-Hause, Dachraum. 1:200.

ten Futterkammer erweitert. Dort steht bei F-St der Futterstock, mit welchem das *Mischat*, ein Gemenge von Heu und Stroh, für das Pferd geschnitten wird; d stellt das Futterloch vor. St bezeichnet eine Stiege, die von der Tür in der südlichen Stallwand zum Gang emporführt.

In Abbildung 10 bringe ich den Grundriß des Dachraumes. Der Dachraum ist durchaus ungeteilt und wird *Panta* genannt.¹ Zu ihm führt die *Pantaprunge*, welche in Abbildung 7 als eine beiderseits verschaltete und über-

dachte Rampe zu erkennen ist, empor. Sie ist mit einem Doppeltor versehen. Aus Kärnten sind mir Stadel mit solchen Rampen wohl bekannt gewesen, ich habe davon zwei in Bd. XXXII der M. A. G. auf Seite 54 und 64 auch abgebildet und beschrieben, doch führten diese Rampen als Tennbrücken stets nur in das Obergeschoß des Stadels, nie aber in den Dachraum. Die *Pantaprunge* trat mir in Kemetberg als vollkommen neue Erscheinung entgegen. Dort kommt sie überall vor. Der Raum über der Tenne, den ich im Grundrisse, Abbildung 10, mit C bezeichnet habe, besitzt einen Boden aus starken Pfosten, der die Erntewagen, die über die Rampe einfahren, zu tragen hat. Bei A, B und D wird das Getreide aufgespeichert, bevor es zum Dreschen kommt. Es liegt dort nicht auf gedielten Böden, sondern nur auf Stangen, die quer über die obersten

¹ In Kärnten findet man sowohl den Dachraum der Wohnhäuser, als auch den der Stadel stets durch eine Bretterlage horizontal in zwei Teile geteilt. Dort heißt dann der obere Teil des Dachraumes «Pranta».

Balken der Zwischenwände gelegt werden, welche die Höhe des Pfostenbodens von C erreichen. Die Stangenroste werden *Tafel* genannt. Dieser Stadel ist ein für die Gegend typischer.

c. Die Knechtkammer.

Abbildung 11 zeigt das dritte Gebäude des Kliegl-Hofes. Es ist ein kleiner zweigeschossiger Bau, wird die Knechtkammer genannt und dient sowohl Wohn- als auch Wirtschaftszwecken. Das Erdgeschoß, dessen Grundriß die Abbildung 12 bringt, birgt die Schweineställe. Durch die in der Langwand angebrachte Tür betritt man den Futtergang. Zu beiden Seiten desselben sind je zwei Ställe angebracht. Abbildung 13 zeigt den Grundriß des Obergeschosses. Das Obergeschoß bildete die Wohnung der Knechte.

2. Das Hübler-Haus.

Abbildung 14 bringt das Bild eines zweiten Hauses aus Kemetberg. Es hat die Nummer 48. Während im Kliegl-Hause nur die Rauchstube aus Holz war, sind hier alle Wohnräume gezimmert. Die Zimmerung ist in gleicher Weise ausgeführt wie beim Kliegl-Hause. Das Zimmerwerk des Hauses ruht auch hier auf einem Unterbau aus Stein. Balkonartige Gänge fehlen hier an den Giebelseiten, doch ragt der Dachboden an den Giebelseiten in der üblichen Breite der Gänge, d. i. etwa 1 m, vor. Die Giebelwände bestehen wieder aus Brettern.



Abbildung 11. Die Knechtkammer beim Kliegl-Haus.

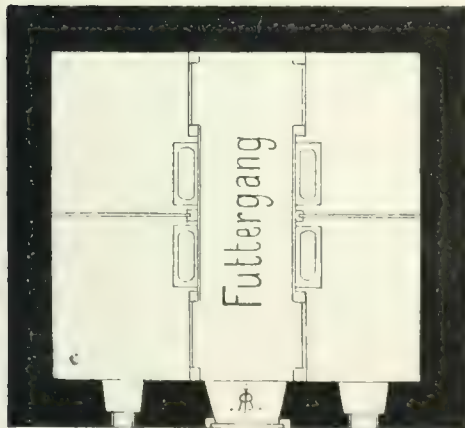


Abbildung 12. Kliegl. Knechtkammer Erdgeschoß. 1 : 100.

Das Dach zeigt an jedem der Giebel eine Abwalmung, die ungefähr auf ein Drittel der Dachhöhe herabreicht. Solche mit Abwalmungen versehene Dächer nennt man in Kemetberg *Pritsch-Dächer*. Das Dach auch dieses Hauses zeigt zweierlei Deckmaterial. Während die im Bilde sichtbare, südliche Dachfläche aus Schindeln besteht, weist die nördliche Dachfläche Dachbretter oder Dachläden auf. Die südliche Dachfläche ladet etwas weiter aus, da sie den an dieser Seite des Hauses entlanglaufenden Gang zu schützen hat. In der Mitte des Hauses erweitert sich der Gang zum *Elßgangl*. Über demselben springt ein kleines Dach, das ebenfalls eine Abwalmung aufweist, aus dem Hauptdache hervor.

Im Dachboden dieses Daches über dem Elßgangel ist ein Taubenschlag untergebracht. Über diesem Dach tritt ein zweites, kleineres, aus dem Hauptdache hervor. Es gehört einer Dachluke an. Auch dort befindet sich ein Taubenschlag.

Taubenschlag. Vor der Dachluke ragt aus der Dachfläche des Hauses der Rauchschlot hervor. Über denselben legen sich schützend wie ein aufgeklappter Pultdeckel Bretter, die gleichsam aus der Dachfläche emporgehoben zu sein scheinen.

Abbildung 15 bringt den Grundriß des Hauses. Im Eßgangel, dessen Dach auf vier Säulen ruht, steht ein Tisch, T, der von drei Bänken, Ba-Ba₃, und einem «Stuhl»



Abbildung 13. Kliegl, Knechtzimmer (Obergeschloß). 1 : 100.

umschlossen ist. Neben dem Eßgangel führt eine Stiege hinab in den Hof. Die Stiegenöffnung kann durch eine Falltüre geschlossen werden, so daß man darüberhin an das Ende des Ganges gelangen kann.

Gegenüber vom Eßgangel führt die Haustür in die durchgängige Laube. Es fällt hier auf, daß rechts und links von der Laube die Zimmerung aussetzt und durch eine Verschalung von stehenden Brettern ersetzt ist. Ich habe diese Einrichtung nicht nur in Kärnten gesehen¹, ich fand sie auch in Kemetberg noch bei einem zweiten Hause und werde an zustehender Stelle darauf aufmerksam machen. Auch diese Laube hat nur

ein Fensterchen. Es ist links von der Eingangstür angebracht, mißt 30 cm in der Breite und nur 21 cm in der Höhe, hat keine Verglasung, sondern ist nur durch einen hölzernen Schubser zu schließen. Die Laube des Hübler-Hauses ist gediebt. Ihr Stuckboden (die Decke) wird von drei Tramen getragen. Von der Laube führt bei St eine hölzerne Stiege zum Dachraum hinauf. Wie in vielen anderen Häusern befinden sich die Betten der Mägde hier nicht wie im Kliegl-Hause auf einem der Dachböden, sondern in der Laube und zwar drei an der Zahl: B-B₃. Im Winter kommen sie wenigstens zum Teil in die Rauchstube. Außerdem finden sich in der Laube noch eine Truhe, Tr, ein Hackstock, H-St, und bei Ka ein Verschlag mit einer Tür, der mir Kasten genannt wurde. Darin ist allerlei Werkzeug untergebracht. Über der von der Laube nach rechts führenden Tür ist wieder ein Rauchloch zu erblicken, das 49 cm lang und 18 cm hoch ist. Auch der Rauchfang fehlt über R nicht.



Abbildung 14. Das Hübler-Haus.

Die Rauchstube ist 7,44 m lang und 6,55 m breit. In der Giebelwand befinden sich drei mit Glas versehene Fenster in einer unteren und zwei mit Holzschubsern

¹ M. A. G., Bd. XXXII, S. 264, Abb. 191.

ausgestattete Rauchfenster in einer oberen Reihe. Die zwei letzteren fallen in Abbildung 14 in den tiefen Schlagschatten des vorstehenden Dachbodens und sind deshalb im Bilde nicht wahrzunehmen. Die südliche Wand der Rauchstube weist drei Fenster auf. Davon ist das der Tür zunächst gelegene kleiner als die anderen beiden, welche denen in der Giebelwand an Größe gleichkommen (42 cm breit, 48 cm hoch). Das kleine Fenster mißt nur 27 cm im Geviert. Die Bäurin sagte mir, daß auch alle anderen Fenster diesem gleich waren, der Vater hat sie jedoch vergrößern lassen.

Jener Teil des Fußbodens der Rauchstube, der vor dem Herde liegt, besteht wieder aus einem Steinplattenpflaster, der übrige Teil ist gedielt. Die Decke ist ein Stuckboden. H-A und H-A₂ = Holzassen, über e ist die *Spanasen*. B-O = Backofen, H = Herd, bei a Kesselreid, bei b die abgestufte «Ofengread'n» mit den Salzstöcken. Ihr ist wieder eine Hü = Hühnersteige vorgelegt. S-K = Saufutterkessel. Von den weiteren Einzeichnungen erkläre ich nur kurz: T = Tisch (1,28 m lang, 1,22 m breit). In der Nähe des Tisches sind bei e und f Löffelremen angebracht. Bei d steht ein Eckschränkchen auf der Bank im Tischwinkel. St und St₂ sind «Stühle», Ba und Ba₂ die 45 cm breiten stabilen Bänke. Tr = Mehltruhe, W-B = Wasserbank, M-K = Milchkasten. Br = Brunnen. Rauchstuben mit Brunnen gibt es auch in Kärnten vielfach.¹

Jener Teil des Hauses, welcher von der Laube nach links liegt und der im Kliegl-Hause nur einen Raum umschließt, ist hier durch eine Mittelwand in zwei Räume ge-

schieden. Eine solche Unterteilung an dieser Stelle des Hauses kommt in Kemetberg häufig vor. Die scheidende Wand ist eine Balkenwand, deren einzelne Balken exakt in Schwalbenschwanz-Verzinkung in die Hauptwände des Hauses eingefügt sind. Die Errichtung der Kammer neben der Kachelstube ist in diesem Hause eine ursprüngliche. Darin, daß dieses Haus vier Räume von verschiedenem Charakter umschließt, steht es in Hinsicht auf seine Ausgestaltung über dem Kliegl-Hause.

Der Eingang in die Kachelstube befindet sich der Rauchstubentür schräg gegenüber. Die Kachelstube ist gedielt und hat wie die anderen Räume des Hauses einen Stuckboden als Decke. In der südlichen Wand sind drei Fenster angebracht, wovon zwei bereits vergrößert wurden (43×44 cm), das dritte aber die ursprüngliche Größe, 27 cm im Geviert, noch aufweist. In der westlichen Wand der Stube befinden sich fünf Fenster. Drei davon liegen in einer unteren Reihe, sie messen 27 cm im Geviert, und zwei in einer oberen Reihe (25×25 cm). Die Einzeichnungen erkläre ich wie folgt: O = Kachelofen mit topfförmigen Kacheln, B und B₂ = Betten, Ko-Ku = Kammern,



Abbildung 15. Wohnzesehst des Hubler-Hauses. 1:100

¹ Vergl. in Bd. XXXII d. M. A. G. die Grundrisse Abb. 27, 44 und 59.

Ka = Kasten. Tische und Bänke fehlen hier, ein Zeichen dafür, daß die Stube nur als Schlafgemach dient.

Die Kammer ist eine Vorratskammer. Tr-Tr₁ = Truhen. Licht erhält die Kammer durch drei Fenster. Eines derselben liegt in der nördlichen Wand und zwei in der westlichen Wand und zwar auffallenderweise genau senkrecht übereinander.



Abbildung 16. Das Alpenbauer-Haus.

Die Laube, die Kachelstube und die Kammer sind unterkellert. Die Eingangstür befindet sich in der Hauptfront des Hauses.

3. Das Alpenbauer-Haus.

Das Alpenbauer-Haus, dessen Ansicht die Abbildung 16 zeigt, ist eines der am höchsten gelegenen Häuser der Gemeinde Kemetberg. Es trägt die Nummer 62. Das Haus ist ganz aus Holz erbaut, nur der Unterbau, der einen Keller und einen Schafstall einschließt, besteht aus steinernem Mauerwerk. Die Schweine sind hier außer dem Hause in einem

kleineren Zubau untergebracht, der links unten in Abbildung 16 zu sehen ist. Die rückwärtige Giebelwand dieses Hauses ist ganz genau gleich wie die vordere. An der südlichen Langwand läuft ein Gang in der ganzen Länge des Hauses hin. Das Dach des Hauses besteht aus Dachläden.

Wie aus dem Grundrisse, Abb. 17, zu ersehen, war das Haus seinerzeit dreizehlig. Es ist an ihm eine einfache Veränderung vorgenommen worden, die uns zeigt, wie Häuser, die einst die möglichst einfachste Ausgestaltung zeigten, zu Häusern von entwickelterer Einteilung umgestaltet werden können.

In der Mitte des Hauses liegt die durchgängige Laube. Sie ist gedeilt, hat eine einfache Bretterdecke und erhält

durch zwei Fenster (25×25 cm) Licht. Aus der Laube führt bei St die hölzerne Stiege zum Dachboden empor. In der Laube ist nur ein Bett B und eine Truhe Tr untergebracht. Bei R hängt der Rauchfang über der Tür.

Rechts von der Laube lag ehemals wie in den bisher besprochenen beiden Häusern, eine Rauchstube. Sie maß 6,8 m in der Länge und 5,95 m in der Breite. In der südlichen Wand hatte sie drei Fenster. Das mittlere davon ist heute vermacht. Die Rauchstube ist vor mehreren Jahren unterteilt worden.

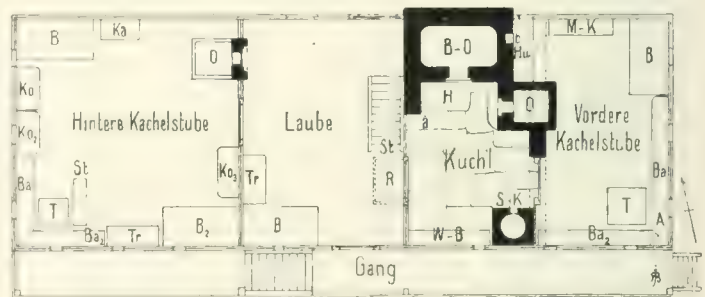


Abbildung 17. Grundriß des Alpenbauer-Hauses. 1:200.

Die Abteilung wurde so vollzogen, daß man die vordere Wand des Backofens d. i. jene, in der sich das Heizloch befindet, bis zur Decke der Stube erhöhte. Da der Backofen im Winter nur zeitweilig geheizt wird, mußte für die durch die Abgrenzung neugewonnene Stube ein Ofen errichtet werden. Er wurde an den Backofen im rechten Winkel angebaut. Jene zwei seiner Wände, die in den Kochraum, der jetzt «Kuchel» d. i. Küche heißt, hineinragen, wurden ebenfalls bis zur Stubendecke emporgebaut, ferner auch jenes Stück Mauer, das vom Ofen bis zur Tür reicht, die die Küche mit der neuen, der vorderen Kachelstube verbindet. Die Tür selbst befindet sich in einer Bretterwand, welche den Abschluß der abteilenden Linie bildet. Backofen, B-O, und Herd, H, nehmen ihren angestammten Platz auch jetzt noch ein. Der Herd hat nur einen Einschnitt erhalten, der es ermöglicht, daß man aus ihm den Stubenofen, der ein Kachelofen ist, bequem heizen kann. Bei a steht die Kesselreid'. Auch die Wasserbank, W-B, und den Saufutterkessel, S-K, finden wir an der gewohnten Stelle.

Im vorderen Teile der ehemaligen Rauchstube ist auch alles beim alten geblieben, der Tisch, T, die Bänke, Ba und Ba₂. Über dem Eckkästchen ist bei A ein Altar errichtet worden. Das Bett, B, wird früher, wenigstens im Winter, ebenfalls an derselben Stelle gestanden sein. Der Milchkasten, M-K, nimmt auch seinen alten Platz ein und selbst die Hühnersteige, Hü, finden wir in der Stube noch gerade so vor wie die «Luag» b in der Backofenwand, wo die Gluckhenne ihre Küchlein ausbrütet. Geschwunden aus der Stube sind nur die Holzassen.

Um die Spuren der ehemaligen Rauchstube zu verwischen, ist der abgetrennte Raum mit Kalkmilch geweißt worden.

Wie ehemals die Rauchstube, so ist jetzt die neugewonnene Kachelstube der Sammelplatz aller Hausbewohner. Es können jetzt hier auch im Sommer die Mahlzeiten eingenommen werden. Ein Eßgangel ist bei diesem Hause überflüssig geworden.

Wir finden hier also den Teil der ehemaligen Rauchstube, der den Herd, den Backofen und den Saufutterkessel enthält, durch die Einschachtelung der drei Feuerstellen zur Küche herabgesunken. Der Raum dient nur mehr Kochzwecken. Es mag hier schon erwähnt sein, daß die Unterteilung der Rauchstube in der besprochenen Weise in der Gemeinde Kemetberg durchaus nicht vereinzelt dasteht, man kann sagen, daß sie in gleicher Weise in der Mehrzahl der Häuser vorgenommen worden ist.

Die ursprüngliche, jetzt hintere Kachelstube des Alpenbauer-Hauses zeigt noch ihr altes Gepräge. Der Ofen, O, ist ein Kachelofen aus topfförmigen Kacheln. Er wird von der Laube aus geheizt. Der Rauch entströmt frei in die Laube. Mit Ausnahme des Tisches, T, den Bänken, Ba und Ba₂, und des «Stuhles», St, sind die Möbel willkürlich angeordnet. Ich erkläre noch: B und B₂ = Betten, Ko-Ko₃ = Kommoden, Ka = Kasten.

4. Das Schriebl-Haus.

Abbildung 18 zeigt uns ein viertes Haus aus Kemetberg, das Schriebl-Haus. Seine Nummer ist 35. Parallel zum Wohnhause gelegt erhebt sich der große Stadel. Beide Gebäude sind durch eine Brücke, welche vom Dachraume des Wohnhauses in das Obergeschoß des Stadels führt, verbunden. Ich beschränke mich hier nur auf die Beschreibung des Wohnhauses, da der Stadel jenem beim Kliegl-Hause ganz ähnlich ist.

Es liegt, wie aus der Abbildung 18 zu ersehen, auf abfallendem Boden und zwar darum die Eigentümlichkeit, daß es, von der einen Langseite betrachtet, wie ein eben-

erdiges, von der anderen besehen, wie ein zweigeschossiges Haus aussieht. Die Wohnräume bestehen durchwegs aus Holz. Die Untermauerung schließt einen Keller und die Schweineställe ein. In der Giebelseite erblicken wir zwei Gänge. Der untere der beiden setzt sich an der ganzen Südseite des Hauses fort und erweitert sich am Ende des Hauses zu einem mit Brettern verschalten Eßgangel. Das Dach ist ein Strohdach, aus dessen südlicher Fläche sich der Rauchschlot und eine Dachluke erhebt.



Abbildung 18. Das Schriegl-Haus samt Stadel.

Der Grundriß des Hauses, Abbildung 19, zeigt uns fünf Räume. Denkt man sich jedoch alles weg, was nicht ursprünglich am Hause ist, so bleiben nur drei Räume übrig, die genau den drei Räumen im Kliegl-Hause entsprechen. Das Haus kann entweder vom Gang oder von der Stadelseite aus betreten werden. Wir gelangen in die Laube, die sonach wieder durchgängig ist. Die Laube ist verhältnismäßig schmal. Sie hat als Decke

einen Stuckboden, als Fußboden ein Steinplattenpflaster. Darin finden wir nur bei St die Bodenstiege, über R den Rauchfang, bei Ba eine Bank und bei Ka einen Kasten.

Unter dem Rauchfang führt die Tür in die Rauchstube. Herd, H, und Backofen, B-O, zeigen die Konstruktion der schon besprochenen gleichen Objekte. a = Kesselreid', b = Herdmäuerchen, auf dem der «Muasa» (Mörser) steht; e = «Herdgread'n» mit Salzstock; bei d ist eine «Luag» in der Backofen-

wandung, in der die Hühner brüten und auch die Katze zu gewisser Zeit ihr «Nest» hat; e = Holzassen, f = Fleischselch, g = Schlüsselkorb, h = «Hef'nstöll'n», i = Löffelrem, k, l und m = verschlagene Fenster. S-K = Saufutterkessel. Daneben steht das «Kaspel»-Faß, K-F, Ba-Ba₄ = Bänke; Sp-K = Speisekasten. Bei B fand ich in dieser Rauchstube selbst mitten im Sommer ein Bett.

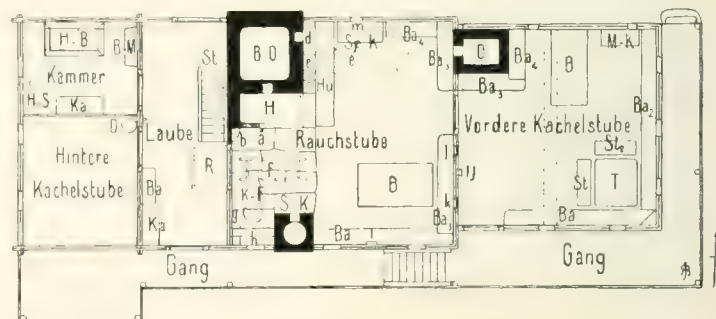


Abbildung 19. Grundriß des Schriegl-Hauses. 1:200.

Den von der Laube links liegenden Raum fand ich nach dem Muster des Hübler-Hauses in zwei Teile geteilt. Die Wand, welche die Teilung vornimmt, ist jedoch nur eine Bretterwand und neu. Der kleinere Raum ist eine Kammer, der größere eine Kachelstube. Letztere konnte ich nicht betreten, da die Stube in Abwesenheit der Bauersleute, denen sie als Schlafgemach dient, verschlossen war. Es fehlen darin im Grundrisse die Einzeichnungen. Die Stube wird durch einen eisernen Ofen geheizt.

In der Kammer fand ich unter Ka einen Kasten, bei H-St einen Hackstock, bei B-M eine Backmulter und unter H-B eine Hobelbank mit allerlei Werkzeug. An der Decke sind Fleischstangen befestigt.

Als die besprochene Kachelstube und die Kammer noch ein Raum waren, bildete dieser mit der Laube und der Rauchstube die drei ursprünglichen Räume des Hauses, oder mit anderen Worten, sie waren das ursprüngliche Haus.

Im Schriegl-Hause verhalf man sich in hochinteressanter Weise zu einer zweiten Kachelstube einfach dadurch, daß man der Rauchstube eine geräumige zweite oder vordere Kachelstube vorbaute. B = Bett, T = Speisetisch, Ba und Ba₂ = Bänke, St und St₂ = «Stühle». Seit die Stube angebaut wurde, steht das Eßgangel verwaist. Der große Ofen, O, der vorderen Kachelstube ist von zwei Bänken, Ba₃ und Ba₄, eingeschlossen. Er hat einen steinernen Unterbau und einen Aufbau aus topfförmigen Kacheln. Er wird von der Rauchstube aus geheizt. Unter M-K steht das Milchkastel. Über U hängt eine Uhr an der Wand.

Die Rauchstube dieses Hauses hat, wie aus ihrer Beschreibung hervorgeht, das alte Gepräge wohl noch vollkommen erhalten, durch den Vorbau der neuen Kachelstube hat sie aber viel von ihrer Wichtigkeit eingebüßt. Sie ist fast ganz zur Küche herabgesunken, nur das Bett darin erinnert noch an ihre Bewohnbarkeit.

5. Das Jud-Haus.

Es ist nun nicht ohne Interesse, daß ich dem alten Schriegl-Hause als Parallele ein neues Haus an die Seite stellen kann, das im Grundrisse von Anfang an dieselbe Einteilung aufweist, zu der das Schriegl-Haus und mit ihm das Alpenbauer-Haus erst allmählich gekommen sind. Es ist das Jud-Haus, Nr. 46 in Kemetberg. Es wurde im Jahre 1843 erbaut und ist eines der stattlichsten Gebäude der Gemeinde. Abbildung 20 gibt sein Bild. Im Äußeren unterscheidet es sich von den älteren Häusern fast gar nicht. Seine Hauptfront ist wie bei allen bisher besprochenen Häusern fast ganz genau nach Süden gerichtet und weist zwei Geschosse auf. Die Nordseite zeigt nur ein Geschöß. Vom ganzen Hause ist nur jener nach Osten gerichtete Raum, der uns bisher stets als Rauchstube bekannt geworden ist, aus Holz, alles andere besteht aus steinernem Mauerwerk, das außen keinen Verputz aufweist. Vor dem Wohngeschöß läuft ein Gang hin, zu dem drei Treppen hinaufführen. Die Bretter der Gangbrüstung zeigen einfache Ausschnitte, die den Gang und das ganze Haus sehr zieren. Ein zweiter Gang ist in Abbildung 20 an der Giebelseite beim Abschlusse des Wohngeschosses zu sehen. An der westlichen Giebelseite fehlt ein solcher Gang. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt. In der südlichen Dachfläche ist eine große Dachluke zu erkennen, aus der nördlichen ragt ein hölzerner Rauchschlot empor, der dem Schlot des Kachelhauses gleich ist.



Abbildung 20. Das Jud-Haus.

Bilde aber nicht sichtbar ist. Das Dach hat nur ganz kurze Abwalmungen. In der Untermauerung des Hauses sind in der Hauptfront drei Türen angebracht. Die eine befindet sich in der Mitte des Hauses und führt in einen Schafstall. Die andere liegt in der linken Hälfte und öffnet sich in einen Schweinestall, die dritte, die nahe der südöstlichen Ecke im Bilde zu erkennen ist, leitet in einen ebenerdigen Keller.

In Abbildung 21 bringe ich den Grundriß des Wohngeschosses. Wenn man vom Gange aus durch die Thür schreitet, die in das Haus führt, so kommt man in die Laube. Sie ist gediebt, nicht geweißt und hat als Decke einen Stuckboden. Aus der Laube führt bei St eine Stiege zum Dachboden. Unter B steht ein Bett, unter Ka ein Kasten, unter Tr eine Truhe und unter der Stiege bei S-K ein Saufutterkessel.

Der Herdraum, welcher sich nach rechts an die Laube anschließt, ist hier das, was er im modernen oberdeutschen Hause zu sein pflegt, eine Küche. Der Raum wird in diesem Hause auch nicht mehr Rauchstube, sondern «Kuch'l» genannt. In ihr sehen wir wieder einen Backofen B-O mit dem offenen Herd in Verbindung. Er

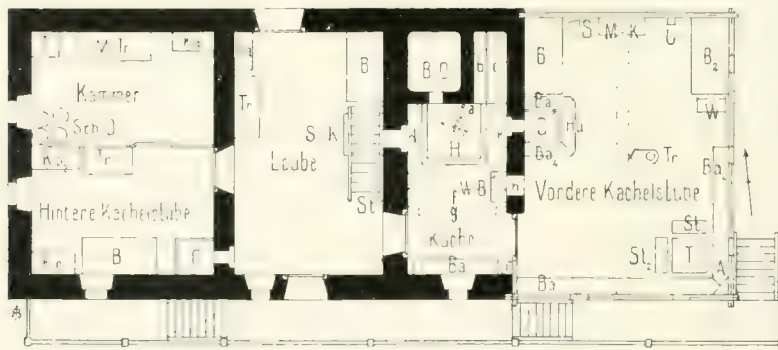


Abbildung 21. Wohngeschoß im Jud-Hause. 1:200.

ist nicht länglich, sondern quadratisch. Am Rande ist er mit einer Bretteneinfassung umschlossen. Seine Oberfläche bilden Steinplatten. Es fehlt ihm auch der charakteristische Feuerhut. Dieser ist überflüssig geworden, da die Decke über dem Herd und dem Backofen ein steinernes

Tonnengewölbe bildet. Der vordere Teil der Küche hat einen Stuckboden. Ein tiefer als das Gewölbe herabreichender gemauerter Bogen, der im Grundrisse durch zwei punktierte Linien bei f angedeutet ist, verhindert es, daß der Rauch in den vorderen Teil dringen kann. Unter dem Gewölbe sammelt sich natürlich auch der Rauch aus dem Backofen, vom Saufutterkessel und aus dem Stubenofen. Der Rauch wird durch einen Schornstein abgeleitet, der auf dem Gewölbe aufsitzt. Die Kesselreid' steht hier nicht vor dem Herd, sondern bei a auf dem Herd selbst; b ist die «Of'ngread'n», c der hinausgeschobene Sockel des Backofens, welcher die Höhe des Herdes, nämlich 70 cm besitzt; d und e deuten Schlüsselremen an, die über Manneshöhe an den Wänden befestigt sind; bei g ist an der Vorderseite des Bogens eine *Hefnstöll'n* angebracht; h ist ein Durchschlag in der Mauer, durch den die Speisen in die Stube gereicht werden können. Gegen die Stube zu ist dieser Durchbruch mit einem Türchen zu schließen. Im vorderen Teil der Küche steht unter dem Fenster an der Wand eine Bank.

Von der Küche nach rechts liegt der große Wohnraum der Bauernfamilie, zugleich der Sammelplatz für das ganze Hausgesinde, die vordere Kachelstube.

Ihr Fußboden ist gediebt. Die Decke ist ein Stuckboden, getragen von einem Unterzugbalken, der durch die punktierten Linien angedeutet ist. Die Stube hat fünf Fenster. Kleinere Fenster in einer höheren Reihe fehlen hier. Die Einzeichnungen er-

kläre ich kurz, wie folgt: T = Tisch, St und St₂ = Stühle, A = Altar, Ba und Ba₂ = Bänke, B und B₂ = Betten, W = Wiege, S = Sessel, M-K = Milchkasten, U = Uhr, O = Ofen aus topfartigen Kacheln. Er ist von Bänken umgeben: Ba₃ und Ba₄. Unter jener Bank, die mit Hü bezeichnet ist, ist eine Hühnersteige untergebracht. In der Mitte der Stube ist bei Tr ein durchlochtetes Brett an einer senkrechtstehenden drehbaren Stange angebracht. Es ist ein Apparat, in dem die Kinder das Gehen erlernen und heißt *Trendl*.¹

Die hintere Kachelstube hat an Bedeutung verloren, da sie durch die vordere ersetzt ist. Sie dient zu Zeiten als Ausnehmer-Wohnung. Sie ist gedielt, geweißt und hat einen Stuckboden. O = Ofen, B = Bett, Tr = Truhe, Ko und Ko₂ = Kommoden.

Die Kammer scheint erst vor kurzer Zeit abgetrennt worden zu sein, die abteilende Bretterwand sieht nämlich noch ganz neu aus. Auch die Kammer ist gedielt und geweißt. T = Tisch, M-Tr = Mehltruhe, Ka = Kasten, Sch-D = Schmalzdosen.

Aus der Beschreibung dieses Hauses hat sich also ergeben, daß es als neueres Haus nach dem Muster älterer Häuser erbaut wurde, in denen man durch Unterteilung oder Zubau die alte Rauchstube oder einen Teil derselben zur Küche machte, um durch diese Umwandlung einen wohllicheren Raum zu gewinnen.

6. Das Engelbauer-Haus.

Das Engelbauer-Haus, wie die bisher besprochenen Häuser der Gemeinde Kemetberg angehörend, hat die Hausnummer 39. Es liegt seiner Länge nach von Nordost nach Südwest. Abbildung 22 zeigt die südwestliche Giebelseite des Hauses. Es ist dies die rückwärtige Giebelseite. Die vordere ist ihr übrigens vollkommen gleich.² Alle seine Räume sind von Mauerwerk umschlossen. Dies war jedoch früher nicht so. Der größte Raum des Hauses war ehemals aus Holz erbaut. Im Jahre 1843 wurde er in Stein umgebaut.

Der Umstand, wonach beim Engelbauer-Haus ein Eßgangel fehlt, läßt die Vermutung wach werden, daß auch dieses Haus keine Rauchstube mehr besitzt. Die Art und Weise der Umgestaltung der Rauchstube oder eines Teiles derselben in eine Küche ist hier nicht weniger interessant als jene, die sich im Alpenbauer-Hause und im Schriebl-Hause vollzogen hat. Es erweist dies der Grundriß Abbildung 23.

Die alte hölzerne Rauchstube hatte genau dasselbe Aussehen und dieselbe Form wie jene des Kliegl-Hauses. Wo der jetzt gemauerte Raum, die Kachelstube, die einspringende Ecke aufweist, stand damals der Backofen und davor der Herd mit dem



Abbildung 22. Das Engelbauer-Haus.

¹ Eine gleiche Vorrichtung habe ich M. A. G., Bd. XXV, S. 139, das O. S. dort unter Fig. 218 abgebildet. Sie heißt dort «Gang iwagin».

² Das in Abbildung 22 rechts vom Wohnhause ersichtliche Gebäude ist ein kleiner Stadel. Der große Stadel liegt vom Hause ziemlich weit ab.

Herdgewölbe. Backofen und Herd wurden dann niedergerissen und die Ecke, welche sie einnahmen, durch neuaufgeführte Mauern von der Stube ausgeschlossen. In der Breite dieser Ecke wurde nun die früher durchgängig gewesene Laube durch eine Mauer abgeteilt. So wurde die Laube zwar fast um die Hälfte kleiner, doch gewann das Haus einen neuen Raum, eine eigene Küche. Sie besteht gewissermaßen aus zwei Teilen: aus dem, welcher der Laube, und aus dem, welcher der Rauchstube abgewonnen wurde. Der erstere trägt einen Stuckboden und hat einen gedielten Fußboden, der letztere besitzt ein Steinplattenpflaster und ist gewölbt. Beide sind durch einen gemauerten Bogen voneinander geschieden, der den Rauch der Küche auf den gewölbten Teil einschränkt. Der fast quadratische, 80 cm hohe offene Herd, dessen Heizfläche ein alter Mühlstein bildet, ladet nach beiden Seiten aus. Auf diese Ausladungen münden zwei Ofenlöcher. In der Küche finden wir bei a eine Stellage für Häfen, bei H-A eine Holzase und bei St eine Stiege, die in den Keller hinabführt.

Der Rest der gewesenen Rauchstube enthält den Backofen, der dort neu aufgeführt wurde und von der Küche aus zu heizen ist. Vor ihm wurde dort, wo das zweite Heizloch gegen die Stube führt, ein Kachelofen gebaut, der die alte Rauchstube zu einer Kachelstube machte.

So sehen wir denn, daß im Engelbauer-Hause durch eine Umgestaltung, welche zwar ganz anderen Charakters ist als jene, die wir im Alpenbauer-Hause und im Schriegl-Hause kennengelernt haben, doch derselbe Endzweck erreicht wurde: die Schaffung eines

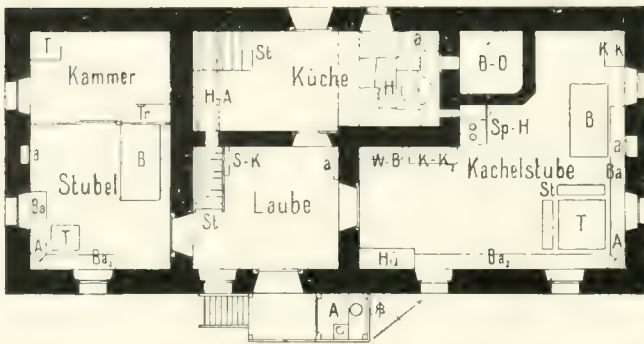


Abbildung 23. Grundriß des Engelbauer-Hauses. 1:200.

eigenen Kochraumes und der Gewinn einer zweiten wohnlichen Stube.

Durch eine scheinbar unwesentliche Umänderung, welche in der Kachelstube in neuester Zeit vorgenommen wurde, hat sich der Charakter dieser Stube wieder geändert. Sie führt wohl noch immer den Namen Kachelstube, aber der Kachelofen ist aus ihr geschwunden und hat einem modernen Sparherd, Sp-H, Platz gemacht. Auf ihm wird Sommer und Winter gekocht. Der Raum ist also wieder das geworden, was er zuerst war: Arbeits-, Wohn-, Schlaf- und Kochraum. Der praktische Sparherd hat die gute Eigenschaft, im Winter die Stelle des Ofens zu vertreten und die Stube angenehm zu erwärmen. Seit der Sparherd in der Stube aufgestellt wurde, steht der offene Herd in der Küche unbenutzt.

In der Kachelstube steht bei T der Tisch an gewohnter Stelle. Ba und Ba₂ = Bänke, A = Altar, W-B = Wasserbank, K-K und K-K₂ = Küchenkästen, B = Bett, a = Wandschränkchen, Hü = Hühnersteige.

Im Reste der Laube erblicken wir bei St die Bodenstiege, darunter ragt der Saufutterkessel, S-K, hervor; bei a hängt ein Schüsselkorb an der Wand.

Die von der ehemals durchgängigen Laube links liegenden beiden Räume bildeten einstmals ein Gelaß. Dort, wo heute der Saufutterkessel an der Wand steht, war

ehedem eine Ofenheize, die zu einem Kachelofen in die Stube führte. An seiner Stelle steht jetzt ein Bett. Die Einrichtung des «Stübels» ist recht dürftig: T = Tisch, Ba und Ba₂ = Bänke. Bei a ist ein Wandschränken.

In der sich dem Stübel anschließenden Kammer steht bei T ein Tisch und bei Tr eine Truhe.

Das Anwesen, das zu diesem Hause gehört, ist nur ein kleines. Es umfaßt: an Äckern 6 Joch, an Wiesen 1 Joch, an Hutweiden 6 Joch, an Wäldern 8 Joch, zusammen 21 Joch.

Der Viehstand besteht aus 3 Kühen, 2 bis 3 Kälbern, 1 Pferd und 4—5 Schweinen.

7. Das Feilbauer-Haus.

Das Feilbauer-Haus, dessen Bild ich in Abbildung 24 biete, ist eines der kleinsten Bauernhäuser in Kemetberg. Es liegt unter der Nummer 40 in der nächsten Nachbarschaft des vorstehend beschriebenen Engelbauer-Hauses. Klein ist auch das Besitztum, das zum Hause gehört. Es umfaßt an Äckern 6 Joch, an Alpenwiesen 10 Joch, an Wald 4 Joch, an Wiesen 2 Joch, zusammen 22 Joch.

Das Haus stammt aus neuerer Zeit. Wie mir sein Besitzer, der das Haus mit dem Anwesen erst vor kurzer Zeit gekauft hat, mitteilte, dürfte es kaum über 50 Jahre stehen.

Das ganze Haus ist, wie dies auch die Abbildung 25 zeigt, aus Holz erbaut, nur jene Wände, die den Herdraum einschließen, sind gemauert. Kurze Fortsetzungen des Mauerwerkes erblicken wir dort, wo eine Feuerstelle der Hauswand nahekommt.



Abbildung 24. Das Feilbauer-Haus.

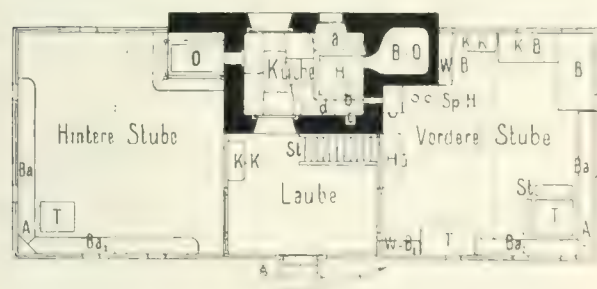


Abbildung 25. Grundriß des Feilbauer-Hauses. 1:200.

Die Abbildung 24 zeigt die vordere, der Straße zugekehrte Giebelseite des Hauses. Die rückwärtige ist ihr gleich. Das Haus ruht auf einem niederen Unterbau aus Stein. Es ist ein Parterrehaus, bei dem nur die vordere Stube unterkellert ist. Die Zimmerung der vorderen Giebelwand ist zum Teil mit Kalkmilch geweißt. Die Fenster der vorderen Stube messen 40 cm in der Breite und 45 cm in der Höhe, die der rückwärtigen sind etwas größer, 47 cm breit und 50 cm hoch.

Das Feilbauer-Haus steht nun zu dem vorstehend beschriebenen Nachbarhause in demselben Verhältnisse wie das Alpenbauer- und das Schriegl-Haus zum Jud-Hause. Wie im Jud-Hause sehen wir auch im Feilbauer-Hause die erst durch eine Umgestaltung in einem alten Hause erzielte und als praktisch erprobte Verbesserung der Wohn-

verhältnisse in ein neues Haus übertragen. Der Erbauer des Feilbauer-Hauses hat sich bei der Errichtung seines Hauses offenbar die umgestaltete Einteilung des Hauses seines Nachbarn zum Muster genommen. So mag es gekommen sein, daß das Feilbauer-Haus von allem Anfang an, ohne spätere Umwandlung, fast genau dieselbe Ausgestaltung erhielt, wie sie das Engelbauer-Haus heute zeigt.

Das Feilbauer-Haus (Abbildung 25) hat keine Rauchstube. Es verfügt dafür über eine Küche. Sie erscheint wie im Engelbauer-Hause von der Laube abgetrennt. Die Laube durchläuft also nicht mehr wie in den typischen alten Häusern von Kemetberg das ganze Haus, sie ist verkümmert. Das Haus ist aber trotzdem wie das Engelbauer-Haus ein durchgängiges geblieben, weil aus der Laube eine Tür in die Küche und von dieser eine zweite Tür ins Freie führt.

Die Laube ist gediebt und hat einen Stuckboden. Es fällt auf, daß sie kein Fenster hat. Die Laubentür ist daher gewöhnlich offen. Darin finden wir nur bei St eine Bodenstiege und bei K-K einen Küchenkasten.

Die mit Steinplatten gepflasterte Küche hat ein Tonnengewölbe als Decke. Auf diesem sitzt über b ein gemauerter Schornstein auf. H deutet den 75 cm hohen Herd an. Er ist mit Ziegeln gepflastert und am Rande mit einer Brettereinfassung versehen. Auf den Herd mündet die Heize zum Backofen. Über a und d sind Stellagen für das Geschirr angebracht, bei c befindet sich eine «Luag».

In der «vorderen Stube» steht bei Sp-H wie im Engelbauer-Hause ein Sparherd. Der Rauch davon wird in die Küche abgeleitet. Früher stand hier ein Kachelofen. T = Tisch, St = Stühle, Ba und Ba₂ = Bänke, A = Altar, B = Bett, K-B = Kinderbett, K-K = Küchenkasten, W-B und W-B₂ = Wasserbänke, Tr = Truhe, Hü = Hühnersteige.

In der «hinteren Stube» steht unter O ein Kachelofen der gewohnten Form. Er ist mit einem Geländer und Ofenbänken umgeben. Der Tisch, T, die Bänke, Ba und Ba₂, stehen an der gewohnten Stelle. A = Altar.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die eben beschriebene praktische und wohnliche Hausform, welche, wie sich ersehen ließ, aus der Umgestaltung des Hauses mit altgewohnter Ausstattung zu einer neuen geworden ist, in Kemetberg und seiner weiteren Umgebung allmählich zur Herrschaft kommen wird.

8. Das Blüml-Jörgl-Haus.

Das Haus, welches die Abbildung 26 darstellt, hat die No. 47 und gehört ebenfalls der Gemeinde Kemetberg an. Das Bild zeigt die Rückseite des Hauses.

Es kann ihm entnommen werden, daß das Haus in neuerer Zeit einen Zubau erhalten hat. Abgesehen von diesem, zeigt das, was am Hause ursprünglich ist, durchaus das Gepräge eines alten typischen Hauses.

Besieht man sich den Grundriß des Hauses, Abbildung 27, so erkennt man, daß es ursprünglich nur aus den drei typischen Räumen: der durchgängigen Laube, der rechtsliegenden Rauchstube und der wahrscheinlich ehemals durch die ganze Tiefe des Hauses reichenden Kachelstube bestand. Von diesen drei Räumen ist nur die Rauchstube aus Holz erbaut. Diese hat ihre alte Ausgestaltung und Einrichtung fast unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten. In der Giebelwand weist sie sechs Fenster auf. Ein siebentes Fenster gewahren wir in der südlichen Wand.

Eine eigentümliche Erscheinung tritt uns in der Außenseite der Giebelwand dieses Hauses entgegen. Aus dieser Wand ragt nämlich ein hölzerner Rauchschtot schräg nach aufwärts, genau so, wie ich dies bei einem Hause in der Oststeiermark und zwar beim Hause No. 35 in Tulwitz gefunden habe (vgl. Fig. 143, S. 164 in Bd. XXVII d. M. A. G.)¹

B-O = Backofen, H = Herd. Auf dem Herd, der als Oberfläche ein Ziegelpflaster mit Holzumrahmung aufweist, steht bei a die Kesselreid'. b = dreifächerige Wandnische («s Kuch'kast'l»), in der der Mörser, die Kaffeemühle, ein angebrochener Zuckerhut, Flaschen etc. stehen. Darüber ist ein Schüsselkorb angebracht. c und d = «Luag'n» in der Backofenwandung für die Salzstöcke, e = kleine «Luag», in der sich Eierschalen zum Trocknen befinden, die zerbröckelt den Hühnern vorgeworfen und von diesen mit Gier gefressen werden. f = Luag, in der die Hühner brüten. Hü = Hühnersteige. Eine Ofengreden fehlt bei diesem Backofen. S-K = Saufutterkessel, T = Tisch, St = Stühle, Ba und Ba₂ = stabile Bänke, Sp-K = Speis'kast'l, M-K = Milchkasten. g = Eckschrankchen, über h = Hef'nstöll'n, über i = Durchzugbalken, H-A = Holzassen, Sp-A Spanas'n.

Die Laube ist gewölbt. St = Bodenschiege, a = Nische, B = Bett, K-K = Küchenkasten, R = Rauchfang, Tr = Truhe.

Kachelstube und Kammer sind durch eine Bretterwand geschieden. In der Kachelstube steht bei O ein Kachelofen, der von Bänken umgeben ist. T = Tisch, Ba und Ba₂ = Bank, A = Altar, Ko und Ko₂ = Kommoden, Tr = Truhen, Ko = Koffer, B = das Ehebett der Bauersleute, U = Uhr, a = Wandkästchen.

In der Kammer fand ich eine alte Kommode Ko, einen Hackstock H St, eine Truhe Tr, eine Mehltruhe M-Tr und vier Schmalzdosen bei Sch-D.

¹ Ein drittes Haus, das dieselbe auffallende Erscheinung zeigt, fand ich in der Gegend von Millstatt in Oberkarnten: Haus Nr. 6, «Sapler».



Abbildung 26. Das Blüml-Jörgl-Haus.



Abbildung 27. Grundriß des Blüml-Jörgl-Hauses. 1:200.

Kachelstube und Kammer sind unterkellert. Die Kellertür befindet sich in der Hauptfront des Hauses.

Das «Seitenstübel» wurde erst in neuerer Zeit dem Hause angefügt. Sein Fußboden liegt mit dem der Rauchstube in gleicher Höhe. Das Stübel wird von letzterer aus betreten. Unter dem Stübel befinden sich die Schweineställe. Das Stübel bildet also das Obergeschoß des Zubaus. Von der hochgelegenen Hauseingangstür, zu der sechs steinerne Stufen emporführen, legt sich ein Z-förmiger Gang um das Stübel. Ein zweiter Gang befindet sich an der Giebelseite des Stübels vor dessen Dachraume. Die Brüstung dieses Ganges besteht aus zierlich ausgesägten Brettern. Am unteren Gang ist bei A der Abort angebracht.

Im Stübel steht bei O ein Kachelofen. Er wird von der Rauchstube aus geheizt. Der Rauch strömt durch das Ofenloch in die Rauchstube. B und B₂ = Betten, T = Tisch, St = «Stuhl», Ko = Kommode.



Abbildung 28. Aufriß der Giebelseite des Ziri-Hauses.
1 : 200.

Im Blüml-Jörgl-Hause hat man dem Bedürfnis nach einer zweiten wohnlichen Stube also dadurch abgeholfen, daß man an die Rauchstube eine Stube anbaute. Dies geschah hier jedoch nicht wie beim Schriebl-Hause in der Längen-, sondern in der Breitenachse des Hauses. Auch dieser Fall steht, wie sich ergeben wird, nicht vereinzelt da. Die Rauchstube dieses Hauses ist auch nicht wie jene des Schriebl-Hauses zur Küche herabgesunken, sondern hat

ihren Charakter ungeschmälert beibehalten. Es werden in ihr auch im Sommer die Mahlzeiten eingenommen. Ein Eßgangel fehlt nämlich bei diesem Hause.

9. Das Ziri-Haus.

Das Ziri-Haus in Kemetberg hat die Nummer 31. Zum Hause gehören zirka 40 Joch Grund.

Das Ziri-Haus ist eines der interessantesten Häuser der Gemeinde Kemetberg. Es zeigt nicht mehr seine ursprüngliche Gestalt und Ausgestaltung, läßt aber dieselbe deutlich noch erkennen, wenn man sich alle Neuerungen von demselben wegdenkt. Die Neuerungen bestehen in beiden Arten der Umgestaltung, die wir bisher an anderen Häusern kennen gelernt haben, nämlich sowohl im Zubau, als auch in einer durchgeführten Unterteilung, schließlich tritt dann noch eine dritte Art der Umgestaltung zu diesen beiden hinzu, von der alsbald die Rede sein wird. Das Haus ist ferner auch deshalb noch sehr interessant, weil es uns einen Einblick gewährt in die allerälteste Ausgestaltung der Häuser Kemetbergs und damit zugleich in die Wohnverhältnisse vergangener Jahrhunderte.

Abbildung 28 zeigt den Aufriß der Giebelseite, Abbildung 29 den Aufriß der Hauptfront des Hauses, und Abbildung 30 bringt den Grundriß.

Das Haus ist in die Richtung von West nach Ost gelegt. Die Giebelseite richtet sich nach Osten, die unter Abbildung 29 gegebene Hauptfront nach Norden.

Wie aus den beiden Aufrissen zu erkennen, ruht der vordere Teil des Hauses auf einem Unterbau aus rohem Mauerwerk. Er schließt einen Schafstall und einen Schweinestall ein. Aus der Abbildung der Giebelseite ersieht man, daß unter der gehobenen und hinausgeschobenen linksseitigen Dachfläche ein Zubau angebracht worden ist. Die beiden großen Fenster in der Giebelseite (50×64 cm) sind bedeutend vergrößert worden, ebenso die drei gleichgroßen Fenster in der Hauptfront. Ursprünglich waren sie nicht größer als jenes dritte Fenster in der Giebelseite, welches mit den beiden großen in einer Reihe liegt und 27 cm im Geviert mißt. Kleinere, höher gelegene Fensterchen mit Holzschubern fallen uns hier nicht nur in der Giebelwand, sondern auch in der Hauptfront auf. Sie messen 24 cm in der Breite und 21 cm in der Höhe.

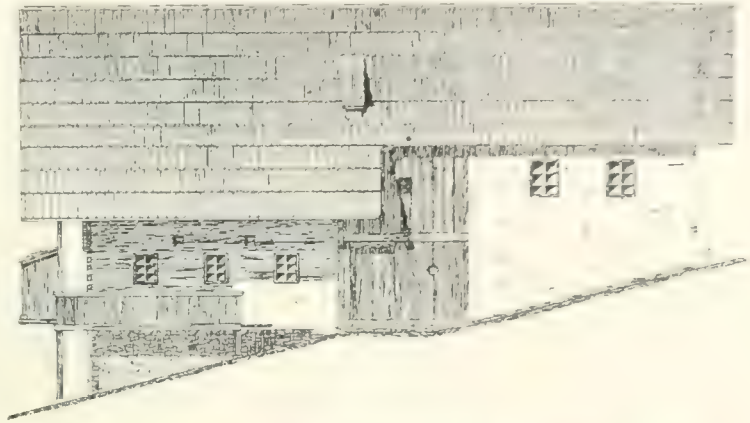


Abbildung 29. Aufriß der Hauptfront des Ziri-Hauses. 1:200.

Besehen wir uns die Hauptfront, Abbildung 29, näher, so erblicken wir in der Mitte eine Tür und daneben und darüber eine Wand, bestehend aus stehenden Brettern, deren Fugen mit Leisten gedeckt sind. Es ist dies eine Erscheinung, die uns schon beim Schriegl-Hause entgegengetreten ist und die ich wiederholt auch an Häusern in Oberkärnten gesehen habe. Ich habe es in meiner Arbeit über das Bauernhaus der Gegend am Millstätter-See ausgesprochen,

das diese Brettverkleidungen dem Flur den Charakter des

Laubenartigen verleihen und in mir die Vermutung, daß die Laube des alpinen Hauses Oberkärntens aus einer Vorhalle entstanden sein müsse, bestärkten.¹ Dieselbe Erscheinung, die ich aus Oberkärnten konstatierte, tritt uns in der westlichen Steiermark also ganz analog entgegen.

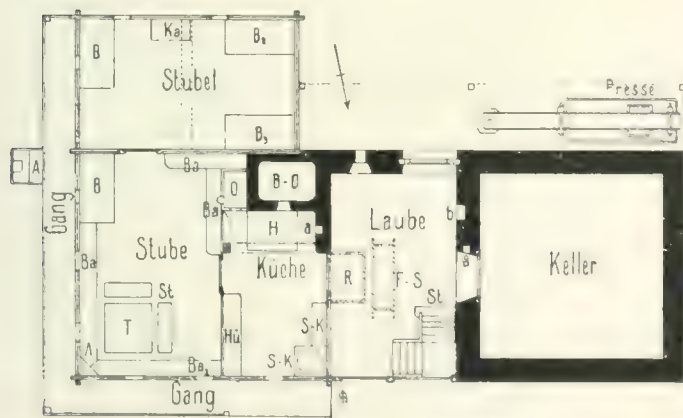


Abbildung 30. Grundriß des Ziri-Hauses. 1:200.

Die Tür in der Mitte des Hauses führt in die Laube. Sie ist durchgängig. Ihr

¹ Vergl. S. 265 in Bd. XXXII der M. A. S.

Fußboden besteht aus Steinplatten, die Decke ist ein Stuckboden. Wir finden in ihr nichts als bei St eine Stiege, über F-S eine Fleischselch und über R den Rauchfang. a und b = *Luag'n*.

Unter dem Rauchfang befindet sich eine horizontal geteilte Tür und darüber das Rauchloch. Es ist dies das Zeichen dafür, daß wir uns vor der Rauchstube befinden. Treten wir aber ein, so sind wir in einer schmalen Küche, die nur durch eine Bretterwand von dem davorliegenden Raum geschieden ist. Die Bretterwand deutet aber bestimmt darauf hin, daß hier die Küche auf dieselbe Art der Unterteilung der Rauchstube in zwei Räume entstand, die uns zuerst im Hause der Alpenbäurin entgegengetreten ist (vergl. den Grundriß Abbildung 17). Küche und Stube haben seinerzeit zusammen eine Rauchstube gebildet.

In der Küche, die wie die Stube einen Stuckboden hat und wie jene gedielt ist, finden wir im Hintergrunde den Backofen noch so vor, wie er früher an derselben Stelle in der Rauchstube stand. Der Herd hat seinen Feuerhut verloren, dafür aber wurde über demselben ein Gewölbe angebracht, das gegen den vorderen Teil der Küche auf einem starken Balken aufliegt und den Rauch in dem rückwärtigen Teil der Küche zurückhält. Der Kessel, welcher über dem Herd hängt, ist hier nicht an einer Reid', sondern an einer Kette befestigt. Bei a ist eine «Luag» in der Mauer angebracht. Unter H_ü steht die Hühnersteige, unter Sp-K ein niederes Speisekästchen, über dem ein Schüsselkorb hängt. S-K = Saufutterkessel.

In der Stube steht bei O ein Ofen, der an den Backofen angebaut ist und von der Küche aus geheizt wird. T = Tisch, St = «Stühle», Ba, Ba₂, Ba₃ und Ba₄ = Bänke, A = Altar, B = Bett.

Von der Stube gelangt man durch eine Tür in das anliegende Stübel. Es ist jener Raum, den wir schon aus dem Besehen der Giebelseite, Abbildung 28, als neuen Zubau erkannt haben. Das Stübel steht übrigens schon bei 70 Jahre. Durch eine zweite Tür gelangt man aus dem Stübel auf den Gang. An diesem Gang hängt gleichsam in der Luft bei A der Abort.

Im Stübel stehen drei Betten und ein Kasten. Ein Ofen fehlt hier.

Das Stübel ist also ein neuerer Zuwachs nach der Art des Seitenstübel im vorstehend beschriebenen Blüml-Jörgl-Haus oder nach der Art der Rauchstube vorgelegten Stube im Schriegl-Hause.

Die großen Fenster, welche uns aus dem rechtsseitigen Teil der Hauptfront entgegenblicken, lassen uns erraten, daß hinter denselben auch noch ein Wohnraum liegt. So ist es auch. Die Stube war jedoch nicht immer da, sondern wurde erst vor kurzer Zeit aus einer «niedern, finstern Kemet'n» errichtet. Sie ist nicht heizbar. Infolge der Errichtung dieser Stube mußte das Dach über derselben um drei Bretterreihen verkürzt werden. Da sich unter dieser Stube, welche auch die «obere Stube» genannt wird, ein ebenerdiger Keller von der Höhe der Laube befindet, bildet die Stube ein Obergeschoß. Es tritt uns sonach bei diesem Hause zum erstenmal in der später erfolgten Anlage dieser Stube der Ansatz zur Entwicklung eines Obergeschosses entgegen.

Vor dieser Stube liegt die Laube des Obergeschosses, welche nicht nur vorne, sondern auch an der Rückseite eine Bretterwand hat. Vor der Laube liegt der Rauchstubenboden, der wie bei allen ebenerdigen Häusern einen Kniestock bildet.

Schälen wir nun alles ab, was an diesem Hause neu errichtet wurde, so bleiben

uns nur vier Räume als ursprünglich übrig: die in der Mitte liegende durchgängige Laube mit der Brettverschalung, die aus Zimmerwerk bestehende ehemalige Rauchstube, der gemauerte fensterlose Keller und die über ihm angebracht gewesene finstere niedrige *Kemet'n*. Von diesen Räumen können nur zwei als Wohnräume betrachtet werden: die Rauchstube mit dem offen brennenden Herdfeuer als Koch-, Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum und die luftige Laube als Arbeits- und wahrscheinlich als Schlafraum für die Zeit des Sommers.

Vergleichen wir dieses Haus, hierbei nur seine ursprüngliche Anlage ins Auge gefaßt, mit allen bisher besprochenen älteren Häusern, dort aber auch stets nur die ursprüngliche Ausgestaltung in Betracht gezogen, so haben wir es hier wie dort mit Räumen von dreierlei verschiedenem Charakter zu tun. Während aber in allen besprochenen älteren Häusern neben der Rauchstube und der Laube, welche beiden Räume auch dem Ziri-Hause eigen sind, noch ein dritter Raum als Wohnraum, nämlich die mit einem Ofen versehene Kachelstube vorkommt, entbehrt das Ziri-Haus eine solche. An ihrer Stelle tritt ein Keller mit einer *Kemet'n* auf, denen wir in anderen Häusern nie an dieser Stelle begegnet sind, oder mit anderen Worten gesagt, in allen besprochenen älteren Häusern nimmt jene Stelle, die im Ziri-Hause Keller und *Kemet'n* innehaben, die Kachelstube ein.



Abbildung 31. Das Langen Wegzer-Haus.

Betrachten wir nun aber das Material, aus dem die Kachelstuben in jenen Häusern zum größten Teil erbaut sind, so überrascht es fast, daß es auch steinernes Mauerwerk ist. Die Fenster jener gemauerten Kachelstuben sind zudem gewöhnlich ganz unverhältnismäßig größer als die der Rauchstuben. Man kommt hierbei unwillkürlich auf den Gedanken, daß sie erst in neuerer Zeit eingesetzt wurden, und ein zweiter Gedanke, der sich diesem angliedert, ist der, daß die Kachelstuben in allen jenen Häusern, in denen sie aus Mauerwerk bestehen, aus ehemaligen Kellern (vielleicht auch *Kemet'n*) entstanden sein durften, daß also die älteste Hausanlage der Gegend von Köflach nur eine Stube mit offen flackerndem Herdfeuer und eine Laube als Wohnräume und einen gemauerten Keller (mit oder ohne *Kemet'n*) aufzuweisen hat.

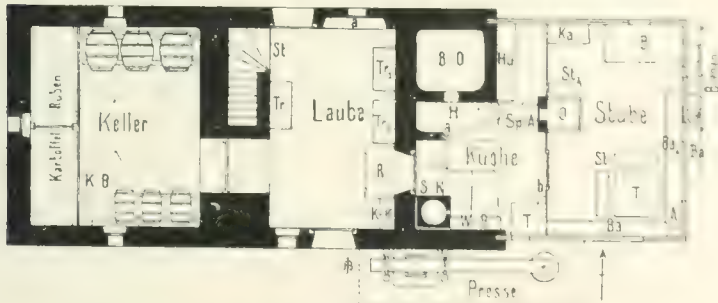


Abbildung 32. Grundriß des Langen Wegzer-Hauses. 1 : 200

Für diese Annahme können wir aus der Beschreibung eines weiteren Hauses Bestätigung schöpfen.

Man kommt hierbei unwillkürlich auf den Gedanken, daß sie erst in neuerer Zeit eingesetzt wurden, und ein zweiter Gedanke, der sich diesem angliedert, ist der, daß die Kachelstuben in allen jenen Häusern, in denen sie aus Mauerwerk bestehen, aus ehemaligen Kellern (vielleicht auch *Kemet'n*) entstanden sein durften, daß also die älteste Hausanlage der Gegend von Köflach nur eine Stube mit offen flackerndem Herdfeuer und eine Laube als Wohnräume und einen gemauerten Keller (mit oder ohne *Kemet'n*) aufzuweisen hat.

10. Das «Lange Wegger»-Haus.

Das Haus des «Langen Wegger» war das einzige wirklich zweigeschossige Bauernhaus, das ich in Kemetberg antraf. Es hat die Nummer 44. Das Anwesen war noch vor dreißig Jahren eine sogenannte «Zuhube», d. h. sie war das Besitztum eines Gemeindefremden und gehörte einem Gasthofbesitzer in Salla. Die Abbildung 31 zeigt die nach Osten gerichtete Giebelseite und die nach Norden gekehrte Langseite des Hauses. Die Zimmerung des Hauses ist mit Kalkmilch geweißt. Unter Abbildung 32 bringe ich den Grundriß des Erdgeschosses.

Das Dach des Hauses ist ein Ziegeldach. Seine Form gleicht nicht der Dachform der beschriebenen Häuser. Es fällt auf, daß wir nirgends einen Gang erblicken. Weiter befremdet auch, daß die Balken, welche das Obergeschoß bilden, an den Kanten des Hauses verkämmt sind, während an den Balken des Erdgeschosses Verzinkung wahrzunehmen ist. All das läßt darauf schließen, daß am Hause nicht alles ursprünglich ist. Wie mir nun auch gesagt wurde, ist dem ursprünglich ebenerdig gewesenen Haus das Obergeschoß erst durch seinen ehemaligen Besitzer, den Gastwirt von Salla, aufgesetzt worden.

Als einziges zweigeschossiges Haus vertritt es wohl keinen Typus, ich nahm das Haus jedoch hauptsächlich deshalb auf, weil es auf das deutlichste zeigt, wie sich das typische Haus der Gegend von Köflach auf dem durch das Ziri-Haus angedeuteten Weg zu einem zweigeschossigen einfachster Art entwickeln kann. Was mir aber bei diesem Hause das wichtigste ist, besteht darin, daß sein Erdgeschoß dem des vorstehend beschriebenen Ziri-Hauses, nimmt man dessen ursprüngliche Anlage in Betracht, vollkommen gleich ist. Es befanden sich auch in diesem Hause, solange es nur ebenerdig war, nur zwei Wohnräume, wovon nur der eine eine Feuerstelle aufwies. Mittlerweile hat übrigens selbst auch das Erdgeschoß, wie sich aus Abbildung 32 erkennen läßt, darin eine Umgestaltung erfahren, daß es jetzt vier Räume besitzt, wovon zwei heizbar sind. Die Umwandlung in vier Räume geschah, was ja auf den ersten Blick zu ersehen, aus der uns jetzt schon aus mehreren Häusern bekannten Abteilung der Rauchstube durch eine Bretterwand in zwei Räume. Die ursprünglichen Wohnräume waren also die Rauchstube und die Laube. Der dritte Raum dient, wie das auch im Ziri-Hause der Fall ist, auch heute noch als Keller.

Wir finden darin zu beiden Seiten Fässer, ferner bei K-B einen Krautbottich und schließlich Verschlüge für Kartoffeln und Rüben. Der Keller ist gewölbt. Als Fußboden hat er die festgestampfte Erde.

Die Laube hat so wie die ehemalige Rauchstube einen Stuckboden und einen Fußboden aus Steinplatten. St = Stiege, die zum Obergeschoß führt. Tr-Tr₃ = Truhen, K-K = Küchenkästchen. Bei a befindet sich in einer nischenartigen Vertiefung eine Bank.

In der Küche finden wir die Feuerstellen in typischer Anordnung und in typischer Form. B-O = Backofen, H = Herd mit Feuerhut, a = Standpunkt der Kesselreid', S-K = Saufutterkessel. In der Küche gewahren wir weiterhin nur noch bei H_ü die Hühnersteige, bei T einen Tisch, neben demselben bei b einen Schüsselkorb, bei W-B eine Wasserbank und über Sp-A eine «Spanas'n».

In der Stube steht bei O der Ofen, daneben ein «Stuhl» St₂; T = Tisch, St = «Stuhl», Ba und Ba₂ = Bänke, A = Altar, Ka = Kasten, B = Bett.

Über das Obergeschoß bemerke ich nur folgendes: Es umfaßt drei Räume. Der Raum über der ehemaligen Rauchstube ist aus Holz. Er führt den Namen «Menschkammer» und dient den Mägden als Schlafräum. Es befindet sich darin ein Sparherd, der im Winter als Ofen benutzt wird. Der Raum über der Laube heißt auch «Lab'm». Es stehen dort mehrere Truhen und zwei Betten. In letzteren schlafen Knechte, wenn solche im Hause sind. Die Laube des Obergeschosses ist nicht heizbar. Über dem Keller ist die Stube der Bauersleute. Darin steht ebenfalls ein Sparherd, der jedoch nur im Winter gebraucht wird. Dann dient er als Herd und Ofen zugleich.

10. Das Hofameser-Haus.

Das Haus, welches die Abbildung 33 zeigt, ist das größte Bauernhaus, das ich in der Gegend von Köflach besichtigt habe. Es liegt nicht in der Gemeinde Kemetberg, sondern in der nördlich daran anstoßenden Gemeinde Kirchberg. Es trägt die Hausnummer 53. Die Liegenschaften, die zu diesem Hause gehören, sind beträchtlich. Sie umfassen: 52 Joch Ackerland, 5 Joch Wiesen, 100 Joch Wald, 30 Joch Alpenwiesen, 110 Joch Alpenweide. Zusammen 297 Joch. Der Viehstand beläuft sich gewöhnlich auf 2 Pferde, 7—8 Kühe, 20 Ochsen, 7—9 Kalben, 10—12 Terzen (junge Ochsen) und 30 Schweine.

Wie mir der Besitzer des Anwesens sagte, soll der Ameser-Hof in früherer Zeit zum Schlosse Lankowitz gehört haben, er befinde sich aber schon seit 3—400 Jahren im Besitze seiner Familie. Im Jahre 1793 brannte das Haus zum Teil ab. Seit dieser Zeit steht es in seiner jetzigen Form da.

Das Haus ist durchaus gemauert. Die Umfassungsmauern sind 68 cm stark. Noch dicker sind jene Mauern, die den mittleren Raum des Hauses, die Laube einschließen. Sie messen 82 cm. Daß Innenmauern oft dicker als Außenmauern sind, habe ich auch in Kärntner Häusern häufig angetroffen, ohne mir den Grund dafür erklären zu können.¹ Das Dach des Hauses ist ein Ziegeldach mit Abwalmungen sowohl an der vorderen als auch an der rückwärtigen Giebelwand. Am vorderen Giebel ist ein balkonartiger Gang angebracht. Die äußere Form des Hauses entspricht der der typischen Bauernhäuser der Gegend.

Wie aus dem Grundriß, den die Abbildung 34 bringt, zu ersehen, hält die Mitte des Hauses genau so wie bei all den bisher besprochenen alten Bauernhäusern eine durchgängige Laube. Sie ist in diesem Hause von beträchtlicher Größe, nämlich 13,25 m lang und 5,65 m breit. Ihren Fußboden bildet ein Steinplattenpflaster, die Decke ein Kreuzgewölbe. In der Laube fallen uns zwei Tische auf: T₁ und T₂. An ersterem werden im Sommer die Mahlzeiten eingenommen. T₂ wird benutzt, wenn gelegentlich



Abbildung 33. Das Hofameser Haus.

¹ Vergl. M. A. S. Bd. XXXII, S. 75.

des Schnittes und ähnlicher Arbeit mehr Leute sich im Hause befinden als gewöhnlich. Tischen, an denen die Mahlzeiten eingenommen werden könnten, sind wir in keiner Laube der bisher besprochenen Häuser begegnet. Dieselbe Einrichtung, die uns hier also zum erstenmal entgegentritt, ist in den Bauernhäusern Oberkärntens allgemein üblich.¹ In der Laube dieses Hauses finden wir noch bei St eine Stiege, die zum Dachraum emporführt, bei M-K einen Milchkasten, bei M-Tr und M-Tr₂ zwei Mehltruhen, bei B-K einen Branntwein-Kessel, und bei S-K einen Saufutterkessel, die von der Rauchstube aus geheizt werden und ihren Rauch in diese abgeben. Über R hängt ein aus Steinen gewölbter trichterförmiger Rauchfang.

Die Türe, welche in die Rauchstube führt, ist horizontal in zwei Flügel geteilt. Die Rauchstube ist fast quadratisch. Sie ist 7,2 m lang und 7 m breit. Ihre Höhe

beträgt 2,82 m.

Die Decke ist stukkaturt und vom Rauch geschwärzt, die Wände sind weißt, doch stark vom

Rauch gebräunt. Der Fußboden besteht wie gewöhnlich zum Teil aus Brettern, zum Teil aus Steinplatten. Der Backofen steht zur Hälfte in der Rauchstube,

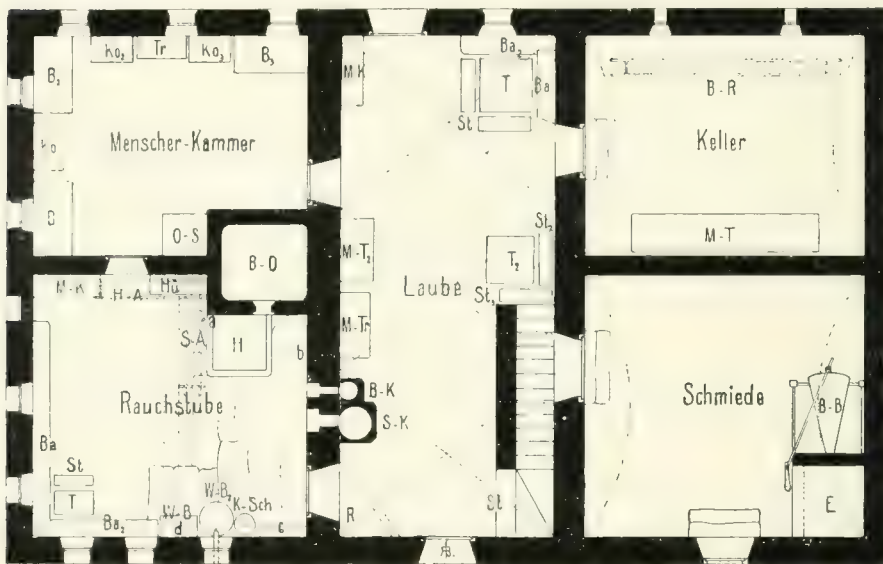


Abbildung 34. Grundriß des Hofameser-Hauses. 1:100.

zur Hälfte im anstoßenden Raum. Vor ihm steht der Herd. Er hat eine quadratische Oberfläche, welche durch eine Eisenplatte gebildet ist, die ein Holzrahmen einfaßt. Im Herdkörper befindet sich eine große bogenförmige Öffnung, in der Scheiterholz liegt. Der Feuerhut sieht modernisiert aus. Er besteht aus einem flachen Tonnengewölbe, das auf einem Holzrahmen aufruhet. Die freie Ecke des Feuerhutes wird durch eine Eisenstange, welche an der Decke befestigt ist, emporgehalten. In der Nähe des Herdes hängt bei Sp-A die «Spanas'n» und bei H-A die «Holzas'n». T ist ein kleiner Tisch, St ein «Stuhl». An Stelle dieses Tisches steht im Winter der große Speisetisch, der sich im Sommer in der Laube befindet. Ba und Ba₂ = stabile Bänke, W-B = Wasserbank, darüber hängt bei d eine «Häf'nstöll'n». W-B₂ = Wasserbottiche, in die von einem Brunnen, der außerhalb des Hauses steht, Wasser gepumpt werden kann. K-Sch = Kaspelschaff. Über c hängt der Schüsselkorb, über b eine

¹ Vergl. im Bd. XXXII d. M. A. G. die Grundrisse Abbildung 27, 37, 50, 53, 56 und 59.

«Häfl'ndeck'lrem», an der auch Schöpflöffel etc. hängen. a = Standpunkt der Kesselreid', Hü = Hühnersteige, M-K = Milchkasten.

Zwischen der Hühnersteige und dem Milchkasten führt eine Tür in einen Nebenraum. Zwei Räume auf jener Seite der Laube, wo sich die Rauchstube befindet, haben wir nebeneinander in keinem der besprochenen Häuser gefunden. Der Raum dient den Mägden des Hauses als Schlafkammer. Er heißt die *Menscher-Kammer*. Es stehen darin drei Betten, B-B₃, drei Kommoden, Ko-Ko₃, und eine Truhe. O-S ist ein gemauerter Sockel, auf dem in früherer Zeit ein Kachelofen stand, der seinen Rauch in die Rauchstube abführte. Der Ofen ist abgetragen worden. Seither ist die Stube unheizbar. Die Stube war demnach früher eine Kachelstube und wahrscheinlich der Schlafraum der Familie des Bauern. Der kinderlose Bauer wohnt mit seiner Frau in einem kleinen Hause, das sich auf der Hofstätte erhebt.

Aus meiner oft zitierten Arbeit über das Oberkärntner Bauernhaus kann man ersehen, daß in den meisten Häusern auf einer Seite der Laube wie in diesem Hause zwei Wohnräume liegen. Der eine ist die Rauchstube, der andere die Kachelstube. Dieses Haus kommt also in seiner Ausgestaltung dem Kärntner Hause schon in dieser Hinsicht sehr nahe. Es kommt ihm noch näher darin, daß auch auf der anderen Seite der Laube zwei Räume nebeneinander angeordnet sind.

Gegenüber der Menscher-Kammer ist ein Keller. Er ist gewölbt und nicht geweißt. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde. Im Keller steht unter M-T ein Milchtisch, auf den im Sommer die Milchreinen gestellt werden. Vom Gewölbe hängt bei B-R eine Brotrem. Im Keller stehen viele Fässer und Bottiche.

Gegenüber der Rauchstube liegt ein zweiter Raum, der der Rauchstube an Größe fast gleichkommt. Hier wurde eine Schmiedewerkstätte eingerichtet. Bei E ist die Esse, dahinter bei B-B der Blasebalg. Im Hintergrund des Raumes stehen die großen Krautbottiche. Auch dieser Raum ist gewölbt, nicht geweißt und hat einen Fußboden aus gestampfter Erde. Wie mir der Hofameser sagte, war dieser Raum vor dem Brande im Jahre 1793 aus Holz und diente als Kemeten. Beide Räume waren also Vorratsräume.

Genau dieselbe Einteilung wie dieses Haus zeigen die meisten größeren Oberkärntner Bauernhäuser. Die dem Keller und der jetzigen Schmiede entsprechenden Räume sind dort auch gewöhnlich Keller und Kemeten, also ebenfalls Vorratsräume.

Während nun das Hofameser-Haus die am weitesten gehende Entwicklung unter all jenen Bauernhäusern, die ich in der Gegend von Köflach besucht habe, zeigt, bleibt das oberkärntnerische Haus bei diesem Punkte der Entwicklung nicht stehen. Ich habe in Bd. XXXII d. M. A. G. mehrere Bauernhäuser aus der Gegend des Millstätter Sees beschrieben, die außer dem fünfzelligen Erdgeschoß noch ein Obergeschoß besitzen, das dieselbe weitgehende Gliederung aufweist, wie sie das Erdgeschoß zeigt. Es sind demnach Häuser, die nicht weniger als 10 Räume in sich schließen.

Diesen stattlichen oberkärntnerischen Bauernhäusern scheint in der Gegend von Köflach in bezug auf innere Ausstattung und äußere Form, so lange es noch aus Holz war, nur das Haus der Bürger in kleinen Städten und Märkten gleichgekommen zu sein. Wie ich schon eingangs erwähnt, hat sich in Köflach nur mehr ein einziges solches Haus bis auf den heutigen Tag erhalten. Ich will es nachstehend beschreiben.

12. Das König-Wirtshaus.

Das König-Wirtshaus in Köflach liegt unter Nr. 126 in der Feldgasse. Es bildet das Eigentum des Johann Stumpf. Wie mir dessen betagte Frau erzählte, soll das Haus schon 300 Jahre alt und einstmals das hervorragendste Gasthaus in Köflach gewesen sein.

Die Abbildung 35 zeigt das Bild des König-Wirtshauses. Es ist, wie schon angedeutet wurde, zweigeschossig. Sein Äußeres gleicht auffallend dem vieler Oberkärntner Häuser.¹ Das König-Wirtshaus würde in seiner äußeren Erscheinung den u. a. Häusern noch mehr gleichkommen, wenn es noch so dastünde, wie es vor Jahrzehnten gestanden ist. Die im Bilde ersichtliche Zimmerung, welche heute wie aus der Erde hervorzu-

wachsen scheint, ruht nämlich auf einem Unterbau aus Stein. Diese Untermauerung ragte früher 50—60 cm aus der Erde hervor. Durch die Hebung des Straßenniveaus kam die Untermauerung ganz in die Erde hinein. Dadurch kamen die Fußböden aller Räume des Hauses nicht nur 50 cm unter das Niveau der Straße zu liegen, sondern das Haus hat auch viel in seiner Erscheinung eingebüßt. Es ruft im Beschauer den Eindruck wach, als ob es in die Erde gesunken oder von oben niedergedrückt worden wäre.

Um einen Teil des Obergeschosses läuft, an der Ecke des Hauses im rechten Winkel gebrochen, ein Gang, der s. Z., als er noch intakt war, das Haus sehr geziert haben mag. Sowohl an der Stirnseite, als auch an der Langseite ragt das Dach weit vor, um den Gang zu schützen. Das Dach ist mit Brettern gedeckt.

Wie der größere Teil der Bauernhäuser der Gegend von Köflach, so besteht auch das König-Wirtshaus nur teilweise aus Holz. Aus der Abbildung 36, die den Grundriß des Erdgeschosses



Abbildung 35. Das König-Wirtshaus in Köflach.

darbietet, läßt sich erkennen, daß im Erdgeschoße nur ein einziger Raum aus Holz erbaut ist. Im Obergeschoß, dessen Grundriß durch Abbildung 37 veranschaulicht ist, herrscht das Holz vor, doch besteht auch dort nur eine Stube aus Zimmerwerk, denn der übrige Teil der hölzernen Hauswände weist nur Bretterschalung auf. Auch diese Eigenartigkeit in der Bauweise alpiner Häuser tritt an Oberkärntner Häuser nicht selten auf.²

Der Grundriß Abbildung 36 weist im Erdgeschoße sechs Räume auf. Die Mitte nimmt die durchgängige Laube ein. Rechts von der Laube liegen zwei Keller, also Vorratsräume, links sind die Wohnräume. Wir haben somit in diesem Hause eine Einteilung, wie wir sie genau gleich im Hofameser-Hause vorgefunden haben. Die Wohnräume zeigen wohl abweichenden Charakter und für sich genommen eine andere

¹ Man vergleiche beispielsweise die Abbildung 36 und 43 in Bd. XXXII der M. A. G.

² Man vergl. insbesondere die Grundrisse Abbildung 38 und 46 im Bd. XXXII d. M. A. G.

Einteilung, die meines Erachtens auf den Umstand zurückzuführen sein wird, daß das Haus in früherer Zeit als Gasthaus gedient hat. Der Herdraum, welcher im Bauernhause der Gegend der Hauptraum ist, ist hier zur Küche herabgesunken. Da sie nicht mehr als Wohn- und Schlafräum dient, konnte sie auf einen kleinen Raum beschränkt werden. Dadurch, daß man sie ein wenig in die Laube hineinrückte, konnte man vor ihr noch ein einfenstriges Stübel anlegen. Ich vermute darin das ehemalige Honoratioren- oder Herrenstübel. Es trägt ein regelmäßiges Kreuzgewölbe und muß s. Z. recht wohnlich gewesen sein. Die Tür, welche das Stübel mit der großen Stube, in welcher wir die ehemalige Gaststube zu erkennen haben, verbindet, besitzt in ihrem oberen Teil ein Fensterchen, ein Guckloch, das heute mit einem roten Vorhang verhängt ist.

Die Gaststube muß zur Zeit ihrer eigentlichen Bestimmung wohl proper ausgesehen haben. Die Holzwände sind nämlich durchwegs mit sorgfältig bearbeiteten, wagrecht angebrachten Brettern verschalt. Die Verschalung schließt in Manneshöhe mit einem schönen Gesims ab, auf dem vor Zeiten die Zinn- und buntbemalten Krüge der Gäste gestanden sein werden. An der Verschalung sind heute noch die Leisten angebracht, zwischen denen die Fenster ehemals hin- und her geschoben werden konnten. Heute bewegen sich die Fenster an Scharnieren. In der Giebelseite sind die drei dort sich befindenden Fenster wie bei den Bauernhäusern in ungleicher Höhe angebracht. Dieselbe Einrichtung wiederholt sich, wie die Abbildung 35 erkennen läßt, im Obergeschoß.

Sorgfältig ist auch die Decke der Gaststube hergestellt. Sie besteht aus einer doppelten Bretterlage, die durch einen Unterzugbalken getragen wird. Die Kanten des Balkens sowohl, als auch die der Bretter sind sauber abgefast. Bänke, Ba-Baa, laufen fast rundum. Auch der Ofen ist mit Bänken umschlossen, zudem auch von einem Ofengeländer umfassen. Er nimmt die innerste Ecke des Raumes ein. In den anderen Ecken der Stube werden früher Gasttische gestanden sein. Bei A steht ein Eck-schränken, das wohl noch zur alten Ausstattung der Gaststube gehört. Darüber ist ein Altar angebracht. Eigenartig ist der Ofen. Er ruht auf einem gemauerten Sockel, der die Höhe der Bänke etwas überragt. Auf dem äußeren Rand des Sockels liegt rundum ein Kranz von topfförmigen, dunkelgrün glasierten Kacheln mit weißer

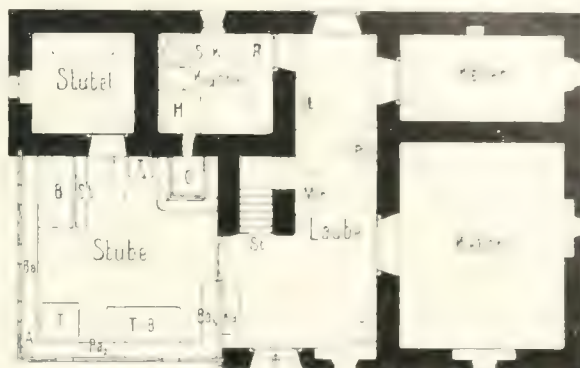


Abbildung 36. König-Wirtshaus (Erdgeschoss). 1:200.

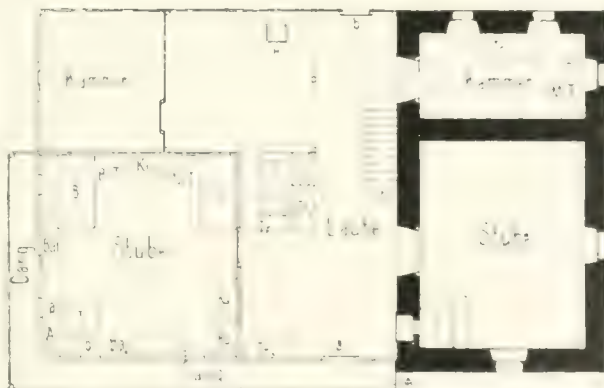


Abbildung 37. König-Wirtshaus (Obergeschoß). 1:200.

stehen dann in zwei Reihen flache Kacheln. Die obere Kachelreihe schließt mit einem schönen Gesims ab. Auch das Gesims und die flachen Kacheln sind glasiert und zeigen dunkelgrüne Farbe. Der Ofen wird von der Küche aus geheizt und gibt den Rauch durch das Heizloch dahin ab.

Die ehemalige Gaststube dient jetzt dem alten Ehepaar Stumpf als Wohn- und Schlafstube. T und T₂ = Truhen, B = Bett, St = «Stuhl», T-B = Tafelbett.

Die Küche hat ein Tonnengewölbe als Decke. Bei R sitzt auf dem Gewölbe ein hölzerner Rauchschlot auf. H = offener Herd, S-K = Saufutterkessel.

Aus der Laube führt bei St eine Stiege zum Obergeschoß. Bei T steht ein Tisch. Die langgestreckte Fensternische daran dient als Sitzbank. M-K = Milchkasten, Sp-K = Speisekasten, St = «Stuhl».

Von den beiden Kellern ist der eine bedeutend größer als der andere. Der kleinere hat ein Tonnengewölbe, der größere ein Kreuzgewölbe. Der Fußboden des großen Kellers hat gleiche Höhe mit dem der Laube. Seine Tür ist 1,3 m breit. Man konnte durch sie auch Fässer von beträchtlicher Größe rollen. Der Raum diente jedenfalls als Weinkeller.

Der Fußboden des kleinen Kellers liegt 37 cm tiefer als der der Laube. Es sind darin leere Fässer, Bottiche und allerlei Werkzeug untergebracht.

Wenn man sich in der Laube des Obergeschosses befindet und umherblickt, so gewinnt man den Eindruck, als ob das Haus nicht vollkommen ausgebaut worden wäre. Man glaubt etwas Unvollendetes vor sich zu haben. In den Raum, der über der Küche liegt, ragt das nackte Küchengewölbe empor. Er ist gegen die Laube zu offen und hat keine Verwendung. Um zu der davorliegenden Kammer, die eigentlich nur ein Bretterverschlag ist, gelangen zu können, muß man über das holperige steinerne Gewölbe der Küche stolpern. R = hölzerner Rauchschlot.

In der Laube kommt bei St die Stiege vom Erdgeschoße herauf. Die Stiegenöffnung ist von zwei Kleidertruhen Tr und Tr₂ eingeschlossen. Eine dritte Truhe steht bei Tr₃. Daneben führt bei a eine Tür auf den Gang. Eine zweite Tür führt bei b aus der Laube auf eine Brücke, die das Haus mit dem Obergeschoße des zum Hause rechtwinklig stehenden Stadels verbindet. Bei St₂ leitet eine Stiege in den Dachraum des Hauses. Die beiden gemauerten Räume des Obergeschosses dürften in früherer Zeit als Kemeten gedient haben. Der kleinere, welcher gewölbt ist, ist heute noch eine Kammer. Sie weist ein Ziegelpflaster als Fußboden auf. Tr = Getreidetruhe, M-Tr = Mehltruhe.

Der zweite Raum scheint erst in neuerer Zeit durch die Errichtung eines Ofens wohnlich gemacht worden zu sein. Es ist heute eine Stube, die an einen Inwohner vermietet ist. Ich konnte sie nicht betreten, da der Bewohner vom Hause fern und die Stube verschlossen war. Der Rauch aus dem Ofen dieser Stube wird durch einen eigens zu diesem Zweck erbauten neuen Schornstein abgeleitet.

Wie es nun scheint, dürfte vor Zeiten nur die gezimmerte Stube des Obergeschosses als Wohnraum gedient haben. Sie ist auch heute noch Wohnraum und zwar in der Form eines Gastzimmers, das die erwachsenen Kinder beherbergt, wenn sie ab und zu aus der Fremde ins Vaterhaus einkehren. Es fällt auf, daß wir in dieser Stube keinen Ofen antreffen. Es wird darin wohl nie einer gestanden sein, und die Familie des Hauses wird, so lange die darunterliegende Gaststube noch als solche im Gebrauch

war, auch im Winter im ungeheizten Zimmer geschlafen haben, wenn nicht etwa in der Gaststube selbst vielleicht in der Form von Tafelbetten, wie man sie auch heute noch häufig in bäuerlichen Wirtsstuben findet, Schlafstätten vorhanden waren, die wenigstens im Winter den Hausleuten ein warmes Nest boten.

Nachdem ich, in der Beschreibung des volkstümlichen Hauses der Gegend von Köflach aufsteigend, in der Besprechung des König-Wirtshauses zu dessen entwickeltster Form gelangt bin, habe ich, abwärtsschreitend, in kurzem noch die primitiven Formen menschlicher Wohnungen der Gegend zu beleuchten, um durch sie zu den Urformen zu gelangen, aus denen sich das Haus der Gegend von Köflach zu seinen gegenwärtig bestehenden Formen entwickelt hat.

13. Das Steiner-Schneider-Haus.

Das Steiner-Schneider-Haus Nr. 41 in Kemetberg, dessen Bild die Abbildung 38 darbietet, unterscheidet sich von allen bisher besprochenen Häusern dadurch, daß es die Wohnräume und die Wirtschaftsräume unter ein Dach vereinigt. Dies ist nur bei Häusern möglich, zu denen ein geringer Besitzstand an Liegenschaften gehört. Der Bauer besitzt denn auch nicht mehr als: 6 Joch 931 □^o an Äckern, 1293 □^o Wiesen, 207 □^o Weide und 4 Joch 754 □^o Wald.



Abbildung 38. Steiner-Schneider-Haus.

Das Haus ist zwar immerhin noch ein Bauernhaus von ganz respektablem Äußern, in der Vereinigung der Wohn- und Wirtschaftsräume unter ein Dach gemahnt es jedoch schon an die Ausgestaltung der Kutschen, das sind Häuschen von Landwirten, die einen nur ganz kleinen Besitz an Liegenschaften haben. Oft dienen sie auch nur als Ausnehmer-Wohnungen.

Das Äußere des Steiner-Schneider-Hauses unterscheidet sich von jenem der anderen typischen älteren Häuser wesentlich nicht. Es hat einen steinernen Unterbau, der in das ansteigende Erdreich dergestalt hineingebaut ist, daß man in die nordwestliche Langseite des Hauses ebener Erde einfahren kann. Auf dem steinernen Unterbau liegt das fast durchwegs aus Holz bestehende Obergeschoß auf. Zwischen beiden Geschossen sehen wir sowohl an der südwestlichen Giebelseite, als auch an der südöstlichen Langseite balkonartige Gänge. Der Gang an der Langseite weist eine Brüstung von ausgesägten Brettern auf. Das Dach ist ein Strohdach, aus dem zwei Rauchschlote hervorragen. Der unterste Saum der südöstlichen Dachfläche, der sich über den Gang vorschiebt, besteht aus Dachbrettern.

Abbildung 39 bringt den Grundriß des Erdgeschosses und Abbildung 40 den des Obergeschosses. Den größten Teil des Erdgeschosses nimmt der Kuhstall ein. Vor ihm ist der Kälberstall, der einen eigenen Eingang hat, nur durch eine zaunartige

Stangenwand abgetrennt. In der Giebelseite des Hauses liegt ein Keller in der Breite des Stalles. Der Eingang zum Keller befindet sich in der Giebelwand. Neben der Tür ist ein kleines Fenster angebracht. Im Keller sind Mostfässer und Krautbottiche untergebracht. Der Raum zwischen Keller und Kuhstall ist nicht ausgenutzt. Dem Keller ist seitlich, wie aus der Abbildung 39 zu sehen, ein Schweinestall vorgelegt. Er liegt unter der Stiege, die zum Gang hinaufführt. Nebenan ist ein Verschlag für Streu angebracht. Dem Kuhstall ist eine Futterkammer vorgelegt.



Abbildung 39. Steiner-Schneider-Haus (Erdgeschoß). 1:200.

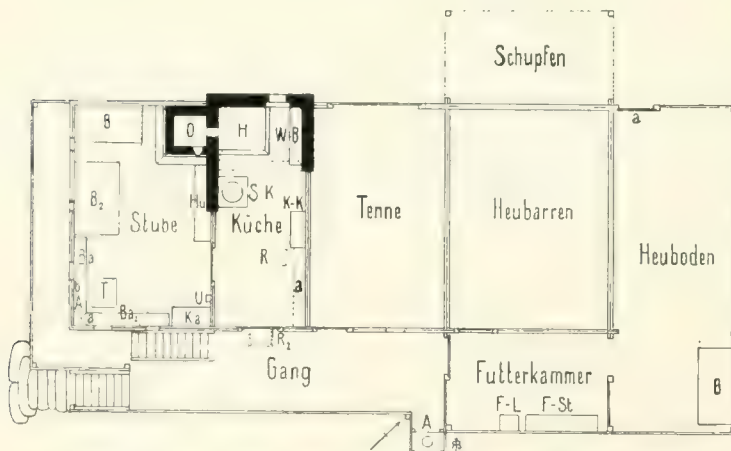


Abbildung 40. Steiner-Schneider-Haus (Obergeschoß). 1:200.

die darunterliegende Futterkammer des Erdgeschosses. An den Heubarren und die Futterkammer schließt sich nach rechts noch ein Raum an, der ebenfalls zur Aufnahme von Heu dient. Zum Unterschied vom Heubarren heißt dieser Raum «Futterboden». In der vorderen Ecke desselben steht das Bett B des Knechtes. Bei a führt eine Tür ins Freie. Sowohl die Futterkammer, wie auch der Heuboden sind nach außen nur mit Brettern verschalt. Die Wände der Tenne und des Heubarrens bilden unbehauene Balken (Rundholz), welche an den Ecken verkämmt sind.

Die Wohnräume dieses Hauses beschränken sich auf nur zwei Gelasse, auf eine

Im Obergeschoß nehmen den größten Teil die Wirtschaftsräume ein. In der Mitte des Hauses liegt die Tenne, in welche durch das große Tor an der Rückseite des Hauses die Ernte- und Heuwagen einfahren. Nach rechts schließt sich der Tenne der Heubarren an. Über dem Heubarren befindet sich keine Decke, sondern nur ein Rost von Stangen (*Tafel*). Hierher kommt das ausgedroschene Stroh. Außerhalb der Rückwand des Heubarrens ist dem Hause ein Schuppen angefügt, über den sich ein Pultdach legt. Der Schuppen ist nach drei Seiten offen. Im Schuppen finden die Wirtschaftswagen vor dem Regen Schutz. Dem Heubarren ist eine Futterkammer vorgelegt. Sie steht mit ersterem durch eine Tür in Verbindung. In der Futterkammer steht bei F-St ein Futterstock. Das *Mischat*, welches damit geschnitten wird, fällt durch das im Fußboden angebrachte Futterloch F-L in

Küche und eine Stube. Die Küche betritt man vom breiten Gang aus. Im Hintergrunde steht der offene Herd. Die ihn umfangenden Wände bestehen aus Mauerwerk. Sie tragen ein flaches Tonnengewölbe, das einen Feuerhut unnötig macht. Der Herd ist aus Steinen aufgebaut, seine Oberfläche bildet ein Ziegelpflaster, das ein Holzrahmen einschließt. Im Herdkörper ist ein Hohlraum zur Aufnahme von Scheiterholz ausgespart. Über dem Herd hängt ein Kessel. Ein zweiter Kessel, der Saufutterkessel, ist neben dem Herd eingemauert: S-K. Auf die Oberfläche des Herdes mündet die Heize des Kachelofens, der innerhalb der Mauer in der Stube steht. Über dem Ofenloch ist ein etwa 10 cm im Durchmesser messendes Loch, das «Zugloch», angebracht, welches, wenn das Feuer im Ofen brennt, Gegenzug vermittelt. W-B = Wasserbank, K-K = Küchenkasten. Über a sind zwei Stellagen angebracht. Auf der unteren befinden sich Töpfe (*Hüfnstölln*) und auf der oberen Pfannen (*Pfannstölln*). Über R sitzt ein hölzerner Rauchschlot auf. Da der Rauch durch denselben seinen Weg nur schwer finden mochte und lieber durch die offengelassene Küchentür oder durch das darüber angebrachte Rauchloch abzog, wurde über R₂ ein zweiter Schlot errichtet, der sich nach unten in einen Rauchfang erweitert.

Die Stube zeigt das gewohnte Aussehen einer Kachelstube. Sie hat eine einfache Bretterdecke. Die Fugen, die sich bilden, wo zwei Bretter zusammenstoßen, sind von unten durch Leisten gedeckt. Die Decke wird in ihrer Mitte von einem Unterzugbalken getragen. Am Balken sind Stellagen angebracht. Darauf liegen Bücher, Bürsten, Werkzeug und das Nähzeug der Bäurin. Der Fußboden ist gediebt. Der Ofen ist ein Kachelofen aus grün-glasierten topfähnlichen Kacheln. In dem Ofen ist ein kupferner Kessel eingemauert. Der Ofen ist von einem Geländer und Bänken umschlossen. Da im Hause ein Backofen fehlt, backt die Bäurin das Brot im Kachelofen. T = Tisch, Ba und Ba₂ = Bänke, A = Altar, Hü = Hühnersteige, Ka = Kasten, U = Uhr. Bei a und b hängen Rosenkränze an der Wand, am Türpfosten ein Weihwasserkessel aus Ton.



Abbildung 41. Hochbunds-Hühnerstube.

14. Die Hochbundsschuh-Keusche.

Die Abbildung 41 bringt das Bild eines kleinen Häuschens. Es steht unter der Nummer 55 etwas abseits von dem am höchsten gelegenen Gehöfte der Gemeinde Kemetberg und gehört zu diesem, dem Hochbundsschuh-Gehöfte. Das Häuschen diente ehemals doppelten Zwecken. Es wurde im Spätherbste zum Dörren des Flachses verwendet, war also zu dieser Zeit Brechelstube, und diente sonst entweder dem alten Besitzer der Hube als Ausnehmerwohnung oder sonst einem armen Mieter als Unterschlupf. Heute steht das Häuschen ganz verwahrlost und dem Verfall preisgegeben. Für die Unterkunft eines etwa vorhandenen Auszüglers ist im Bauernhause durch ein

zugebautes Nebenstübel gesorgt und als Brechelstube ist das Häuschen schon lange außer Gebrauch gesetzt, da der Flachsbau in der Gegend ganz aufgegeben worden ist. Sowohl die Abbildung 41, als auch der Grundriß des Häuschens, Abbildung 42, sprechen für sich allein schon. Ich habe wenig zur Erklärung beizufügen.

Das Häuschen umschließt drei Räume. In der Mitte liegt die Küche mit dem Herd H im Hintergrunde. Über dem Herd ist ein Feuerhut angebracht. Vor demselben befindet sich über R in der einfachen Bretterdecke ein Loch, durch das der Rauch in den Dachraum entweichen kann. Von dort sucht er sich seinen Ausweg durch die Lücken in den Giebelwänden oder durch die Fugen des Daches. St = Stiege.

Links von der Küche ist die Stube. Die stabilen Bänke, Ba und Ba₂, deuten darauf hin, daß dieser Raum schon von Anfang an als Wohnraum benutzt worden ist. T = Tisch, O = Ofen aus topfförmigen Kacheln. Der Ofen ist durch Bänke eingeschlossen.

Der Raum rechts von der Küche diente früher als Brechelraum. Es ist der einzige Raum, der heute noch einen Zweck hat. Er dient nämlich den Kälbern als Unterstandsort. Bei a befindet sich eine breite Öffnung in der Wand, die nie durch eine Tür zu schließen war. Durch sie gehen die Kälber ein und aus.

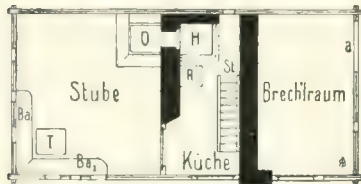


Abbildung 42. Grundriß der Hochbundsuh-Keusche. 1 : 200.

Die beiden Wohnräume, Küche und Stube, erinnern an die beiden der Hauptsache nach ganz gleich ausgestatteten Wohnräume im Steiner-Schneider-Hause. Ob aber das Häuschen immer die gleiche Einteilung gezeigt hat? Ich zweifle daran. Mir will es scheinen, als ob die Mauer, welche Küche und Brechelraum trennt, erst später eingeschoben worden wäre, denn wäre diese Wand mit dem Häuschen zu gleicher Zeit errichtet worden, so hätte man sie bestimmt aus Holz hergestellt. Der Raum, welcher zuletzt als Brechelraum gedient hat, scheint mir im Verhältnisse zu anderen Brechelräumen auch viel zu klein. Ich glaube, die Küche und der Brechelraum waren früher ein Raum und bildeten zusammen den ursprünglichen Brechelraum. Ob dann ein Herd in dem Raum stand oder aber in der Stube und diese infolgedessen eine Rauchstube war, konnte ich nicht mit Sicherheit feststellen. Die Stube ist nämlich jetzt geweißt. Die neuere Kalkschichte verdeckt möglicherweise eine ältere Rußschichte. Es kann hier also an eine Verlegung des Herdes in die Laube gedacht werden, wie sie ähnlich im Engelbauer-Hause vorgenommen wurde. Der Besitzer vermochte mir darüber keine sichere Auskunft zu erteilen.

15. Die Reinthaler-Keusche.

Die Reinthaler-Keusche, deren Bild die Abbildung 43 zeigt, gehörte als Ausnahmewohnung zur Reinthaler-Hube in Piber bei Köflach. Die Keusche ist mit der Hube in den Besitz der k. k. Staatsdomäne Piber übergegangen.

Das Häuschen ist noch kleiner als die Hochbundsuh-Keusche, ist noch bewohnt und besteht, wie Abbildung 44 zeigt, nur aus zwei Räumen, aus Küche und Stube. In der Küche steht bei H ein Sparherd. Darüber aber ist ein Feuerhut angebracht, es muß daher hier früher wenigstens zeitweilig ein offener Herd gewesen sein. T = Tisch, W-B = Wasserbank, K-K = Küchenkasten.

In der Stube steht bei O ein kleiner eiserner Ofen. Früher soll an seiner Stelle ein Kachelofen gestanden sein. T = Tisch, S = zwei Sessel, B und B₂ = Betten, Ko = Kommode.

Es fällt hier besonders auf, daß der erste Raum des Häuschens nur Wände aus Brettern hat. Ich habe noch nie ein Haus, und wäre es noch so primitiv gebaut gewesen, gesehen, in dem die Wände des Herdraumes nur aus Brettern hergestellt waren. Anders steht dies in bezug auf die Laube. Es wurde oben schon darauf hingewiesen, daß sowohl in der Gegend von Köflach, als auch in Oberkärnten sich alte Häuser vorfinden, bei denen die Außenwände der Lauben nur aus Brettern bestehen.

Es brachte mich dies auf den Gedanken, daß auch der erste Raum der Reinhthaler-Keusche einst nur eine Laube gewesen sein müsse. Der zweite Raum mußte dann eine Rauchstube mit offenem Herd gewesen sein. Die Vermutung ist um so berechtigter, als am Häuschen sogar auch heute noch ein Rauchfang fehlt.

Der Rauch mußte also aus der Rauchstube in die Laube gedrungen sein und hat dort dann leicht durch die Lücken und Fugen der Bretterwände seinen Ausgang ins Freie gefunden. Auch diese Stube ist jetzt geweißt, so daß sich schwer konstatieren läßt, ob sie tatsächlich früher eine Rauchstube war.



Abbildung 43. Die Reinhthaler-Keusche.

Trügt jedoch der Schein nicht, so hätten wir sowohl in der Reinhthaler-Keusche, als auch in der Hochbunds Schuh-Keusche in ihrem ursprünglichen Zustande einfache kleine Wohnbauten vor uns, die mit ihren Rauchstuben und vorgelegten Lauben den beiden ursprünglichen Wohnräumen im Ziri-Hause und im langen Wegger-Hause vollkommen entsprechen.

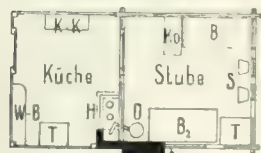


Abbildung 44. Grundriß der Reinhthaler-Keusche.

Den Schluß in der Beschreibung von Häusern aus der Gegend von Köflach soll die Beschreibung eines Häuschens bilden, das in der Tat als Wohnräume nichts als eine Laube und eine Rauchstube enthält und diese beiden Räume bis auf den heutigen Tag in ihrem ursprünglichen Charakter erhalten hat.

16. Die Schriegl-Keusche.

Die Schriegl-Keusche, deren Bild durch die Abbildung 45 wiedergegeben ist, gehört zum oben im Abschnitte 4 beschriebenen Schriegl-Hause, liegt aber unter H.-No. 34 weit von diesem entfernt, tief unten im Gößnitz-Graben. Sie diente früher als Ausnehmerwohnung, seit aber dem Schriegl-Hause die vordere Kachelstube vorgebaut wurde, wird die Keusche, wenn sich Mieter finden, in Pacht gegeben. Als ich sie aufnahm, war sie unbewohnt.

Ihr Äußeres macht den Eindruck, als ob man ein verkleinertes Bauernhaus vor sich hätte. Das Häuschen ist zweigeschossig. Abbildung 46 bringt den Grundriß des in das ansteigende Erdreich hineingebauten Erdgeschosses, Abbildung 47 den des Obergeschosses.

Im Erdgeschoße befindet sich ein geräumiger Rinderstall und ein zweiter Stall, der einen Kälber-, einen Schaf- und einen Schweinestall in abgesonderten Verschlägen vereinigt. An den Rinderstall schließt sich noch ein mit Bretterwänden versehener Schupfen für Streu an. Die Ställe bestehen aus Mauerwerk.

Das Obergeschoß besteht aus einer großen Tenne und den Wohnräumen. Die Tenne hat einen Fußboden aus starken Trambalken und keine Decke. An Stelle der-



Abbildung 45. Die Schriegl-Keusche.



Abbildung 46. Schriegl-Keusche (Erdgeschoß). 1:200.

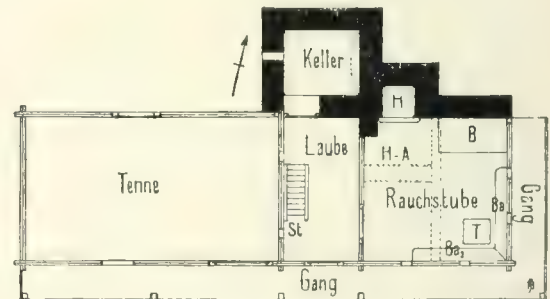


Abbildung 47. Schriegl-Keusche (Obergeschoß). 1:200.

selben befindet sich eine Lage loser Bretter, auf die Getreide geschichtet werden kann. Die Wände der Tenne bestehen aus runden unbehauenen Baumstämmen.

An die Tenne schließen sich die beiden Wohnräume an: die Laube und die Rauchstube. Aus der Laube führt eine Stiege zum Dachraum.

Die Rauchstube ist gedielet und hat einen Stuckboden. Die nördliche Wand der Stube ist gemauert. Wahrscheinlich wurde die Wand gemauert, um das Eindringen des Regenwassers in die Stube zu verhindern. Das felsige Terrain steigt nämlich hinter dem Häuschen sehr steil an. In diese Steinmauer wurde der offene Herd eingefügt. Über dem Herd schließt sich die Mauer zu einem Gewölbe, so daß der Herd eine Nische in der Mauer bildet. Vor dem Herd liegt eine Stufe. Der Rauch strömt unter dem Gewölbe hervor in die Stube. Aus dieser kann er durch ein Rauchloch über der Tür entweichen. Außerhalb derselben ist jedoch kein Rauchfang angebracht. Es fehlt darum auch ein Rauchschlot in diesem Hause. In der Rauchstube fand ich bei T den Tisch, dann die stabilen Bänke, Ba und Ba₂, und ein Bett, B. Auch die Holzase fehlte in dieser Rauchstube nicht.

Der Keller soll erst in neuerer Zeit in den felsigen Boden hineingegraben und ausgemauert worden sein.

In der nördlichen Dachfläche ist eine große Dachluke zu sehen, durch die Heu auf den Lauben- und Rauchstubenboden gelegt werden kann.

In diesem Zustande habe ich die Schriegl-Keusche angetroffen. Sie zeigte jedoch nicht immer dieses Aussehen. Die Tenne, der große Rinderstall und der Streuschupfen sind Zubauten. Die Keusche bestand also ursprünglich nur aus den beiden Wohnräumen und dem darunterliegenden, in drei Verschläge getheilten Stall. Die beiden kleinen mit Holzschubern versehenen Fenster in jener Wand, die die angebaute Tenne von der Laube trennt, stammen noch aus der Zeit vor dem Anbau. Heute sind sie zwecklos.

* * *

Noch vor wenigen Jahren war man allgemein der Ansicht, daß das ganze große oberdeutsche Gebiet durch eine einzige Hausform beherrscht wird, deren niedrigste Entwicklungsstufe aus zwei Räumen verschiedenen Charakters besteht: aus einer Küche und einer Stube oder aus einem Herdraum und einem Ofenraum. Diese beiden Räume bilden das Charakteristikum des «oberdeutschen Hauses». Nun fand sich aber auf oberdeutschem Gebiet noch eine zweite Hausform, deren primitivste Form aus einer feuerstellenlosen Laube und einem Herdraum besteht, welcher letzterer jedoch nicht als Küche in oberdeutschem Sinne angesehen werden kann, sondern der Koch-, Wohn-, Arbeits- und sogar Schlafraum in einem ist. Es ist die Rauchstube. Dieses Haus, welches sich sonach wesentlich vom oberdeutschen Hause unterscheidet, eingehend zu besprechen, blieb mir vorbehalten.¹ Ich beschrieb es zuerst aus der Gegend von Vorau, dann aus meiner oberkärntnerischen Heimat und schließlich jetzt auch aus der Gegend von Köflach.

Von den sechzehn Häusern, die ich im Vorstehenden zur Besprechung brachte, besaß, wie sich zeigte, von ihrem Ursprung an nur der geringste Teil wirkliche Küchen. Der größere Teil hatte von Anfang an Rauchstuben oder besitzt sie auch heute noch. Von einzelnen der Bauernhäuser konnte zudem festgestellt werden, daß deren Wohnräume zur Zeit der Erbauung nur aus einer Rauchstube und einer ihr vorliegenden feuerstellenlosen Laube bestanden. Die Urform dieser Häuser erblicken wir aber in den zuletzt beschriebenen Bauten, in den Keuschen, vor allem in der Schriegl-Keusche, wahrscheinlich auch in der Reinhaller- und Hochbuntschuh-Keusche, wenn, woran kaum zu zweifeln, auch deren Stuben einst Rauchstuben waren.

Über diese primitivsten Formen des Herdhauses der Gegend von Köflach des weiteren zu sprechen, ferner die Entwicklung derselben zu den höheren Formen des Bauernhauses der Gegend von Köflach eingehend zu beleuchten, und schließlich die Hausformen dieser Gegend mit denen in der Umgebung von Vorau und jenen in Oberkärnten in Vergleich zu ziehen, wird mir vielleicht durch diese Zeitschrift in nächster Zeit mit einer ergänzenden Arbeit vergönnt sein.

¹ In seiner Eigenart erkannt hat es zuerst R. Meringer, S. B. u. W. 1116 S. 52.

Sprachlich-sachliche Probleme.

Von Rudolf Meringer.

I. Zu den Werkzeugen der *pinsere*-Reihe.

Vergl. oben S. 1 ff.¹

Ich habe den Namen des Fußhammers, der *Anke*, mit mhd. *anke* «Fußgelenk, Genick» identifiziert. Man kann eine Parallele dazu aus dem Griechischen beibringen, welche den Übergang der Bedeutungen in ganz ähnlicher Weise zeigt: σφυρόν bedeutet «Knöchel, Ferse», σφύρα (aus *σφυρία) «Hammer, Schlägel». Die beiden Wörter gehören zu **sp(h)er* «mit dem Fuße stoßen», lit. *spirù*, σπαίρω, wozu sich aus dem Germanischen noch *Sporn*, *Spur*, *spüren* (weiteres bei Torp-Falk, Fick III⁴, S. 508 f.) stellen. Wichtig ist ahd. *spurihalz*, mhd. *spurhalz* «lahm, hinkend» (von Pferden) und bekannt der Zauberspruch *de hoc quod spurihalz dicunt*.

Vielleicht gehört ahd. *encho* (Graff I, Sp. 346), mhd. *enke* (Müller, Mhd. Wb. I, 434) hierher. Es wäre denkbar, daß man zu **ancha* ein **anchion*- bildete, wie im Gotischen *kasja* «Töpfer» neben *kas* «Gefäß, Topf», *fiskja* neben *fisks* steht. Dann wäre *encho* der Mühlknecht, nament-



Abbildung 1.
Lettischer Mörser.
Nach A. Bielenstein.



Abbildung 2. Lettischer Mörser.
Nach A. Bielenstein.



Abbildung 3. Lettischer Mörser.
Nach A. Bielenstein.

lich der bei der *Anke* verwendete. Daß die Bezeichnung von einem Teil der Beschäftigung genommen werden kann, zeigt eine Reihe von Handwerkernamen, z. B. *pistor*, *sutor*, *Schneider*, *Tischler*, *Spengler*, *Hafner* usw. Das Wort *Enke* findet sich noch in Mittel- und Norddeutschland und bedeutet «Vieh- oder Ackerknecht».² Das wird aber eine Erweiterung der ursprünglichen Bedeutung sein, denn im Parzival 119, 2 steht *ir bülute unde ir enken*, wobei wohl verschiedene Arbeiter gemeint sind, also etwa «ihre Ackerknechte und ihre Mühlknechte» zu übersetzen sein wird.

Zur Vervollständigung meines Bildermaterials stelle ich die lettischen Mörser (*peesta*) nach Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten, S. 263 f., hier dar (Ab-

¹ Ich bitte den Druckfehler S. 20 Z. 15 v. o. *stamfē* in *stamf 7* zu korrigieren. — Mit Dank erwähne ich, daß ich die Originalphotographie von Abbildung 2, S. 5, durch die gütige Vermittlung H. Schraders dem Entgegenkommen des Direktors der Eremitage E. Pridik verdanke. — ² Weigand-Hirt s. v. *Enke*.

bildungen 1 bis 3). Man beachte namentlich die Form des dritten Mörsers (Abbildung 3), die mit der unseres volkstümlichen *Stampers* große Ähnlichkeit hat (vergl. oben S. 8). Über die Herstellung der Mörser berichtet Bielenstein S. 264 folgendes: Man nimmt einen Kiefern- oder Tannenklotz und beginnt das Auskratzen mit einem Instrument aus Eisen. Dann wirft man eine glühend gemachte alte Kanonenkugel oder den «glühend gemachten Kopf eines Wagenbolzens» in die Vertiefung und überläßt diesen das weitere Ausbrennen der Höhlung. Diese Art der Herstellung entspricht also ganz der in Ungarn üblichen, von der oben S. 7 die Rede war.

Zu der Aargauer Stampfe, die von einem federnden Balken hinaufgezogen wird, und zu der wotjakischen Stampfe (oben S. 9) kann ich nun auch ein Seitenstück aus dem Lettenlande bringen, vergl. Abbildung 4 (nach A. Bielenstein, a. a. O., S. 266 f.).

Man beachte, daß die lettischen Keulen noch heute die altägyptische und altgriechische Form haben.

Die Figur 5 ist der *Wista*, Bd. XV, Taf. II, entnommen. Die Form des Eichenmörser ist so wie die von Abbildung 7 und 18 (oben S. 7 und 12), die Form der Keule ist die eben besprochene.

In Abbildung 8 bringe ich die Darstellung einer indischen Reisstampfe. Man sieht drei Anken, wie die bei uns gebräuchlichen, nebeneinander angebracht. Alle drei haben Holzklötze aufgebunden, um beim Fallen größere Wucht entwickeln zu können. Die Anken 1 und 3 haben soeben in die Mörser hineingeschlagen. Die Anke 2 ist hoch erhoben, gar so hoch augenscheinlich bloß deshalb, um ein klareres Bild zu geben. Vor den Mörsern sind flache Körbe aufgestellt, welche wohl das Herauspringen der Körner verhindern sollen.

2. Zu den Werkzeugen der *molere*-Reihe.

Über die Geschichte der Mühlen vergl. L. Lindet, *Les origines du moulin à grains*. *Revue archéologique*, III. Série, Tome XXXV (1899), S. 413, und XXXVI (1900), S. 17.

In bezug auf das relative Alter der verschiedenen Mahlvorrichtungen sagt Bielenstein, a. a. O., S. 266: «Ich halte es für möglich, daß die hölzerne und steinerne Kornstampfe wegen ihrer Einfachheit älter ist als die Handmühle. Die Erfindung der letzteren hat ein außerordentlich großes Genie erfordert.» Das ist richtig. Ich möchte versuchen, die Stadien der Kornverkleinerung in diesem Schema darzustellen:

1. Wurzel **pis*; Instrumente dieser Technik sind Holzmörser und Holzstößel.
2. Wurzel **nāu-nā*; es werden die Körner mittelst eines Steines, der auf einer Seite flach ist, auf einem größeren flachen oder leicht vertieften Steine zerkratzt und zerrieben.

«Steinerne Kornquetscher hat Schliemann, *Ilios*, S. 268 f., in großer Zahl in den unteren Schichten der trojanischen Ausgrabungen vorgefunden, während sie in den



Abbildung 4. Lettische Kornstampfe.
Nach A. Bielenstein.

oberen nicht mehr vorkamen. Siehe Benndorf in seinem Aufsatz über altgriechisches Brot (Eranos Vindobonensis, S. 376).

Die **pis*-Technik hat insofern eine Vervollkommnung erlangt, als entweder der Mörser allein oder Mörser und Keule aus Stein hergestellt wurden. Der Steinmörser blieb aber flach, schalenartig. Die Steinkeulen scheinen nicht sehr beliebt gewesen zu sein, was wohl mit der Schwierigkeit ihrer Herstellung zusammenhängt und auch damit, daß die Holzkeule genügende Dienste zu leisten imstande war.



Abbildung 5. Polnische Stampfe zur Bereitung der Gerstengraupe. Aus Wisla, Bd. XV, Taf. I.



Abbildung 6. Polnische Handmühle. Aus Wisla, Bd. XV, Taf. II.

3. Wurzel **mel-mol*; die Technik kann von der eben beschriebenen nicht stark verschieden gewesen sein.

4. Eine Entwicklung der **mel-mol*-Technik ist eine Maschine mit konzentrischem Rotieren des oberen Steines auf dem unteren, die spätere «Handmühle».

Eine einfache Handmühle der Letten stelle ich nach A. Bielenstein in Abbildung 7 dar und verweise dabei auf die *Kwerne* bei R. Andree, Braunschweiger Volkskunde², S. 260, wo man auch das Bild einer Hirsestampfe — Mörser und Keule — findet. Die Abbildung 6 ist der Wisla, Bd. XV, Taf. II, entnommen.

Es wäre verlockend anzunehmen, daß in unserem Wort *Mulde* altes heimisches Sprachgut vorliegt und es zur Wurzel **mel-mol* gehört. Dann hätte das Wort ursprünglich den flachen Stein, der durch die Reibung des Malens in der Mitte vertieft, d. h. leicht gehöhlt wird, oder den absichtlich schalenartig vertieften Stein bedeutet.

Man leitet das Wort aber gewöhnlich von dem aus lat. *mulctra* «Melkkübel» entstandenen ahd. *mulhtra*, *muoltra*, *muoltera* (Graff II, Sp. 727), nhd. *multer* ab. Wegen des belegten Wortmaterials kann auf das DWb. s. v. *Mulde* und *Multer* verwiesen werden. R. Much, den ich um seine Meinung befragte, glaubt an die Identität der Wörter nicht, vor allem deswegen, weil ein Melkkübel alles eher als muldenförmig sei. «Er muß hoch und darf nicht zu weit sein, um zwischen den Beinen gehalten werden zu können.» Allerdings hat man nicht immer so gemolken, aber an einen wirklich muldenförmigen Melkkübel glaube ich auch nicht. Leider sind wir über die Gestalt der römischen *mulctra* nicht sehr gut unterrichtet; im Dictionnaire von Daremberg-Saglio wird gesagt: *c'était sans doute une sorte de terrine ou de jatte; on n'en connaît pas exactement la forme*, was jedenfalls nur eine mäßige Auskunft ist.

Ich kenne zwei Bilder der *mulctra*. Das eine ist auf einem pompejanischen Gemälde, welches A. Rich s. v. *caprimulgus* wiedergibt: Ein geflügelter Knabe milkt eine Ziege. Er sitzt hinter ihr und die Milch fließt in einen runden nach oben sich etwas verjüngenden Melkeimer, der ganz die Form unserer heutigen Melkkübel hat.

Ein anderes Bild ist aus der vatikanischen Vergilhandschrift von A. Rich s. v. *mulctra* wiederholt. Hier ist der Melkeimer ein großes breites Tongefäß mit s-förmig geschwungenem Kontur und so flach, daß die Bezeichnung «muldenartig» nicht mehr ganz widersinnig ist, aber die Identität von *Mulde* und *Multer* noch immer nicht einleuchtend macht. Auch hier sitzt der melkende Mann hinter der Kuh, nicht neben und teilweise unter ihr, wie das jetzt bei uns Brauch ist.

Lat. *mulctra* hat auf deutschem Boden eine Beeinflussung von *melken* erfahren, wie ahd. *chumelthra* *multra* Graff II, 722 beweist. Im Bayrischen findet sich *molter* «Gelte zu Milch, Wasser» (Schmeller², Sp. 1594). Den *sümelchter* der Oberwaldner Alphütte hat J. Bucher im Schweizerischen Archiv für Volkskunde, XI. Jg. (1907), auf der Tafel nach S. 286 (bezeichnet mit 44) abgebildet. Ein Melkkübel ist der Gegenstand aber weder der Form nach noch nach dem Gebrauche. Bei ital. *moltra*, *meutra* haben schon *Ascoli* und *Salvioni* an Beeinflussung durch *melken* gedacht. Körting 6350.

Das Wort *Mulde* heißt im mnd. *molde*, *molle*, nhd. *molle*, was mit der hochdeutschen Nebenform *Molde* eine alte Flexion **moldō*, **moldāns* vorauszusetzen scheint.

Früher war wohl die allgemeine Annahme, daß *Mulde* zu *malen* gehört, und ich finde, daß die primitiven Malgeräte und die primitive Art zu malen — vergl. die Abbildungen 9—11 — diese Etymologie zu einer sehr einleuchtenden machen. Lautlich ist dagegen nichts einzuwenden, denn *Mehl* zeigt, daß eine *e*-Wurzel vorliegt. Das Wort hattet noch an einem sehr primitiven Gegenstand; im Ostfries. bedeutet nämlich *molde*, *molle*, *mol*

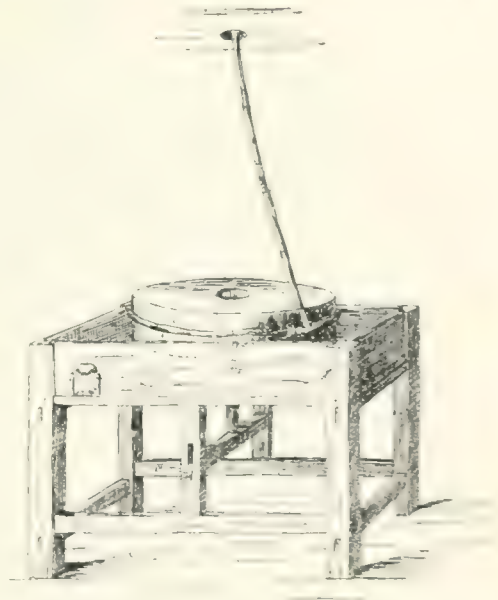


Abbildung 7. Eine lettische Handmühle samt Mehlkasten. Nach A. Bielenstein.

einen flachen Trog, der aus einem Stück Holz gefertigt ist (J. ten Doornkaat Koolmann s. v.). Die Herkunft aus latein. *multra* ist in diesem Falle sprachlich und sachlich sehr unwahrscheinlich.

Nun heißt aber gerade dieser Gegenstand bei uns *multern*, *molter* (Schmeller¹, Sp. 1596), wofür bei Unger-Khull in hochdeutsch gemachter Form *multer*, *multe* angegeben wird. Ich hörte in Aussee *muotn*, vergl. M. A. G., Wien XXI, S. 110; v. Andrian, Die Altaussee, S. 48, schreibt *multern*. Schmeller, a. a. O., verzeichnet noch *sich multern* «(von Brettern) sich an der Sonne muldenförmig ziehen», *gemultert* «wie eine Mulde ausgehöhlt».

Danach glaube ich, daß *Mulde* ein heimisches Wort ist, daß es aber vielfach

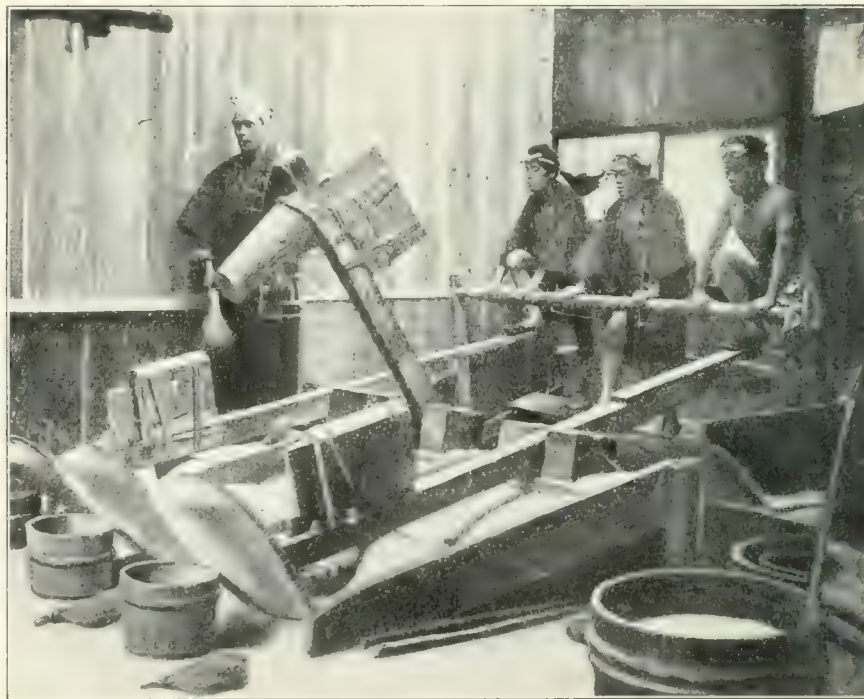


Abbildung S. Indische Reisanke

von dem, mit der römischen Milch- und Käsewirtschaft eingedrungenen *multer* aus lat. *multra* beeinflusst worden ist.

3. Die Urbedeutung von got. *ganisan*, *véouai* usw.

Vergl. I F. XXI, S. 302 f., S. 309 ff.

Brugmann sagt Kurze vergl. Gramm., S. 199: «*véouai* 'ich komme heim', *vóσtoσ* 'Heimkehr', got. *ganisan* 'davonkommen, geheilt werden'». Brugmann meint also, daß die Bedeutung «geheilt werden» sich aus der Bedeutung «davonkommen» entwickelte. Ich halte das nicht für ganz richtig, oder aber Brugmann hat sich nicht deutlich genug ausgedrückt; den richtigen Weg hat er jedenfalls geahnt.

Bei der Rekonstruktion von Grundbedeutungen muß man immer darauf gefaßt sein,

daß diese nirgendwo in historischen Zeiten mehr erhalten ist.¹ Nur wenn eine überlieferte Bedeutung die Herleitung der anderen aus ihr gestattet, darf man in ihr die Grundbedeutung sehen. Dieser letztere Fall scheint mir bei *ganisan-véouai* vorzuliegen. Die älteste Bedeutung liegt noch ziemlich gut erhalten in *véouai* vor, wie auch F. Solmsen, Berl. phil. Wochenschr. 1906, S. 719 f., gesehen hat.

Prellwitz hat nämlich *vóσos vouσos* aus **vóσφοs* erklärt und es zu *véouai* gestellt, indem er dafür eine Bedeutung wie «Heimsuchung» oder «die Heimsuchende» als Mittelglied annahm. Das ist eine typische Art von fehlerhafter Etymologie, die aber leider häufig genug ist. Man nimmt dabei ohne weiteres an, daß ein Bedeutungsübergang, der sich auf dem Boden der einen Sprache zugetragen hat, sich auch in einer andern ereignet hat, was für einige Arten ganz annehmbar erscheint, für andere — zu denen der vorliegende Fall gehört — aber durchaus nicht einleuchtet. F. Solmsen hat sehr richtig entgegnet, daß *véouai* im Griechischen nicht mit ironischem oder bitterem Nebensinne gebraucht wird (wie wir etwa *heimsuchen*, aber auch *heimschicken*, *-geben*, *-zahlen* gebrauchen). F. Solmsen sagte dagegen, daß die Kernbedeutung der W. **nes* «heimkehren» ist und daß sie zunächst von dem aus dem Kriege, von der See und dergl. heimkehrenden Manne gebraucht wurde.

Auch ich glaube, daß «ins Haus kommen, sich ins Haus retten, heimkommen» die Urbedeutung ist, denn bei primitiven Zuständen ist das Haus der einzige Ort, wo man vor wilden Tieren, Feinden, Wind und Wetter, kurz allem, was den Menschen bedrängt, sicher war.

Und so erklären sich auch die Bedeutungen der verwandten Wörter im einzelnen leicht, wie ein Überblick lehrt.

Altindisch *násatē* «*kommt heim, gesellt sich zu». Am deutlichsten scheint mir R. V. 8, 61, 14 zu sprechen: *te janata sām aukiam sām vatsasā te matāḥ s āthas vāsanū jamibhis* «sie sollen kennen ihre Heimstätte, wie Kälber mit ihren Müttern sollen sie sich vereinigen mit ihren Geschwistern». Oder R. V. 1, 186, 7: *tas m gṛas ānyas nā pātis surabhiṣtamam narām nasanta* «zu ihm sollen sich (unsere) Lieder gesellen, wie vermählte Gattinnen mit dem herrlichsten der Männer».² Das Haus, das Heim ist die Stätte des Sitzugesellens und seine Bezeichnung muß deshalb der Ausgangspunkt des Bedeutungswandels gewesen sein.

Im Awesta findet sich eine charakteristische Stelle V. 15, 21: *nmānām uzdasta* «wer das (von) ihrer (der Hündin) Lagerstätte (aus) nächstgelegene Haus gebaut hat» (vergl. H. Reichelt, Awestisches Elementarbuch, S. 249, und Chr. Bartholomae, Altiran. Wb., Sp. 106 und 1061), wodurch ein *anha-* «Lagerstätte» bewiesen wird. Daß hierin die ursprünglichste Bedeutung vorliegt, glaube ich allerdings

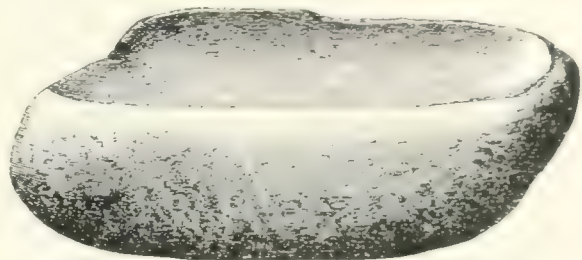


Abbildung 9. Handmühle von Westera (Hör).
Ungefähr 1/8. Nach O. Montelius, Kulturgeschichte
Schwedens, S. 14.

¹ Verfasser, *Kuhn's Zts.* XL, S. 232.

² Leo Meyer, *Handbuch der gr. Philol.* II, S. 267. — *Grāmānāḥ Mārasāḥ ānyas nā pātis surabhiṣtamam narām nasanta* «Den lieblichsten der Männer küssen unsere Gesänge wie die Mütter von den Kindern».

nicht, weil der ganze Zusammenhang der Bedeutungen der verwandten Wörter dagegen spricht. Ich meine vielmehr, daß *anha-* eine primitive Menschenbehäusung bedeutete und hier auf das Tierlager übertragen erscheint, weil der Mensch schon eine bessere Hütte besaß.

Formen von *véσθαι* sind bei Homer 110 mal belegt, immer im Sinne von «heimkehren, zurückkehren». Das Substantivum *νόστος* «Heimkehr, Rückkehr» ist gegen 70 mal belegt. Rätsel gibt *νόστιμος* auf. Die «eigentliche» Bedeutung soll nach L. Meyer, a. a. O., S. 268 sein «mit der Rückkehr versehen», eine jener gequälten Konstruktionen, die verschwinden müssen. Brugmann¹ faßt *νόστιμος* richtig als «die Heimkehr betreffend». Aber wie ist die spätere Bedeutung «reif, genießbar», von Feld- und Baum-

früchten gebraucht, entstanden? Das Material scheint zur Beantwortung der Frage nicht zu genügen.

Zu *véομαι* gehört *ναίω*, das Brugmann, Griechische Grammatik², S. 84, lautlich zufriedenstellend erklärt. Es bedeutet «wohnen, bewohnen», schließt sich also bestens nach Gestalt und Bedeutung an *véομαι, νόστος an*. Wir kommen mit *ναίω* zu einer Vorstufe



Abbildung 10. Ägyptische Dienerin Korn malend, um den Toten damit zu versorgen. Nach Ägyptische und Vorderasiatische Altertümer aus den kgl. Museen zu Berlin. Tafel 5.

der Bedeutung «heimkehren», nämlich zu «bauen, ansiedeln». Ἄμφι δὲ νηὸν ἔνασσαν (erbauten) ἀδέσφατα φύλ' ἀνθρώπων, Hom. hymn. Ap. 298. λέοντα τὸν ῥ' Ἴηρη . . . γουνοῖσιν κατένασσε (siedelte an) Νεμεΐης, Hes. Th. 329.²

ναίτης «Bewohner», μετανάστης «Fremdling».

Daß griech. *νίσεσθαι, νίσσεσθαι* «gehen, kommen» zu *véομαι* gehört und aus **νινσομαι* hervorgegangen ist, glaube auch ich.³ Einige Verbindungen zeigen noch besonders klar den Zusammenhang mit *véομαι*, z. B. Τηλέμαχον μεμάσσι κατακτάμεν . . . οἴκαδε νισσόμενον, Od. 4, 701. Das Wort war schon zu dem allgemeineren Sinne «kommen, gehen» gelangt, so daß *οἴκαδε* hinzugefügt werden mußte, woraus aber keineswegs zu schließen ist, daß allgemein «gehen, kommen» die Urbedeutung der Wurzel war, wogegen schon *ναίω* Einsprache erhebt.

Im Altindischen entspricht *nīsatē* 3. Ps. Pl. «sie küssen», das also eine ähnliche Bedeutungsentwicklung durchgemacht hat, wie wir sie bei *nas* konstatierten.

¹ Grundriß II, S. 163. ² L. Meyer, a. a. O., S. 265.

³ Brugmann, Griech. Gram. ³, S. 281, wo auch die Literatur verzeichnet ist. — L. Meyer, a. a. O., S. 270.

Die Bedeutung «heimkommen» ist im Germanischen nicht mehr erhalten.

Gotisch *ganisan* übersetzt σωζεσθαι «gerettet werden». Vergl. Matth. 9, 21: *jabai jatainci attika rastjai is, ganisa* (σωθήσεται); Mk. 10, 26: *leas maip ganisan* (σωθήσεται).² L. Meyer meint, *ganisan* bedeute eigentlich «in den früheren Zustand zurückkommen». Aus dem ganzen Zusammenhang halte ich das für unmöglich, abgesehen davon, daß diese Bedeutung zu schemenhaft, zu blutleer ist. «Gerettet werden» ergibt sich leicht aus «ins Haus flüchten».

So werden auch die späteren Veränderungen verständlich. Ahd. *ganesan* ist vivere, convalescere.¹ *Uuir genesen salvi erimus, genesint salvi fiunt*. Das Verbum wird mit dem Genitiv konstruiert, der hier wohl einen alten Ablativus separationis ersetzt: «von irgend etwas weg sich ins Haus retten». Vergl. ahd. *des knesen uuir alles*. Das Kausativum *nerjan* bedeutet *alere, pascere, sustentare, curare*; vergl. *fon tode nerien, nere mih fone minen fienden*. *Gancrjan* ist servare, pascere; *genereta* salvabit. Got. *ganists*, ahd. *ganist* bedeutet *salus*.

Die Grundbedeutung von mhd. *genise* gibt Zarncke², als «gerettet werden» an. Belegt sind die Bedeutungen «gesunden, geheilt werden, aus einer Gefahr errettet werden, sich wohl befinden» u. ä. Mhd. *genist* bedeutet «Genesung, Heilung» u. ä.

Gotisch *nasjan*, ahd. *nerjan*, mhd. *nern* hat die Bedeutungen «gesund machen, retten, heilen» aus der Bedeutung «ins Haus aufnehmen» entwickelt. *Der ist behalden unde irneren* «gerettet und in Sicherheit», *si nerten alle siechen*. Ein Zweifel könnte nur darüber entstehen, wie die Bedeutung «nähren» sich einstellen konnte, doch glaube ich, daß auch sie direkt aus «ins Haus bringen» herzuleiten ist. Ahd. *nera* bedeutet *stipendia, sustentatio, vīpnara victus, alimenta*; mhd. *nar* st. Fem. hat den Sinn von «Nahrung, Unterhalt», aber auch «Rettung, Heil».



Abbildung 11. Getreide mahlen. — Nach O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 14.

Germanisch <i>*noso</i> «Heimkehr, Führung ins Haus	↳	Rettung
	↳	Nahrung

Torp-Falk³ gehen von einem germanischen *nesan, nas, nēsum* aus, das bereits bedeutet habe «heil hervorgehen aus, sich erhalten, sich nähren», was richtig ist, denn die angegebenen Bedeutungen finden sich auf verschiedenen Gebieten des germanischen Sprachbodens. Vergl. die Schicksale des germanischen *nesta-* in den nordgermanischen Sprachen, welche das Wort im Sinne von «Lebensmittel, Kost» haben.⁴

Aber für nicht ganz richtig halte ich Torp-Falks Ansatz einer altg. Wurzel aus «herankommen», in der ich die Keime der späteren Entwicklung nicht zu finden ver-

¹ Graff, Ahd. Sprachschatz II, S. 1098 ff. — Mhd. Wörterbuch II, S. 1070.

² Ficks, Vergl. Wörterbuch III¹, S. 296.

³ Falk-Torp, Norw. dän. Et. Wb. Deutsche Bearb. von Dav. Isenhardt, S. 10.

möchte.¹ Im Norweg.-dän. Etymol. Wb.² sprechen dieselben Verfasser der Wz. die Bedeutung «zurückkommen, ins Leben zurückkehren, genesen» zu, was also einen anderen Versuch, der Schwierigkeiten Herr zu werden, darstellt. Am bedenklichsten wäre es, den Sinn von «Nahrung» schon in der idg. Wz. zu suchen, was besonders abgelehnt werden muß, obwohl bis jetzt noch niemand einen derartigen Gedanken geäußert hat, weil es nicht ausgeschlossen ist, daß sich jemand durch ahd. *weganest wegenist*, aisl. *ncst* «Reisevorrat» zu einem solchen Ansatz verleiten läßt. Mich freut es konstatieren zu können, daß Falk-Torp im letztgenannten Werke s. v. *niste* für idg. **nes* die Bedeutung «heimkehren» annehmen, was sie sonst nicht tun. Das Nomen **nesto-* bedeutete «häusliche Ausrüstung (für die Fahrt)», nicht «Nahrung» überhaupt.

Ich habe in den IF. XVIII, S. 269, für die Sippe *véομαι, νόστος, ganisan* eine Wz. **enes*, eine Technik der Holzgewinnung oder Bearbeitung zum Hausbau bezeichnend, angenommen. Uhlenbeck³ wandte ein, er finde in der Sippe von *véομαι* nicht die geringste Spur einer Bedeutung von Holzbearbeitung und Häuserbau. Vielleicht ist es mir nun gelungen zu zeigen, daß allerdings mindestens «Haus» oder «Heim» in der Grundbedeutung enthalten war, worauf auch ai. *ástam* «Heimstätte» hinweist. Und dieses Haus, diese Heimstätte, war ein Holzhaus irgendwelcher Konstruktion, wie wiederum got. *ans* «Balken» beweist. Ich kann also dabei bleiben, daß **enes* «Bauholz, Holzhaus, ins Haus gehen» bedeutete. Diese Grundbedeutung entspricht allen Anforderungen: Sie ist nicht ein abstraktes Gebilde ohne jede Realität, ist im Griechischen noch ziemlich deutlich erhalten und — was das Wichtigste ist — alle überlieferten Bedeutungen lassen sich auf dieser Grundlage leicht begreifen.

Gotisch *ganasjan* erscheint im aksl. als *gonoziti* wieder und zwar in der Bedeutung *servare, σώζειν*.⁴

Wichtiger wäre es, wenn ai. *násatya* zu unserer Wurzel gehörte, wie Uhlenbeck angenommen hat⁵ und wofür der Sinn wohl zu sprechen scheint. Die Etymologien der Inder sind schon im PW. mit Recht abgewiesen worden, aber Graßmann ist im Wörterbuch zum Rigveda bei der Erklärung **ná *asatyá* «nicht trügerisch» stehengeblieben. *Násatyā, āu* erscheint als Beiwort der *Aśvinen* und diese «eilen ihren Günstlingen in Gefahren zu Hilfe, retten sie, heilen sie in Krankheiten, machen sie wieder jung und frisch», was alles sehr gut zur Grundbedeutung von **nes* stimmen und eine Parallelentwicklung zu den Vorgängen auf germanischem Boden darstellen würde. Wie ist aber *násatya* entstanden, aus **nēsptio-*?

Die Dehnstufe **nēs* finden wir auch in aisl. *néra* «ernähren»⁶; daneben erscheint **nōs* in *néra*, das auf ein **nōzian* zurückführt. Warum Torp-Falk einmal *néra* und *néra* anerkennen⁷, das andere Mal nur *néra*⁸, weiß ich nicht.

Der Awesta kennt einen Dev *Nāp̄haiθya-*. Bartholomae, Airan. Wb., 1079, zitiert «*the business of the demon N. is this, that he gives discontent to the creatures*». In einer neuen

¹ Fick III¹, S. 296. — ² Deutsche Bearb. von H. Davidsen s. v. *Nare*.

³ Vergl. IF. XXI, S. 302.

⁴ Miklosich, Lex. pal. s. v. — Uhlenbeck in Jagić Archiv f. sl. Phil. XV, S. 487.

⁵ Uhlenbeck, Et. Wb. d. ai. Spr., S. 147.

⁶ Noreen, Lautl., S. 54, 74. Aisl. und Anorw. Gr., S. 128.

⁷ Falk-Torp, Norw.-dän. Et. Wb. Deutsche Bearb. von Davidsen s. v. *nære* und *nore*.

⁸ Fick III¹, S. 296.

Kulturschichte ist also der Geist der häuslichen und heimatlichen Sicherheit, des Behagens und der Gesundheit zu einem Dämon des Unbehagens und der Unzufriedenheit geworden.

Mit got. *gansjan* παρῆχειν «verursachen» ist bis jetzt nichts anzufangen gewesen. Zu *nes* wird es wohl kaum gehören; wenn doch, dann sind die Stufen der Bedeutungsentwicklung erst zu finden.

Eine besondere Bedeutungsentwicklung hat unsere Wurzel in den nordischen Sprachen durchgemacht. Aisl. *aldnari* bedeutet in der Poesie «Feuer», eigentlich «Lebenserhalter». Norw. *nøre* bedeutet «anzünden, Feuer anmachen», schwed. dial. *nöra* dass., während aisl. *nóra* «erfrischen, ernähren» heißt. Dazu das Substantivum norw. und schwed. dial. *nöre* «Späne oder Reisig zum Feueranmachen».¹

Der Bedeutungsübergang scheint über den Sinn «nähren, füttern» vor sich gegangen zu sein, wie wir «dem Feuer Nahrung zuführen» sagen.

4. Zur Duenos-Inschrift.

F. Skutsch ist kürzlich auf meine Übersetzung der Duenos-Inschrift eingegangen und macht zwei Ausstellungen.²

Ich übersetzte, im wesentlichen an Thurneysens Übertragung festhaltend³: «Möge der Gott Dich unterstützen, der mich schicken wird, wenn das Mädchen gegen Dich nicht freundlich ist! Er möge uns (*nois*) beistehen, wenn (*si*) Du willst, Du werdest mit Hilfe der *Ops* mit ihr verbunden. Gutmann (*duenos*) hat mich mit Heilswunsche für einen guten Mann gemacht; nicht soll mich ein Bösewicht darbringen.»

Dazu bemerkt nun Skutsch: «Sollte ein Germanismus wie *mitat* statt *mittas* wirklich schon damals möglich gewesen sein?» Das weiß ich natürlich ebensowenig als F. Skutsch, aber mir liegt auch gar nichts daran, denn ich hätte ebensogut ganz wie Thurneysen übersetzen können: «Der Gott wird den unterstützen, der mich schickt, wenn etwa das Mädchen gegen Dich nicht freundlich ist. . . .» Eine Inkongruenz bleibt auf alle Fälle.

Zu *Oped* sagt Skutsch, es sei eine ihm ganz fremde Ablativform. Natürlich weiß Skutsch ebensogut als ich, daß *navaled* und *dictatored* belegt sind. Es handelt sich nur darum, wie man über die Inschrift der Columna rostrata denkt. Gewiß ist, daß dieselbe Inschrift neben diesen Ablativen zweimal *marid* aufweist, wodurch *navaled* und *dictatored* nicht gerade gefestigt werden. Aber eine schwache Möglichkeit, daß die Originalinschrift diesen Wechsel von *i* und *e* gehabt hat, wäre noch immer nicht ausgeschlossen.

Das latein. *i* war ein offenes und wir finden *e* und *i* nebeneinander. Pisaurensisch sind die Dative *Junone*, *Matre*, *Salute*, deren *e* auf älteres *ei* zurückgeht, aus dem schließlich *i* wurde. Aber Sommer, Handbuch, S. 408, hat darauf aufmerksam gemacht, daß auf der Inschrift CIL. I, 1110 sich alle drei Formen nebeneinander finden: *Junone Seispitei Matri*. So könnte **oped* für **opid* geschrieben sein. Auch in *die quartē* (für *quarti*) könnte eine ähnliche Erscheinung vorliegen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß in diesem Falle *die* mitgewirkt haben kann.⁴

Jedenfalls möchte ich an **oped* (für **opid*) festhalten und zwar aus sachlichen Gründen. Aber ich möchte *oped oites* nicht mehr übersetzen «mit Hilfe der Ops»,

¹ Falk-Torp, Norw. dan. Et. Wb. Deutsche Beibh. von Davidsen, S. 116, 117.

² *Glotta* I, S. 415. — ³ IF. XVI, S. 104 ff.; XXI, S. 306 ff. — ⁴ Sommer, Handbuch, S. 408.

sondern «mit Hilfe des Getreideopfers». Das kann ganz wohl die altlateinische Bedeutung von *ops* gewesen sein, und um ein Opfer von dreierlei Getreide handelt es sich bei unserem Drillingsgefäß, wie ich an anderer Stelle wahrscheinlich zu machen suchte.¹ Ich verwies darauf, daß bis vor nicht langer Zeit Gesichturnen mit dreierlei (erbetteltem) Getreide in der Kirche geopfert wurden, um Liebe oder um Kindersegen zu erlangen.

Das Getreideopfer hat zuerst den Sinn, Fruchtbarkeit für die Frau zu bewirken, und aus dem, was Schrader vorbringt, ist an dem hohen Alter dieses Brauchs nicht zu zweifeln.² In Indien streute eine Verwandte Reis auf die beiden Brautleute, aus Griechenland haben wir ähnliche Nachrichten und von den Balten berichtet Lasicius, daß die verschleierte Braut an den verschiedenen Türen des Hauses herumgeführt wurde: *Ad singulas fores circumspargitur tritico, siligine, avena, hordeo, pisis, fabis, papavere, sequente uno sponsam cum sacco pleno omnis generis frugum*. Hier ist also eine reichlichere Fülle aus der, wie ich meine, ursprünglicheren Dreiheit der Gaben von Feldfrüchten entstanden.

Der Inhalt der Inschrift, der Umstand, daß es sich um einen Liebeszauber handelt, der nach Art des Fruchtbarkeitszaubers mit dreierlei Getreide (vergleiche die Drillingsgestalt des Duenos-Gefäßes) ausgeübt wurde, läßt mich daran festhalten, daß *oped oites* das Mittel des Zaubers angibt, und deshalb übersetze ich «die Feldfrucht gebrauchend», d. h. «mit diesem Getreideopfer».

Daß *ops* einmal einfach «Feldfrucht» bedeutet haben kann, halte ich für unwiderleglich. In ὄμνη «Nahrung, Getreide», ὄμνηα «Feldfrüchte», Ὀμνία «Demeter», ὄμνιος «zum Landbau gehörig» haben wir die alte Bedeutung noch vor uns. Ich habe mich schon mehrfach mit der Wz. **op* beschäftigt³ und verweise hier nur auf ahd. *uobo* «colonus», welches allein schon beweisen würde, daß **op* «den Acker bestellen» bedeutet hat. Lat. *opem ferre alicui* bedeutet eigentlich «jemand Getreide bringen», dann «helfen» im allgemeinen. Der Plural *opes* hat begreiflicherweise den Sinn von «Reichtum, Macht, Einfluß» angenommen. Das griech. Πηνελόπεια faßte ich als «Gewebe-
wirkerin»⁴, und wieder finden wir im Germanischen diese weitere Bedeutungsentwicklung in aisl. *efna* «ausführen», *efni* «Stoff, Zeug». Diese Übertragung auf eine neue spezielle Art von Arbeit geht davon aus, daß **op* zur allgemeinen Bedeutung «wirken, schaffen» gekommen war⁵ und dann wieder in anderen Sprachgenossenschaften seinen Sinn einengte. Auf die alte sinnliche Bedeutung «ackern» führte ich ὄπτειν «heiraten», das nichts mit οἴφειν zu tun hat, zurück. Ich sagte, **optiā* **opusī* sei «eine, die geackert hat», euphemistisch für die nicht mehr Jungfräuliche. Und dazu stellt sich nun got. *aba* «Mann, Ehemann», aisl. *afi*. Torp-Falk⁶ meinen, das Wort bedeute «der Tätige». Ich denke, es bezeichnet den «Ackernden» oder den «Zeugenden». Die Frau als Saatfeld, der Mann als Ackerer, das sind Vorstellungen urwüchsiger und begreiflicher Art. Daß der Germane in die Wurzel den Sinn des geschlechtlichen Ackerns legte, das scheinen mir die Bedeutungen von got. *abrs* «stark, heftig», aisl. *afl* «Kraft», ags. *afol* dass. zu beweisen.

¹ IF. XVI, S. 162. — ² O. Schrader, Reallexikon, S. 358.

³ IF. XVII, S. 127, XVIII, S. 208. — ⁴ Doch vergl. jetzt F. Solmsen, Kuhns Zts. XLII, S. 232.

⁵ Vergl. die schöne Arbeit von Gen-ichiro Yoshioka: A semantic study of the verbs of doing and making in the indoeuropean languages (Dissertation der Universität Chicago), Tokio 1908, S. 21.

⁶ Fick III³, S. 15.

Ich habe in den IF. XVI, S. 163, eine Gesichtsurne wiederholt, welche einen Mädchenkopf mit einer Erbse im Munde und Phallen auf den Wangen darstellt. Benutzte ein Mann oder ein Mädchen die Urne zum Liebeszauber? Die Erbse, die der Kopf im Munde hält, dürfte wohl einen Teil des Inhalts des Gefäßes andeuten und Erbsen spielen im Liebeszauber eine Rolle, worüber Wuttke, Deutscher Volksaberglaube², S. 105, zu vergleichen ist.

Zu meiner Freude kann ich in den Abbildungen 12—14 eine Urne von großem Interesse darstellen. Sie gehört Herrn L. Mattula, Lehrer in Unter-Retzbach in N.-Ö. Der Besitzer teilt mir mit, daß sie in Znaim ca. 1 $\frac{1}{2}$ m unter dem Straßenniveau gefunden wurde. Sie ist 12,5 cm hoch und hat zwei Henkel. Auf der einen Seite sieht



Abbildung 12.
Phallische Gesichtsurne.
Vorderseite.

Abbildung 13.
Phallische Gesichtsurne.
Rückseite.

Abbildung 14.
Phallische Gesichtsurne.
Seitenansicht.

man ein bärtiges Mannsgesicht. Auf der anderen ein weibliches, unter dem zwei Arme hervorkommen, die ein membrum virile umfassen. Der Phallus ist 5,5 cm lang und besitzt deutliche testicoli. Auch die glans ist richtig dargestellt, es fehlt auch die Ausflußöffnung nicht.

Ich nehme an, daß auch dieses Gefäß mit einer Mischung von Getreide gefüllt war. Vielleicht auch von erbetteltem. Erbettelt oder gestohlen sein ist oft die Vorbedingung der Zauberkraft eines Dings, vergl. Wuttke², S. 146, S. 185.

Wiederum erhebt sich die Frage, war ein Mann oder ein Mädchen die darbringende Person oder konnte das Gefäß von beiden Geschlechtern geopfert werden? Ich denke, daß gerade die Einzelheiten der Darstellung dieses Gefäßes für die Darbringung des Mädchens sprechen. Sie hält den Gegenstand ihres Wunsches, das membrum virile, in den Händen und das Bild des Mannes ist mit dem ihrigen untrennbar verschmolzen. Freilich kann man auch sagen, das Gefäß stelle derb sinnlich gerade das dar, was der Mann von dem begehrten Mädchen sich erhofft und durch einen Zauber erzwingen will.

Die Abbildung 15 stellt das Bruchstück einer römischen phallischen Gesichtsurne dar, welches in Wien I. Fleischmarkt im Jahre 1902 ausgegraben wurde. Das Material ist schwarzer Ton, die Größe die der Zeichnung. Das Stück wird im Museum Vindobonense bewahrt, die Zeichnung verdanke ich der Güte des Direktors Dr. Nowalski de Lilia, für den sie der akademische Maler Herr Robert Lischka gemacht hat.

Das *mitat* der Duenos-Inschrift wird gewöhnlich mit «senden» übersetzt. Das ist wohl nicht richtig, denn von einem Senden an das Mädchen kann jetzt keine Rede mehr sein. An ein Einschmuggeln im Gemach der nicht willigen Jungfrau könnte man zwar denken, aber ein Opfer kann nur wirken, wenn es irgendwo geopfert, dargebracht wird. Den Sinn von εθηκε (wie H. Schenkl nach mündl. Mitt. meint) könnte das Wort dagegen haben, weil es scheinbar synonym ist mit dem spätern *datod* oder *statod*. Aber ich glaube, es kann «ausgießen» bedeuten, das Getreide ins Opferfeuer schütten, wie man vom Ausgießen der Würfel *mittere* sagt. *Mittere* ist unser *schmeißen*.

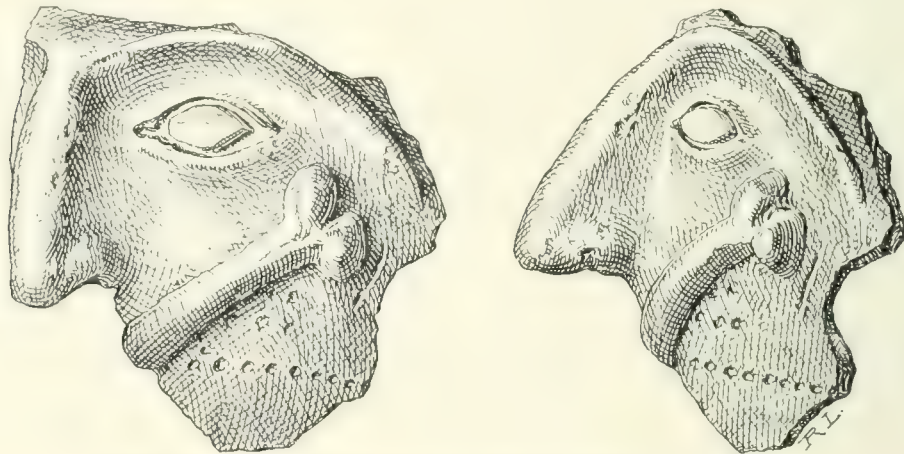


Abbildung 15. Bruchstück einer römischen Gesichtsurne mit Phallus.

Warum ist nicht *meitat* geschrieben? Hatte das Wort ein Aoristpräsens **mitō* und ist der Diphthong erst aus dem *s*-Aorist **meisai* ins Präsens gedrungen? Daß aus **meitō* mit diphthongischem *ei* *mitto* entstanden wäre, *mitat* also nur graphisch für *mittat* stünde, ist ausgeschlossen.

Beim dreifachen Getreideopfer der *Kedern Köpfln* und dem Drillingsgefäß des *Duenos*, das man sich ebenfalls mit dreierlei Getreide gefüllt denken muß, kommt einem leicht in den Sinn, daß die neuere Forschung den Indogermanen die Bekanntschaft mit drei Getreidearten zuschreibt, nämlich mit Gerste, Weizen, Hirse.¹ Man könnte ja immerhin daran denken, daß im heiligen Brauche des Opfers, später des Zaubers, uralte Vorstellungen in ihren Nachwirkungen wenigstens lebendig bleiben. Aber an direkten Zusammenhang zu denken, wäre phantastisch, denn sonst könnte man auch die Redensart: *Aller guten Dinge sind drei* auf die drei Getreidearten der Urindogermanen zurückführen wollen. Drei ist eine uralte heilige Zahl² — wie sie es

¹ J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, S. 377 ff. — O. Schrader, Sprachvergl. und Urgeschichte I³, S. 460. — ² H. Hirt, Die Indogermanen, S. 537.

geworden, ist eine ganz andere Frage — und sie spielt nicht nur im Aberglauben überhaupt, sondern auch im Liebeszauber eine besondere Rolle, wie auch ein in den Hessischen Blättern für Volkskunde III (1904), S. 136, von Karl Ebel mitgeteilter grotesker Fall beweist.

5. Die Urbedeutung von σπένδω, *spondeo*.

Im Recht von Gortyn Collitz S. G. D. J. 4991 findet sich επισπένδω hauptsächlich in der klaren Bedeutung «versprechen, zusichern», z. B.:

IV 48 Αι δε κα λε ι ο πατερ δος ιον δουεν τα 50 ι οπιουαεναι, δοτο κατα τ ο σπενδωεντα πλιονα δε με. Οτειαι δε προθη εδοκε ε επεσ πενσε, ταυτ εκεν, αλλα δε α VI σπενδωεντα

«Wenn der Vater bei Lebenszeiten geben will der Verheirateten, so möge er es tun nach dem Gesetze, mehr aber nicht. Der er aber vorher gab oder zusicherte, die soll das haben, anderes aber nicht erhalten.» Zu επεσπενσε macht nun Bücheler¹ die Bemerkung: «ἐπέσπενσε heilig zusicherte, *spondit*, weil einst mit σπονδή, wie schon Verrius erklärte». Bücheler sucht also die Urbedeutung der Wz. in σπονδή «Trankopfer» und kommt erst dadurch, daß die Zusicherung durch ein Trankopfer geheiligt wurde, zur Bedeutung «zusichern, versprechen».

Ich halte das Umgekehrte für richtig. σπένδω bedeutete «zusichern», und weil dazu die Götter durch ein Trankopfer herbeigezogen wurden, nahm σπένδω den Sinn «ein Trankopfer ausgießen» an.

Das Sinnesverhältnis vom Aktivum zum Medium beleuchten Stellen wie VI 18 ο δ απο δομενος ε καταθενς ε επι 20 σπενσανς τοι πριαενοι ε καταθεαενοι ε επισπενσαμενοι διπλει καταστα σει

d. h.: «. . der, welcher verkauft hat, oder verpfändet hat, oder zugesichert hat, soll dem, der gekauft hat, oder sich hat verpfänden oder sich hat zusichern lassen, das Doppelte entrichten».

ἐπισπένδω heißt also «zusichern», ἐπισπένδεσθαι «sich zusichern lassen» und das ist meiner Meinung nach der älteste Sinn von σπένδω und σπένδεσθαι; jünger ist der attische Brauch, σπένδω im Sinne von «Trankopfer darbringen» und σπένδεσθαι im Sinne von «Vertrag schließen» zu verwenden. Die Wörterbücher übersetzen in erster Linie σπένδειν mit «spenden» und dieser fatale, scheinbar auf Verwandtschaft beruhende Zusammenklang wird wohl mitgewirkt haben, die Urbedeutung von σπένδειν in einer falschen Richtung zu suchen.

L. Meyer, Handbuch IV, S. 115 f., sagt bei σπένδειν: «Etwa Zugehöriges in den verwandten Sprachen entzieht sich unserem Blick». Diese tragische Redensart, die sich bei L. Meyer öfter am unrechten Platze findet, ist auch hier nur subjektiv richtig, denn die anderen zweifeln nicht, daß σπένδω zu lat. *spondeo* gehört. Die beiden Wörter stellen eine sehr wichtige, bis jetzt zu wenig gewürdigte Kulturgleichung dar.

Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn man für σπένδω-*spondeo* nach anderen Zusammenhängen sucht. Walde hat sich darüber keine weiteren Gedanken gemacht. Aber ich glaube, daß eine Verwandtschaft sehr wahrscheinlich ist, die mit *pendo*, *pendeo*, **pend*, **spend*, **spond* gehen von dem Aufhängen auf dem Wagelalken aus: wölve *pendere* zum Sinne von «zahlen» gekommen ist.

¹ Fr. Bücheler und E. Zitelmann, Das Recht von Gortyn S. 25. Rhein. Mus. N. F. 46, 1891, 2. Ergänzungshft. — ² Ich kann eine Waage ohne Schalen (von der S. 170 ff. die Rede ist) nicht nachweisen, aber ich denke mir die älteste, die zweiarbige, Waage des S. 170 ff. Handbuch III, 170 ff. wirklich ein «Aufhängen».

Durch eine Metapher kommt man leicht von «wägen», «zuwägen» zu «versprechen».

Daß diese Zusammenhänge richtig sind, glaube ich auch deswegen, weil sich nun ai. *spandatē* «zuckt, schlägt aus» (von Tieren, vom Kinde im Mutterleib gesagt), *spandanás* «zuckend» gut anschließt, denn diese Bewegungen sind bei der Wage mit dem *pendere*, dem Aufhängen zum Abwiegen, naturgemäß verbunden. Übrigens ist jedes Aufhängen mit einem Zucken und Ausschlagen verbunden, denn auch das Pendeln kann man ganz wohl als solches auffassen.

Ich will noch auf die anderen ähnlich gebauten Wurzeln eingehen, weil unsere Wörterbücher in diesen Fragen arge Verwirrung zeigen.

Vorher noch eine Bemerkung. Heute wird noch auf weiten Gebieten jeder Kaufhandel im Wirtshaus reichlich «mit Wein begossen». Bei so feststehenden Bräuchen ist der Gedanke an hohes Alter wohl erlaubt. Vielleicht wird eine zusammenhängende Darstellung ergeben, daß der gemeinsame Trunk nach dem Kaufe einmal eine andere als eine rein gesellschaftliche Bedeutung hatte.

Wie aus einem Opfer ein Mahl wird, kann man, glaube ich, auch aus einem Rechtsatz des Gesetzes von Gortyn ersehen.

Die Adoption war in Gortyn ohne weiteres erlaubt. Vergl. X, 33 ff. *Ανπανσιν εμεν οπο κα τιλ λ ει. Αιπαινεθαι δε κατ αγοράν καταφελεμενον τον πολιατα ν απο το λαο ο απαγορευοντι.* «Adoption möge sein, wo einer will. Adoptieren aber soll man auf dem Markte, bei Anwesenheit der Bürger, von dem Steine aus, von dem herab man spricht.»

Und X, 37 ff. bestimmt nun weiter: *Ο δε αιπαναμενος δοτο τα ι εταιρειαι ται .Fαι αυτο ιαρε |ιον και προκοοον .Fοινο.* «Der Adoptierende soll seiner Hetairie ein Opfertier und einen Krug Wein geben.» Dieses Opfer gebührte jedenfalls zuerst den Göttern, die dem Manne zu einem Sohne verholfen haben, nicht der Hetairie.

Dieser Dank an die Götter war wohl berechtigt, denn die Is. fährt fort X, 39 ff.: *και μεν κανελεται παντα τα κρε ματα και με συννει γνεσια τ εκνα, τελλεμ μεν τα θινα και τα αντροπινα τα το ανπαναμε νο καναιλεθαι, αιπερ τοις γ |νεσιοις εγρατται.* «Und wenn er (der Adoptierte) das ganze Vermögen erbt und leibliche Kinder nicht mit da sind, soll er erfüllen die göttlichen und die menschlichen Dinge des Adoptivvaters und soll für sich in Empfang nehmen, wie es für die leiblichen Kinder bestimmt ist.»

Der Adoptierte soll als Erbnehmer nicht nur die menschlichen Dinge seines Adoptivvaters erfüllen (τελλεν), sondern auch die göttlichen. Das erstere ist begreiflich, das letztere schwierig. Man kann an Pflichten des Erblassers an die Götter oder an «göttliche» Pflichten gegen ihn denken. Bis jetzt sehe ich nur die Möglichkeit, diese zweite Auffassung zu begründen. Der Adoptierte mußte *τα θινα το ανπαναμενο τελλεν*, d. h. er hatte alles zu tun, was der Totenkult der Zeit verlangte. Die Ideen, über die man sich bei O. Schrader unterrichten kann, lassen uns zum Verständnis der Stelle gelangen¹; der Animismus war die erste Ursache der Adoption und der Hauptpflicht des Adoptierten, der Sorge um das Grab seines Adoptivvaters.

Der Ausdruck *θινα* hat seine Entsprechung bei den Römern, bei denen sämtliche Pflichten der Überlebenden gegen die Abgeschiedenen unter dem Begriffe der *iura deorum manium* zusammengefaßt werden.²

¹ O. Schrader R.-L., s. v. Junggeselle. — Ders., Die Schwiegermutter und der Hagestolz. — Ders., Totenhochzeit. — Im R.-L. S. 32, sagt O. Schrader, daß Totenkult und Erbschaft im innigsten Zusammenhange miteinander auftreten, und begründet dies aus indischen, griechischen und germanischen Nachrichten.

² G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer, S. 192.

Hatte aber der Adoptivvater einen Sohn erlangt, der alle Pflichten des leiblichen auf sich nehmen mußte, dann erscheint die Spende des Opfertiers und des Weins in ernsterem Lichte. Es ist kein Freudennal gemeint, sondern ein Dankopfer an die Götter, bei dem auch die Hetairie anteilnehmen durfte.

W. *spendh* «Bast» später «Holz».

Wie das lat. *adeps* sowohl den Sinn «Fett» als auch «Splint» hat, so das ahd. *spint*, das mit *adeps* und *arvina* glossiert wird. Ich glaube, daß man von der Bedeutung «Splint, Bast» auszugehen hat und Übertragung des Wortes, das die weiche Holzschicht zwischen Rinde und Kernholz bedeutete, auf die Fettschicht zwischen Haut und Fleisch annehmen muß. Diese Doppelheit hat sich auch im Mhd. erhalten und ist in Spuren noch im bairischen Dialekte nachweisbar. Brot, Knödeln, Nudeln sind *spindig*, wenn sie speckig, käsig sind.¹

Das mnd. *spinde* «Vorratskammer, Speisekasten, Kasten», nld. *spinde*, nhd. *Spind* hält man für identisch mit *Spende* und leitet es auf **expenda*, *spenda* zurück, wofür spricht, daß ml. *spenda* sowie ital. *dispensa*, span. port. *despensa* «Speisekammer» bedeuten. (Die letzteren Wörter können nicht für volkstümlich gehalten werden, denn die vulgärlatein. Form ist *spēsa*, die in unserem *Speise* nachlebt.)

Aber man betrachtet auch *Spund* als Fremdwort und führt es auf lat. *puncta* «Stich, Loch, die Öffnung in einer Röhre» zurück.² Das wäre ja begreiflich und verständlich wäre auch, daß man (von einem *verspunden* etwa) zu einem *Spund* im Sinne von «Verschlußzapfen» gelangt ist. Aber wie kommt *Spund* zum Sinne von «dickes Brett, Falzbrett»?³ Die richtige Deutung ist nun vielleicht die, daß *Spund* das gefalzte, gespundete Brett ist. Die Abbildungen zeigen die Art, wie man Bretter aneinanderlegt, um eine dichte Verbindung herzustellen.



Abbildung 16. Brettverbindungen.

Danach wäre die Verbindungsleiste als *Spund* gefaßt worden und der romanische Ursprung von *Spund* könnte bestehen bleiben. Aber wir werden gleich sehen, daß die Wurzel doch den Sinn «Brett» hatte und deshalb muß man noch weiter die Möglichkeit im Auge behalten, daß sich in **Spund* ein lat. **expuncta* und ein germ. **spunda* gekreuzt haben, wie auch in mhd. *bund*, nhd. *Bund*, *Pund* «Band, Fessel» mlat. *puncta* und deutsch *Bund* verschmolzen zu sein scheinen.⁴

Wir hätten dann die Bedeutungsentwicklung «Bast» (daraus in einer Nebenentwicklung: «Fett»), *«Korb aus Bast», *«Verschlag in der Küche», «Speisekammer». Auch der *Schrank* war ursprünglich nur ein Holzverschlag in der Küche, hinter dem Vorräte aufbewahrt wurden, erst dann wurde er ein beweglicher Kasten, ein Möbel.⁵ Die Bedeutungsentwicklung wäre also sachlich nicht unmöglich. Es sei noch daran erinnert, daß der Scheune die großen Fruchtkörbe vorausgegangen sind (Verfasser, *Das deutsche Haus*, S. 104).

¹ Schmeller' II, Sp. 677. — Kluge s. v. — Schöndorff, II, S. 68.

² W. Müller im Mhd. Wb. II², S. 554. — Verfasser, *Das deutsche Haus*, S. 104.

Der idg. *o*-Ablaut **spondh* liegt in lat. *sponda* «Bett», aksl. *spqdz* «modius» vor, woraus lit. *spaũgis*, *spangẽ* «Eimer» entlehnt ist. Ich habe nun, weil auch gr. $\sigma\acute{\alpha}\delta\eta$ «Brett, um den Einschlag festzuschlagen und das Gewebe zu dichten» aus **spndhã* entstanden sein und folglich hierhergehören kann, für alle drei Wörter die Bedeutung «Brett, aus Brettern gemacht» erschlossen.¹ Aber es ist möglich, daß $\sigma\acute{\alpha}\delta\eta$ zu *Spaten* gehört und damit abrückt.² Das Wort *Span*, das ich auch hierherstellte, hat eine andere Herkunft.³

Immerhin bleiben aller Wahrscheinlichkeit nach *sponda* und aksl. *spqdz* beisammen. Walde denkt nun an die Möglichkeit, daß *sponda* zu dem später zu besprechenden lett. *spanda* gehört und eigentlich die gespannten Gurten des Bettgestells bezeichne. Dann stünde *spqdz* ganz allein.

Was *sponda* in historischer Zeit war, müßten uns erst die Archäologen sagen.

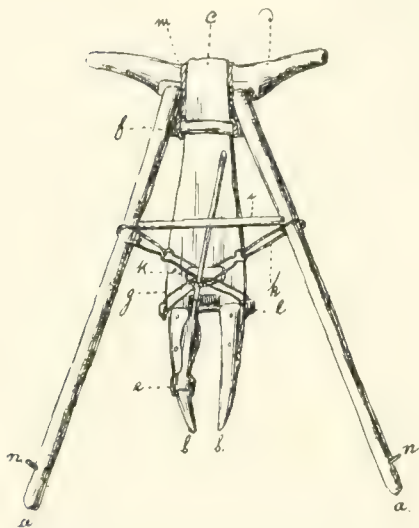


Abbildung 17. Der lettische Pflug (arkls).
Draufsicht. Nach A. Biedenstein.

Wenn es wirklich ein «Spannbett» war, dann wäre noch immer zu untersuchen, ob es das von jeher war. Ich halte vorläufig dafür, daß es zuerst nichts anderes gewesen ist als ein niederes Holzpodium oder eine Art flacher Holzkiste, wozu die Bedeutungsentwicklung des Wortes in den romanischen Sprachen («Brustwehr, Ufer, Rand») stimmen würde.⁴

Sponda ist auch ins Deutsche — unbekannt zu welcher Zeit — eingedrungen. In Altaussee heißt das Bett *spantn*⁵; vergl. auch bair. *bettyspantn*⁶. Nicht ausgeschlossen ist, daß mhd. *spanbette* von lat. *sponda* beeinflusst ist, wie die Sache aus dem (eventuell erst später) mit Gurten versehenen römischen Bettgestell her stammt.

Auf ein idg. **spondhno*- führe ich aisl. *spann* N. «Eimer, ein Hohlmaß», mnd. *span*, *spannes* «ein hölzernes gehenkeltes Gefäß, vom Eimer, Zuber unterschieden» zurück⁷; der Dental mußte zwischen den beiden *n* schwinden (A. Noreen, Lautlehre, S. 173).

Dänisch-norw. *spand* wie schwed. *spann* gehen aus derselben Grundform hervor.⁸

Torp-Falk setzen für *Spint* ein **spenja*, *spenda* an, das nur auf ein idg. **spento* zurückgehen könnte. Ich finde aber keine sichere Spur eines germ. *p* und ein **spento* hat auch nirgendwo einen Halt.

Woher kommt das *l* von *Splint*, das oft für *Spint* im Sinne von «Bast» erscheint? Es spielt wohl *spleißen* und seine Sippe herein.⁹

**sphend* «Strick»

ist ganz verschieden von dem vorhergehenden **spondh*. Es liegt vor in $\sigma\phi\epsilon\nu\delta\acute{o}\nu\eta$

¹ SBAW. Wien 144. 6, S. 104.

² Torp-Falk, Fick III⁴, S. 507, wie schon Prellwitz u. A. — ³ Ebd. S. 505.

⁴ Zu *sponda* vergl. Gröber ALL, V, S. 478. A. Schultz erklärt afranz. *espondes* für die Querleisten des Bettes. Höf. Leben I², S. 85 f.

⁵ F. v. Andrian. Die Altaussee, S. 47, 49. — ⁶ Schmeller² II, Sp. 678.

⁷ Falk-Torp, Et. Ordbog s. v. *spann* III. — Torp-Falk, Fick III⁴, S. 508.

⁸ A. Noreen, Altschwed. Gramm., S. 431. — ⁹ Torp-Falk, Fick III, ⁴, S. 518.

«Schleuder», lit. *spéndziū* «lege einen Fallstrick», *spandži* «spannen», lett. *spanda* «Strick beim Pflug». Über die lettischen *spanda* kann man sich aus dem herrlichen nachgelassenen Werke von A. Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten II, unterrichten. Auf S. 468 unter d werden wir belehrt, daß die *spanda* jetzt aus Eisen sind, aber einst aus Holz hergestellt waren, wofür wohl besser «Holzfaser», «Holzbänder» zu sagen sein wird, denn diese Teile müssen als echte Stricke wirken, können also nicht durch Holz ersetzt werden. Die Abbildung 17 zeigt einen lettischen Pflug (*arkls*). Die heute eisernen Bänder *g* heißen *spandas* (Bielenstein, S. 474). «Durch die kreuzweise Lage der *spandas* wird die Pfluggabel in ihrer Lage so fest gehalten, daß sie sich weder rechts noch links hin bewegen kann.»

Von diesem gebundenen Pflug, der mit dem altägyptischen (vergl. das Bild in IF. XVII, S. 104) eine unverkennbare Ähnlichkeit hat, fällt Licht auf die Hesychglosse σπινδείρα [σπινδήρα] ἄροτρον und auf pämir. *spundr* «Pflug»¹, welche den «gebundenen» Pflug bedeuten, eine Weiterentwicklung des primitivsten ἄροτρον πηκτόν, des zusammengesetzten Pflugs, der den einfachen, aus Stamm und Ast hergestellten ersetzte. Was der Lette die *spanda* nennt, kann man auch an der Zoche sehen, von der ich in den IF. 1904, S. 116, ein Bild gebracht habe.

6. Zum vertieften Tische.

Aus dem für die Geschichte des Tisches so wichtigen Aufsatz von Strzygowski oben S. 70 ff. ergeben sich einige Fragen:

1. Wie ist der halbkreisförmige Tisch entstanden?
2. Wie erklärt sich die Verwendung des sigmaförmigen Tisches als Grabstein?
3. Wie kam man dazu, die Platte in der Mitte zu vertiefen und nach der geraden Seite der Tischplatte hin eine Art Ausflußöffnung zu machen?
4. Hat sich irgendwo in einer Sprache ein Hinweis auf diese merkwürdigen Grabtische erhalten?

Die Fragen 2 und 3 hat Strzygowski bereits aufgeworfen und beantwortet. Ich werde einige Bemerkungen zu allen Fragen machen, Bemerkungen, die allein den Zweck haben können, zu weiteren Nachforschungen anzuregen.

Zu 1. Sehr alt sind schon zwei Typen des Tisches, der kreisförmige und der viereckige. Ich halte den runden Tisch für älter als den viereckigen. Um aber ein Mißverständnis auszuschließen, erinnere ich daran, daß der Tisch anfänglich nichts als eine Speiseplatte ist, und zwar eine kleinere für jeden Einzelnen oder eine größere für gemeinsame Mahlzeiten der Herdgenossen. Später erhielten diese Speisebretter einen höheren Untersatz und schließlich verwuchs dieser Unterbau mit der Platte, wodurch erst ein «Tisch» in unserem Sinne entstand.

Den viereckigen Tisch unseres Bauernhauses denke ich mir in der Zeit entstanden, als der Tisch seinen festen Platz in der Stubenecke erhielt. Da mußte wohl der kreisförmige Tisch einer Form weichen, die den in der Ecke rechtwinklig zusammenstoßenden, an der Wand befestigten Bänken sich besser anschloß.²

Und aus dem kreisförmigen Tische dürfte auch der halbkreisförmige entstanden sein. Lag man rings um einen runden Tisch, so war der Zugang zum Aufsetzen neuer

¹ G. G. Uhlenbeck, *Etym. Wörterb. der altindischen Sprachen*, S. 107.

² Verfasser, *Das deutsche Haus*, S. 59.

Speisen, das Bedienen, sehr erschwert, was sich namentlich bei besseren Lebensverhältnissen unliebsam bemerkbar gemacht haben wird. Der Tisch mußte von einer Seite frei bleiben und das um so mehr, als die Speiseplatte nicht mehr direkt auf den Fußboden gestellt wurde und man nicht mehr auf dem Fußboden lagerte, sondern der Tisch selbst sowie das Podium um ihn erhöht war.

Dieser halbrunde Tisch eignete sich besonders für Refektorien großer Klöster auch in der Zeit noch, in der man bereits zu Tische saß, und nicht mehr lag, und das Bild des Klosters Lawra auf Athos (bei Strzygowski, S. 74) zeigt uns einen freien Mittelgang zwischen den Tischen, von dem aus die Speisen leicht und bequem nach allen Tischen getragen werden konnten.

Man bemerke auch, daß dieses Prinzip der Zugänglichkeit der Tische von einer Seite auch auf dem Plane von Skt. Gallen festgehalten ist. Sowohl die F- wie die U-förmigen Tische haben nur an einer Seite Bänke, die andere Seite ist frei. Eine Ausnahme macht bloß Tisch 11, der auf beiden Seiten eine Bank zeigt, was aber vielleicht bloß ein Versehen ist, denn der ebenso gestaltete Tisch 8 hat nur eine Bank neben sich.

Daß der halbkreisförmige Tisch und der halbkreisförmige Altar erst eine Folge der Apsisform des Aufstellungsraums ist, halte ich für ganz unwahrscheinlich. Eher scheint mir die Apsis erst die Folge des Tisches zu sein als umgekehrt: Ein Bau wächst von innen nach außen, nicht umgekehrt. Doch es sei diese Frage den Kunstforschern überlassen.

Zu dem podiumartigen halbrunden Tisch auf dem Mosaik des Abendmahls von S. Apollinare nuovo in Ravenna (oben S. 78, Abbildung 9) findet sich das ganzrunde Gegenstück heute noch in Kleinasien. O. Benndorf erzählt im *Eranos Vindobonensis*, S. 373, daß dort in den wohlhabenderen Häusern die Familie «um einen podiumartigen Rundtisch kauern speist». Brotfladen dienen als Teller usw.

Zu 2 und 3. Hier sei gleich bemerkt, daß nicht nur der sigmaförmige Tisch, sondern auch der viereckige — allerdings ganz ähnlich mit Vertiefung und Abflußöffnung ausgestaltete — Tisch sich als Grabstein findet, wie wir gleich sehen werden; die Frage ist also eine allgemeinere, die mit der halbkreisförmigen Gestalt des Tisches nicht zusammenhängt, was ich gegen Strzygowski, S. 78, hervorheben möchte.

Die Frage, wie ein Tisch überhaupt zu einem Grabdenkmale werden kann, wird jeder Mann, der sich mit Volkskunde beschäftigt hat, abweichend von Strzygowskis Deutung in der Richtung zu lösen suchen, daß er den Brauch des Totenmahls zur Erklärung heranzieht.

Gerade in Ägypten, wohin Strzygowskis Beispiele weisen, ist uns das Totenmahl aus neuer und alter Zeit bezeugt.

Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter, III, S. 161, erzählt, daß bei dem Begräbnisse von Reichen einige Kamelladungen Brot und einige Schläuche Wasser auf den Begräbnisplatz gebracht und dort an Arme verteilt werden. Es kommt auch vor, daß ein Büffel geschlachtet und verteilt wird. Auch bei den Bauern ist es Gepflogenheit, Kuchen oder Brot beim Grabe den Armen zu spenden (a. a. O., S. 165), ein Lamm oder eine Ziege zu schlachten und ein Gastmahl zu veranstalten (S. 166).

Das Totenmahl war aber auch im alten Ägypten eine ganz gebräuchliche rituelle Handlung und hatte zweifellos zuerst den Sinn, dem Toten Speise und Trank zu bieten,

wie es auch bei den Indogermanen der Fall ist.¹ Es haben sich viele Tisch- oder Altarplatten erhalten, bei denen öfter eine bildliche Darstellung zeigt, welchem Zwecke sie dienten, wenn sie nicht gewissermaßen Dokumente sein sollten, daß die Nachkommen ihrer Pflicht, für Speisung und Tränkung des Verstorbenen zu sorgen, wirklich nachgekommen sind.

Die Abbildung 18 stellt eine solche Tischplatte dar.² Man erkennt u. a. Blumen, zwei Stück Geflügel und Brote. Das Wichtigste für unsern Fall sind die zwei Kannen, aus deren Schnäbeln sich eine Flüssigkeit in die Rinne, die an drei Seiten der Platte sich befindet, ergießt. Diese Rinne endet vorn in eine Schnauze. Es war also beabsichtigt, daß der Opfertrank vorn aus der Öffnung herabträufelte, offenbar auf das Grab.

Über die weitere Verbreitung dieser Opfertischrinne zu handeln, kann meine Sache nicht sein, man vergl. darüber Wilkinson, a. a. O., S. 388.

Wilkinson verweist auf I. Buch der Könige XVIII, 32 ff. N. Rhodokanakis hat auf meine Bitte die Stelle nachgeprüft, übersetzt und mit einer Bemerkung versehen. Er schreibt mir:

«Und er baute aus den Steinen einen Altar . . . und machte einen Graben, so groß, daß man zwei Sea (1 Sea = 1 $\frac{1}{2}$ modii) Saat säen konnte rings um den Altar. . . .

34. Und er sprach: Füllet mir Krüge mit Wasser und gießet es auf das Brandopfer und auf das Holz

35. Und das Wasser lief rings um den Altar her und auch der Graben wurde voll Wassers.

38. Und es fiel Feuer des Herrn herab und verzehrte das Brandopfer und das Holz und die Steine und die Erde [welche aufgraben worden war, um den Graben rings um den Altar herzustellen. N. R.] und das Wasser, welches im Graben war, leckte es auf».

Nach Rhodokanakis läßt sich aus der Stelle «Und das Wasser lief rings um den Altar her» schließen, daß sich eine Rinne auf der Altarplatte rings herum zog, von wo aus das Wasser sich durch einen Ausfluß in den Graben ergoß, der am Fuße des Altars ausgehoben war. Der Zweck dieses Grabens war, das ausfließende Wasser zu sammeln, damit es das Feuer aufleckte, ohne daß ein Tropfen versprengt würde.

Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 152 erinnert daran, daß Jakob im Alten Testamente einen Stein aufrichtet und mit Öl begießt, damit er das Haus Gottes sei.

Im Anschluß daran möchte ich darauf verweisen, daß sich auf den Deckplatten der Dolmen schalenartige Vertiefungen finden, von denen man glaubt, daß sie einst ein Opfer aufzunehmen bestimmt waren. O. Montelius, Kulturgeschichte des Nordens, bildet solche Steine S. 44, Fig. 73 und S. 55, Fig. 88 ab. Diese schalenartigen Ver-

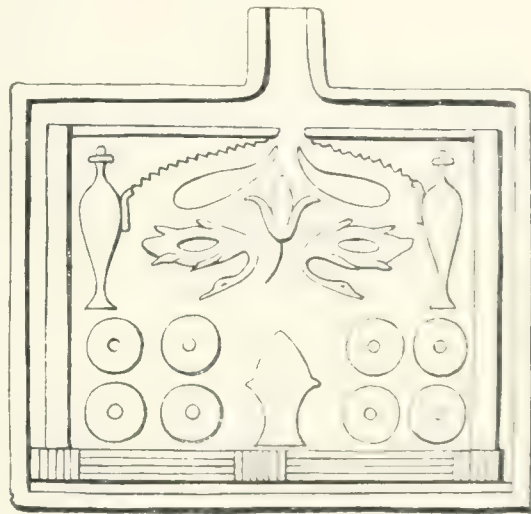


Abbildung 18. Eine ägyptische Altarplatte.
Nach Wilkinson Manners and customs II, S. 387.

¹ O. Schrader, B. L. s. v. Amerikultus, S. 217, par. 10, S. 22.

² Wilkinson, Manners and customs II, S. 387.

Vertiefungen finden sich bei Ganggräbern und auf den Gräbern der Steinzeit, auch auf Denkmälern späterer Zeit. In Schweden werden sie Älfkvarnar «Mühlen der Elfen» genannt. Daß sie wirklich für Opfer bestimmt waren, geht schon daraus hervor, daß man heute noch in solchen «Elfenmühlen» opfert (Montelius, a. a. O., S. 55). Über andere teilweise hierhergehörige Erscheinungen vergl. Forrer, Reallexikon s. v. Schalensteine, S. 686.

Sicher scheint mir zu sein, daß die Vertiefung samt der Ausflußöffnung der Grabsteine, welche Strzygowski oben zur Darstellung gebracht hat, mit dieser Einrichtung der altägyptischen Grabopfertische in Zusammenhang stehen.

Ist aber Vertiefung und Ausfluß eine bezeichnende Eigenschaft des Grabopfer-



Abbildung 19. Ägyptischer Totentisch. Nach «Ägypt. und vorderasiat. Altertümer aus den königl. Museen zu Berlin», Taf. 57.

tisches, dann muß man fragen, auf welchem Wege solche Tische in christliche Refektorien kommen, wie sie Strzygowski vom Kloster Lawra auf Athos S. 74 f. zur Darstellung bringt. Der heidnische Opfertisch wurde zum Vorbild des Altars und dieser zum Vorbild des Refektoriumtisches — vielleicht war dieses der Weg. Sehr gut denkbar erscheint mir, daß gerade die Möglichkeit, die Brosamen sauber vom Tische zu entfernen, die Ursache war, daß diese Tischeinrichtung, die ursprünglich einen ganz anderen Sinn hatte, sich Jahrhunderte, nachdem jedes Verständnis dafür schon erloschen war, noch erhalten konnte. Strzygowskis Er-

klärung wäre also bis zu einem gewissen Grade richtig, sie erklärt die Erhaltung, wenn auch nicht die Entstehung dieser Einrichtung.

Als ich Strzygowski diese Gedanken darlegte, riet er mir nachzusehen, ob nicht auch in den «Ägyptischen und vorderasiatischen Altertümern aus den königlichen Museen zu Berlin» sich derartige Opfertische fänden. Es ist dem in der Tat so und ich bringe sie in den Abbildungen 19 und 20 zur Darstellung.

Über die erste Platte sagt der erklärende Text: «Opferstein des Meri-Ptah, Hohenpriesters des Ptah; mit Ausflußrinne. Eine Opfertafel mit Broten verschiedener Art, zwei Wasserkrügen, Schale und Töpfen, Napf mit Früchten, einer Gans und Blumenstrauß. Im Rande Widmungsinschriften. (Kalkstein.)»

In eine sehr viel spätere Zeit führt uns der zweite Stein. Der erklärende Text sagt: «Opferstein mit griechischer Inschrift: *Im Jahre 10 (eines Kaisers) weihte Pharsos (dieses) der sehr großen Göttin Isis.* Im Mittelfelde: Ein Altar mit Broten, Blumen,

Früchten u. a. Zwei Wasserkrüge mit Blumensträußen und zwei Vertiefungen in Form von Namensringen. Vorn in der Ausflußrinne ein Frosch. (Schwarzer Stein.)»

Wie diese Tischplatten aufgestellt waren, zeigen uns andere Bilder. Die Abbildung 22 ist der Tafel 96 des genannten Werkes entnommen. Es ist der Teil eines Türpfostens aus dem Grabe des Hapi, Gütervorstehers und Vorstehers aller Bauten eines Königs des mittleren Reichs (etwa 2200—1800 v. Chr.). Das Material ist Kalkstein. Der erklärende Text sagt: «Der Tote sitzt vor einem mit Palmblättern gedeckten Tisch, auf dem Fleisch, Geflügel und Früchte liegen. Über ihm die übliche Opferformel.» Ich brauche nicht zu erwähnen, daß die Palmblätter bloß aus zeichnerischer Unfähigkeit hier senkrecht gestellt sind und daß deshalb auch die anderen Gegenstände in der Luft zu schweben scheinen.

Aus dem reichen Material der Berliner Sammlungen führe ich nur noch Tafel 21



Abbildung 20. Dasselbe ebendaher.

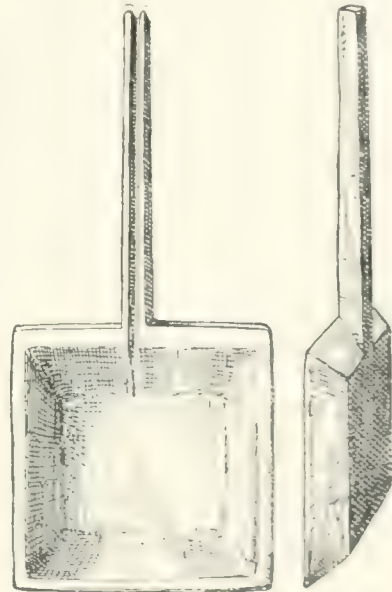


Abbildung 21. Besseres Bild von
M. A. G. Wien XXXIV, S. 167, Fig. 55.

an, die ich in Abbildung 23 wiedergebe. Es ist ein Relief aus dem Grabe des Cham-het, Vorstehers der Scheunen unter Amenophis III. (etwa 1400 v. Chr.) zu Theben. Der erklärende Text sagt: «Er ist in altertümlicher Tracht dargestellt, mit Szepter und Kommandostab, am Halse ein Amulett; vor ihm ein Wasserkrug und Blumensträuße, die ihm gespendet sind (Kalkstein)».

Was an den Opfertischplatten technisch mir am meisten auffällt, ist die Ausflußöffnung. Sie scheint mir nicht der Steintechnik entsprungen zu sein, sondern es will mich bedünken, daß sie eher der Holztechnik ihre schnauzenartige Gestalt verdankt. Und in der Tat kenne ich aus Bosnien ein Holzgefäß, das seiner Form nach an die Opfertische erinnert. Mein damaliger Zeichner R. Lischka hat es in der Tischenschiffe in Sarajevo aufgenommen und ich habe es M. A. G. Wien XXXIV, S. 167, Figur 55, zur Darstellung gebracht; ich wiederhole die Zeichnung hier in Abbildung 21. Leider haben

wir uns weiter nichts angemerkt, als daß das Holzgefäß für Bäder verwendet wird und die Rinne im Stiel zur leichteren Entleerung des Wassers dient. Es handelt sich wohl um die rituellen Bäder der Moslim. Im Gebrauche habe ich diese Holzmulden nie gesehen.

Ähnlichkeit mit den ägyptischen Opfertischen (und den vertieften Sigma-Tischen) hat der untere Teil der Pressen. Vergl. z. B. das allegorische Bild aus dem 15. Jahr-

hundert «Christus auf der Kelter» bei Lindet, *Les représentations allégoriques du moulin et du pressoir*, *Rev. arch.* XXXVI (1900), S. 410, Figur 1. Ein Zusammenhang — außer dem rein technischen — besteht aber nicht. Ich erwähne den Umstand nur, weil



Abbildung 22. Ägyptisches Relief. Der Tote vor dem besetzten Tische. A. a. O., Taf. 96.



Abbildung 23. Ägyptisches Relief. Der Tote vor dem Tische mit Blumen- und Wassergefäß.

man an alle Möglichkeiten denken muß (vergl. Abbildung 24).

Der Kultus der Toten ist auch bei den Indogermanen weit verbreitet und es genügt hierzu, auf die Ausführungen O. Schraders im R.-L. s. v. Ahnenkultus zu verweisen. Speziell auf Schraders Bemerkungen zum Leichenbegängnis des Patroklos II. XXIII, 164, sei verwiesen (a. a. O., S. 25). Rührend ist das Wort der Cornelia, der Mutter der Gracchen: *ubi mortua ero parentabis mihi et invocabis deum parentem* (Wissowa, *Religion und Kultus der Römer*, S. 187). Bei den Römern führte der Brauch des Totenmahls aber auch zu großen Gelagen bei den Gräbern, worüber Daremberg-Saglio s. v. *parentalia* zu vergleichen ist. Bekannt ist, daß bei dem *triclinium funebre* in Pompeji einige Teilnehmer vom Tode erreicht worden sind.¹ Vollkommen klar liegen die animi-

¹ Das pompejanische *Triclinium funebre* findet sich bei Overbeck, *Pompeji* ¹, S. 278, wiedergegeben. Mir steht leider eine andere Darstellung augenblicklich nicht zur Verfügung.

stischen Gedanken bei den Germanen vor; man gibt den Toten Speise und Trank mit ins Grab; man veranstaltet Totenmahl am Grab, die zuerst den Seelen der Verstorbenen dargebracht werden, an denen aber auch die Familie teilnimmt und später ein großer Kreis von Gästen. Je mehr Gäste, desto mehr Ehre brachte das Mahl dem Abgeschiedenen. Nordische Quellen berichten noch aus christlicher Zeit, daß der Tote zu seinem Leichenschmause erschienen sei und daran teilgenommen habe (E. Mogk, Pauls Grundriß II¹, S. 253).

Und diese Sitte des Leichenmahls lebt in verschiedenen Umformungen noch heute bei Germanen und Slawen fort.

An so viel sei hier nur erinnert, um den Zusammenhang von Geräten und Gedanken herzustellen und zu dem nächsten Punkte überzuleiten.

Zu 4. Jeder Leser von Strzygowskis Aufsatz wird sofort gesehen haben, daß hier Tatsachen von kulturhistorischer Wichtigkeit besprochen werden. Und solche Tatsachen müssen in der Sprache irgendwelche Spuren hinterlassen haben. Mich freut es, daß Murko das Glück gehabt hat, eine von diesen Spuren sofort zu finden, wovon er in einem später folgenden Aufsatz handeln wird.

7. Deutsch *Brücke*.

Weil *Brücke* und *Braue* verwandt zu sein scheinen und es auch sind², stellt sich wohl mancher schon die älteste Brücke als einen

über das Wasser gespannten Bogen vor. Das ist vollkommen unrichtig; solche Brücken gab es nicht. Flüsse wurden an Furten überschritten, besser gesagt, durchwaten. Der ursprüngliche Sinn von *Brücke* ist «Prügelweg über sumpfigen oder morastigen Stellen».³ Das tertium comparationis zwischen *Braue* und *Brücke* ist nicht die bogenförmige Gestalt, sondern die parallele Anordnung der Teile: Wie bei der Braue Härechen neben Härechen liegt, so bei dem Prügelweg Stange neben Stange.

Oder Mast neben Mast (d. h. Rundstamm neben Rundstamm), auch Bohle neben

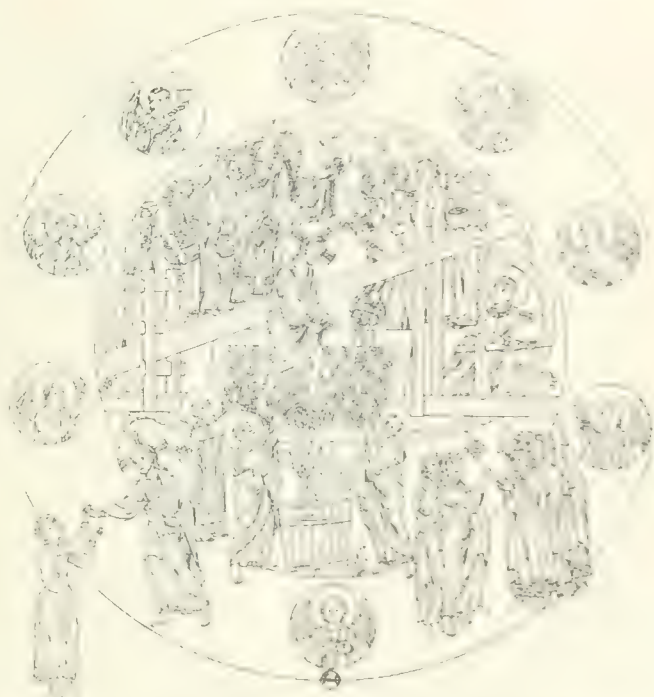


Abbildung 24. Christus auf der Kelter.¹

Nach dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg.

¹ Die Vorlage von Abbildung 24 stammt aus dem Hortus deliciarum der Altesen Herrad von Landsberg (1159). Ich verdanke den Nachweis und die Photographie J. Strzygowski, auf dessen Gütebild gebracht, weil es älter ist als das von Lindbergh reproduzierte.

² Torp Falk, Fick III 1, S. 281, die sich über die Etymologie des Zusammenhanges der Braue nicht auslassen. — Hirt, Weizand, 5. Aufl., nennt die Bedeutungswendung von Braue und Brücke. — Falk Torp, D. v. Davidsen s. v. *braue* und *brücke*. — A. Norder, Land, S. 17.

³ Über solche Moorwege H. Hirt, Die Indogermanen II, 698. — O. Schopman, Bl. d., S. 114 f.

Bahle. Solche Holzwege gab es in früheren Zeiten wegen der Bodenbeschaffenheit auf großen Strecken und an vielen Orten, denn nur auf diese Weise waren die Moräste passierbar zu machen. Einzelne dieser Brücken waren Tausende von Metern lang. Solche sind z. B. in den Torfmooren der ehemaligen Herzogtümer Bremen-Verden zum Vorschein gekommen.¹ Die Herstellung geschah entweder mit Bohlen oder mit Rundknüppeln, manchmal zeigt auch eine und dieselbe Strecke beide Konstruktionen.



Abbildung 25. Ein 2½ Kilometer langer «Prügerweg» im lehmigen Boden bei Lannach in Steiermark.

Kluge hat in den Engl. Stud. XI, S. 511, Liebermann zugestimmt, der ags. *brycgian* (siehe unten) mit «einen Bohlenweg herstellen» übersetzte.

Ibrahim ibn Jakub berichtet, daß er vor Prag eine Moorbrücke von etwa zwei Meilen Länge passierte.² Auch eine holländische Gesandtschaft, welche 1615 von Reval nach Moskau zog, mußte ihren Weg über eine solche Brücke nehmen. Diese bestand aus runden Masten von Tannenbäumen, welche in Moor oder in fließendes Wasser gelegt waren. Die Hölzer waren alt, manche verfault, so daß Zwischenräume vorhanden waren und die Masten beim Betreten rotierten. Wir haben auch ein Bild dieser Brücke und sehen daraus, daß die Masten seitlich durch Pflöcke gefestigt waren, so daß das seitliche Verschieben der Hölzer wenigstens im Anfange verhindert war (vergl. Abbildung 26).

Die Frage ist, ob die ältesten dieser Moorbrücken schon vor den Römern vorhanden waren, oder ob sie erst von den Römern gemacht

wurden. Das Wort *Brücke* weist darauf hin, daß die Erfindung eine alte, schon vorrömische war.

Russisch *mostavaja* bedeutet «Pflaster». Schrader hat gesehen, daß es die ursprünglich mit Brettern überdeckte Straße bedeute, und verweist auf *mostv* «Brücke», kluss. *pomóst* «Diele». Aber es wäre statt Bretter besser Stangen oder Masten zu sagen, denn *mostv* gehört ganz gewiß zu *Mast*; und das, was eben über die aus wirk-

¹ H. Müller-Brauel, Globus 1898, S. 23 ff.

² E. H. L. Krause, Globus 1898, S. 25 ff. — Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 33², S. 149; «Am Ende des Waldes ist ein Sumpf von ungefähr zwei Meilen über den eine Brücke geschlagen ist bis an die Stadt Prag».

lichen Masten hergestellte Brücke von 1615 in Ingernannland berichtet wurde, stimmt dazu vollkommen. Damit soll die Existenz von Bohlenwegen in Rußland nicht geleugnet werden und O. Schrader kann sich dafür auf Gewährsmänner stützen. Aber der Name *mostavaja* kommt vom Weg, der mit Rundhölzern, wirklichen Masten, belegt war, nicht von den Bretterwegen.

Ich habe als 15jähriger Junge den grenzenlosen Schmutz der Dorfstraßen in Russisch-Polen gesehen. Wie oft ist unser Wagen bis zu den Achsen eingesunken! Ein Prügelweg, der nichts weniger als ein Ideal ist, wäre gegen diese Wege noch immer ein Segen gewesen.¹

Das aksl. *mostv* «Brücke» hat O. Schrader, R.-L., S. 115, als Lehnwort aus deutsch *Mast* erklärt, was möglich und denkbar ist. Aber es kann auch Urverwandtschaft vorliegen. Wenn die beiden Wörter urverwandt sind, dann muß man *Mast* von lat. *malus* abtrennen, wodurch die Wörter mit lat. *l* für *d* weiter zusammenschumpfen würden², wobei ich darauf hinweisen will, daß auch *solium* nicht zu *sedere*, sondern zu deutsch *Sal* gehört. Die Sippe *mast-mostv* ist dann aus **mat-sto-* entstanden und gehört zu lat. *mateola* «Werkzeug zum Einschlagen in die Erde», aksl. *motyka*, ags. *mattoe* «Spitzhammer», vgl. Torp-Falk, Fick III¹, S. 305, 318. Eine moderne südslawische *motika* habe ich M. A. G. Wien XXXIV, (1904), S. 168, Fig. 62, abgebildet.



Abbildung 26. Ein Prügelweg in Ingernannland 1615.
Nach «Globus» 1898, S. 26.

Das idg. Wort für *Braue* zeigte einen Ablaut **bhrēu*, **bhrā*, **bhrug*. Vergl. ai. *bhrūṣ*, gr. ὄφρυς, aksl. *brāv*, aisl. *brǫ*, ags. *brāw*, ahd. *brāwa*.

Und in allen seinen Ablautgestalten bedeutet das Wort auch «Brücke», d. h. ursprünglich «Prügelweg»: altgall. *brīva*, aisl. und neunorw. *brú*, bulg. *brāv* «Brücke, Balken, Klotz», kroat. *brv* «Balken, Stegbrücke». Weiter hierher aksl. *brāvno* δοκός «Balken». Über die slawischen Wörter Berneker, EWb. s. v. *brāv* 1 und 2.

Das germ. **brugjō*, das klarlich von demselben Worte her stammt, hat nur die Bedeutung «Prügelweg, Brücke», aisl. *bryggja* «Schiffsbrücke, Kai», ags. *brycg*, as. *bruggia*, ahd. *brucka*. Vergl. auch ags. *brycgian*, mnd. *bruggen* «mit Steinen pflastern», eine Bedeutung, die sich bei der fortschreitenden Technik aus der älteren, welche bloß «mit Bohlen belegen» besagt, entwickelte.

Neben der Form **brugjō*, die im Westgermanischen Konsonantengemination entwickelte, erscheint eine Form ohne diese in schweiz. *brügi*, von dessen Bedeutungen gleich die Rede sein wird.

¹ Ich fuhr per Wagen von Lemberg hes in die Nähe von Rabat, südlich von Warschau, und von dort wieder per Wagen nach Krakau. Die Chausseen waren in Rußland nicht vorhanden, wie man sage, bezieht sich bloß auf die Dörtweier. Mit 18 Jahren kam ich auf die russische Grenze. Über die vor der österreichischen Zeit in Bosnien gemachten Straßen berichte ich ein anderes Mal.

² F. Sommer, Handbuch, S. 193.

Man stellt mhd. *brügel* Prügel zu *Brücke* und die Bedeutungen würden am besten stimmen. Doch haben Falk-Torp, Ordbog s. v. *pleil* und *prygl*, dagegen geltend gemacht, daß *Prügel* durch Dissimilation aus **plugila-* entstanden sein könne und dieses die Ablautform von nhd. *plegel*, dän. *pleil*, mhd. *cleget*, aber 1615 noch *phlegel* (siehe Weigand-Hirt s. v.) sei.

Mir scheint die Zusammenstellung von *Prügel* mit *Brücke* noch immer die beste zu sein.

Im oberdeutschen Bauernhause hat *Brücke* noch eine besondere Entwicklung durchgemacht. Es bedeutete zuerst den Prügelweg neben dem Hause, den man anlegte, um trockenen Fußes vom Menschenhaus zu Stall und Scheune gelangen zu können,



Abbildung 27. Ausseer Haus mit «Brückl». Nach v. Andrian, Die Altausseer, S. 35.

das, was sonst in ihrer späteren Ausgestaltung *die Gred* heißt.¹ Dann erhielt ein Holzvorbau vor der Eingangstür den Namen *Brücke*. Auch eine horizontale Bretterdecke über dem Ofen, die von dem Ofengeländer getragen wird, heißt *Ofenbrücke* und dient als Bett. Solche *Ofenbrücken* kommen auch auf Schlössern vor.

Im Wigalois 7468 heißt es: *frouwe Jafite uf einer höhen brücke saz, daz sie dehein brücke baz von betten wart geslichtet, mit tepchen wohl berihet*. Man gibt an, daß auch eine Lagerstätte neben dem Ofen *Brücke* genannt wird,

was ich nicht gehört habe. Beachte, daß hier von einer *höhen brücke* die Rede ist.

Auch die Bedeutung «belege einen Weg durch Sumpfgründe mit Querhölzern» ist im Mhd. nachzuweisen.² Wigalois 6768: *eine straze, die was gebrucket über daz mos*. Weiteres bei Schmeller², Sp. 347.

Im Steirischen heißt der Schlachtraum *Schlagbrunn*. Über die ursprüngliche Vorrichtung, die diesen Namen begrifflich macht, ein anderes Mal.

Brücke als Vorbau vor der Haustür. Vergl. das Haus, das J. Hunziker, Das Schweizerhaus III, hrsg. von C. Jecklin, S. 215, Fig. 242, S. 216, Fig. 244, darstellt (1 ist das *brüggl*). Eine solche «*Brücke*» zeigt auch die Fig. 251, S. 219, daselbst. Auch

¹ So äußerte ich mich in der Zts. f. d. österr. Gymnasien 1893, S. 15. — Was ich damals sagte, scheint durch den Traktat *Be geseceadwisan gefan* Liebermann, Gesetze der Angelsachsen I, S. 455, 13, bestätigt zu werden. Unter den Obliegenheiten des klugen Amtmanns wird hier besonders genannt: *betweox husan briegan* «zwischen Häusern zu pflastern», was sich wohl eher auf Prügelwege beziehen dürfte als auf Steinpflasterung. Liebermann entscheidet sich für keine der beiden Möglichkeiten, aber ihm gebührt das Verdienst, zuerst an Prügelwege oder Bohlenwege, wie er meint, gedacht zu haben.

W. Müller, Mhd. Wb. I, S. 266.

die Viehstände des Stalls heißen *brügi*, a. a. O., S. 144. Fig. 151 i. S. 162, 213, eine Bezeichnung, die von einem gedielten Boden her stammt. Chr. Ranck berichtet¹, daß sich in Appenzell an den Langseiten des Wirtschaftsgebäudes, das sich hier an das Wohnhaus anlehne, unter dem vorspringenden Dach ein laubenartiger geschlossener Gang hinziehe, «*brügi*» genannt. Wenn Maaler 1561 *Brüge* für «Schaubühne» verwendet, so ist das eine wohlbegreifliche Übertragung eines volkstümlichen Wortes auf einen Gegenstand höherer Kultur.

Über das *Brückl* von Aussee habe ich² und hat auch v. Andrian berichtet und Bilder gebracht³ (vergl. hier Abbildung 27).

Als aus dem Holzprügelweg ein gepflasterter, mit Steinen hergestellter entstand, behielt dieser den Namen *Brücke* bei. Vergl. nnd. *stenbrügge* «Steinpflaster». Die unter unserem Kultureinflusse stehenden Slawen übernahmen dann das Wort im Sinne von «Pflaster, Straßenpflaster»: poln. *bruk* dass.⁴; die Litauer haben *brūkas* nicht nur im Sinne von «Steinbrücke», sondern auch von «Steinpflaster» übernommen. In früherer Zeit ist *brūgis* entlehnt worden.

A. Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten, S. 85 f., beschreibt das Fundament einer Riege so: «Das Fundament besteht aus einzelnen größeren Feldsteinen. Die Zwischenräume zwischen diesen sind mit hineingewälzten Holzblöcken . . . gefüllt, die mit eingetriebenen Pfählen befestigt und dann mit Erde von außen bis an den Grundbalken beworfen sind. Ein solches Fundament nennt man *brugis*.» Dazu bemerkt er in einer Anmerkung weiter, dieses Wort sei ein deutsches und bezeichne eigentlich die Knüppeldämme, welche früher durch die Moräste geschlagen wurden, dann die chaussierten Landstraßen und endlich auch gepflasterte Straßen.

Es gibt noch ein anderes deutsches Wort für «Knüppelbrücke», das Kluge richtig erkannt hat, nämlich mndd. *specke*. Er setzt es im Et. Wb. s. v. zu ahd. *spahho* «Reisig». Dazu sei bemerkt, daß auch das Reisig bei den Moorbrücken eine Rolle spielt, denn schon bei den ältesten finden sich Faschinen, dh. Rutenbündel, zum Ausstopfen der Zwischenräume verwendet. Die Sippe des ahd. *spahho*, mhd. *spach* «dürres Reisholz» macht Schwierigkeiten, vergl. Torp-Falk, Fick III¹, S. 506.

Eine besondere Art von Prügelwegen existiert im Gebirge. Man legt sie an, um



Abbildung 28. Aussee (1. D. 1868). Nach einer der Einbildungen von 1868. (F. W. 1868, S. 170.)

¹ Chr. Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, S. 27.

² Verfasser, M. A. G. Wien XLII, S. 101; XLIII, S. 151, Fig. 119; S. 156, Fig. 120; S. 160, Fig. 121; S. 161, Fig. 122.

³ v. Andrian, Die Altaussee, S. 33–37. (F. W. 1868, S. 170.)

darauf mittelst Schlitten das Holz zu Tal zu schaffen; vergl. die Abbildung 28. Das Bild zeigt bloß den Schlitten mit den Personen auf dem Holzwege, die Holzschlitten außerhalb. Das war aber nicht das Normale: Der Weg ist für die Schlitten gepflastert, nicht für die Ausflügler. Vergl. Buch der Erfindungen 1868, Ergänzungsband, S. 176, mit Text S. 175.

8. Lat. *pōns* und seine Sippe.

Was wir bei *Brücke* gelernt haben, zeigt uns den Weg für die Bedeutungen der Sippe von *pōns*. Auch die Urbedeutung der darin vorliegenden Wurzel ist «Prügelweg». Dann sehen wir sich daraus entwickeln «gehen», «Decke eines Gemachs oder Hauses». Aus der Bedeutung «gehen» entwickelt sich die von «finden».¹ Zum Verständnis bemerke ich nur kurz, daß die primitive Herstellung der Decke eines Raumes in dem Nebeneinanderlegen von Prügelu, Stangen besteht. Bei uns findet sich das noch in Nebengebäuden und es kann einem z. B. im Dachbodenraum eines Stalles zustoßen, daß man mit einem Fuß zwischen zwei Stangen gerät, wenn nämlich einzelne Prügel durch Alter schadhafte geworden und ausgefallen sind.

Ich verweise auf Torp-Falk bei Fick III⁴, S. 228, und ordne die einzelnen Wörter nach den Ablautstufen der Wurzel.

**penth-*. Got. *finþon* usw. «finden». Air. *étaim* dass.

**pouth-*. Aksl. *putb* «Weg»; aus der Sprache der Schiffer mag es sich herschreiben, daß gr. πόντος eine Bezeichnung für «Meer» wurde. Hierher wohl auch die starken Kasus des ai. *pánthās* (Nom. Sg.) «Weg».

Das Denominativum davon hat eine reichliche Bedeutungsentwicklung durchgemacht: ags. *fandian* «untersuchen», ahd. *fandōn* dass., mhd. *vanden* «besuchen», nhd. *fahnden*. Vergl. auch ahd. *fendo* «Fußgänger», aisl. *fantr* «Diener, Bote, Strolch», letzteres aus **pouthno-*.

Im Lateinischen bedeutet *pontes* mit oder ohne den Zusatz *longi* einen Prügelweg in sumpfigem Gelände.²

Tac. ann. I, 61: *praemisso Caccina, ut occulta saltuum scrutaretur pontesque et aggeres umido paludum et fallacibus campis imponeret, incedunt marstos locos risuque ac memoria deformis.*

Tac. ann. I, 63: *Caccina, qui suum militem ducebat, monitus, quamquam notis itineribus regrederetur, pontes longos quam maturime superare.*

Caes. bell. Gall. VIII, 14: *pontibus palude constrata legiones traducit celeriterque in summam planitiem iugi pervenit.* Hier erscheint also die Verbindung *pontibus consternere*, was von den Prügelu des Moorwegs wohl gesagt werden kann. Ebenso erscheint *pontibus sternere* bei Tac. ann. II, 6: *multae (sc. nares) pontibus stratae, super quas tormenta veherentur, simul aptae ferendis equis aut commatui.* Es kann sich hier nur um Verdecke auf den Schiffen handeln, welche eben in derselben Weise durch nebeneinandergelegte Prügel oder Bohlen hergestellt wurden wie die Moorbrücken.

Die Prügelwege scheint man, um sie ebener zu machen, öfter mit Erde bestreut zu haben. Vergl. Liv. XXI, 28: *Ratem . . . a terra in annem porrexerunt, quam . . . pontis in modum humo iniecta constraverunt.*

¹ Vergl. dazu E. Lewy, P. Br. Beitr. XXXII, S. 143, Anm. 2.

² Forrer, R.-L., S. 100; Mittel. des Vereins für Geschichte und Landesk. von Osnabrück 1908, XXXII, S. 317 ff.; Zentralblatt f. Anthrop. 1908, S. 359.

Pontes wird auch von den Tabulata der Türme gebraucht, offenbar deshalb, weil ihre Herstellung dieselbe war wie die der Moorbrücken und die der Verdecke.

Verg. Aen. IX, 530: *tarris erat vasto conspecta et pontibus altis
opportuna loco summis quam vicibus omnes
expugnare Itali summaque caedere apertis
certabant, Troes . . .*

Aen. XII, 675: *turrim, compactis trabibus quam claverat ipse
subdideratque rotas pontisque instraxerat altis.*

Zu der Stelle Aen. IX, 170 . . . *nee non trepidi formidino portas
explorant pontisque et propugnacula laevae*

bemerkt Servius: *pontes, qui fiunt in muris angustioribus, ut sit facilior transitus ad divisas muri partes.* Wenn die Mauern allzu eng waren, dann wurden Brücken, Laufgänge an ihnen angebracht, um alle Stellen leicht zugänglich zu machen. Bei breiten Mauern war das überflüssig.

Das Lateinische hat zu *pons* ein *ponto* und *pontonium* entwickelt, über welche man Daremberg-Saglio, Dictionnaire vergleichen wolle. Nach der Etymologie müßte das Wort zuerst ein Floß bedeutet haben, es ist aber auch möglich, daß von allem Anfange flache Schiffe, auf welche man gut eine Brücke legen konnte, so bezeichnet wurden.

Als eine Brücke in unserem Sinne aufkam, muß man sie wohl von den *pontes*, den Moorbrücken, unterschieden haben. So scheint sich *pons sublicius* als Name einer auf Piloten stehenden, den Fluß frei übersetzenden Brücke zu erklären.

Ein germanisches Lehnwort aus lat. *pons pontem* vermutet Kluge, Grdr. I², S. 343, in ags. *pont*, mndl. *pontr*, mnd. *ponte*. Im ags. bedeutet *pont* caudex, trabaria, pontonium und Schnepper leitet es aus *ponto* her¹, wie schon vor ihm A. Pogatscher in QF. 64, S. 104. Auch nach meiner Meinung ist lat. *ponti* die Quelle der german. Wörter.

**path*. Hierher πάτος «Pfad», preuß. *patas* «Weg»² Ai. *pat̥as* Gen. Sg. und *patas*. Ahd. *funden* «sich begeben» und ahd. *funs* «bereitwillig» (aus **pathsó-*), vergl. *ther geist giuuisso fans ist, thaz jhise ist aber unmohta* T. 181, 6.

Die ursprüngliche Flexion des Nomens war eine altslawische. Nom. Sg. **pat̥as*, Instr. Pl. **pat̥i-bhis* usw. Im Griech. wurde **πατιος* Gen. = *πατιος* wegen der Erhaltung des Nominativs in die maskuline *α*-Deklination überträgt (ebenso wie die Altlautform πάτος), weil **ἡρωφος* gegen die Einführung in das Schema von ἡρωφ Einsprache

¹ H. Schnepper, Die Namen der Slawe und Schwaben in Altslawischen Sprachdenkmälern, etymologische Untersuchung. Dissertation Kof. 1908, S. 47.

² E. Berneker, Die preußische Sprache, S. 313.



Abbildung 29. Gode-Richters aus V. 1811, im Gailltale (Kärnten.)

erhob. In latein. *ponti-* liegt eine durchsichtige Kontaminationsform vor. Vergl. jetzt A. Bezenberger, Kuhns Zts., 42. Bd., S. 384.

Unsere Gruppe könnte mit idg. **pon* «Sumpf», das durch got. *fani* «Kot», apreuß. *pannean* «Moosbruch», air. *an* «Wasser» usw.¹ erwiesen wird, zusammenhängen, was mit der Urbedeutung von **penth-*, **penth-* sich leicht vereinigen ließe.

Bloß weil man die Bedeutungszusammenhänge nicht durchschaut hat, ist heute noch niemand darauf gekommen, daß die Sippe von aksl. *petro* lacunar hierhergehört.² Die im Slawischen überlieferten Bedeutungen fügen sich ohne weiteres.

So bedeutet slov. *peter* «der Dachboden in einer Scheune», was so zu erklären ist wie unser «Boden», der zuerst auch nur die Decke, dann den Raum darüber be-

zeichnet. *peter* ist zunächst aus *na petru* «auf dem Boden» hergeleitet. Weiter finden wir die Bedeutung «Dachboden der Getreideharfe». Der Plural *petre* bedeutet ein Brettergerüst zur Aufbewahrung von Stroh oder Heu in Stallungen, Scheunen und dergl.

Über die Getreideharfen habe ich in den IF. XVI, S. 128 ff., gehandelt und ein einfaches derartiges Stangengerüst abgebildet. Man begreift nun ohne weiteres, daß man zwei solcher Gerüste parallel zueinander stellen und darüber einen Scheunenraum anbringen kann, den zu tragen die Holzsäulen ausreichen. Der Dachboden einer solchen Getreideharfe heißt slov. *peter*. Die Abbildung 29 gibt davon eine Vorstellung, obwohl dieses Objekt nur ein Dach, nicht einen geschlossenen Raum zu oberst hat. Sonst bedeutet das Wort *peter* noch «eine Stellage» (welche?), ein Gerüst im Stalle oder auf der Tenne.

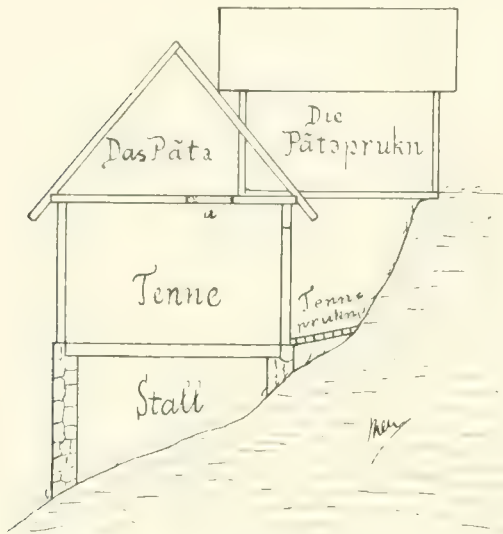


Abbildung 30. Eine Scheune mit einer in den Dachraum führenden Brücke.

Im Poln. bedeutet *pietro*, *piątro* «Stockwerk, Stufe», *przet* «Speicher», im Russ. *pjatero*, *pjatra* «Balken». Die anderen Bedeutungen kann ich nicht heranziehen, weil mir die Kenntnisse der entsprechenden Sachen fehlen. Was für eine Gattung «Gerüst» bezeichnet z. B. tschech. *patro*? Mögen uns hier die Slawisten, welche nicht bloß Bücherweisheit, sondern auch volkskundliche Kenntnisse besitzen, helfen!

Aksl. *petro* konnte deshalb lacunar bezeichnen, weil die Decke ganz nach Art der Prügelwege aus nebeneinanderliegenden Stangen gebildet war.

Wie nun J. R. Bünker in seiner Arbeit über das Köflacher Bauernhaus berichtet (was auch V. v. Geramb bestätigt), heißt in einem Teile der Steiermark der Dachboden der Scheune *pāts* (Neutr.).

M. Murko hat sofort auf die Nachricht von der Existenz dieses Wortes hin gesehen, daß in dem *pāts* (es wird mit hellem, nasaliertem *a* gesprochen) das aksl. *petro*, slov. *peter* steckt, von denen das letztere bis heute den Dachboden, dh. der Dachraum bezeichnet.

¹ Torp-Falk, Fck III¹, S. 228. — ² Miklosich, Et. Wb., S. 239.

Das Wort *pätö* ist aus mehr als einem Grunde interessant. Vor allem wegen seines Vokalismus. Das slawische Mutterwort muß zur Zeit der Entlehnung einen Nasalvokal vom Klange des französischen *in* gehabt haben, denn nur aus einem so gesprochenen *peter* kann zur Zeit, in der deutsch *bain* (Bein) zu *be* wurde, ein *pätö* entstanden sein.

Die Brücke, die in das *pätö* führt, heißt *pätöprukn* (vergl. die Abbildungen 30—32, welche ich Herrn Dr. V. v. Geramb verdanke). Dort, wo die Scheune an einer Berg- halde liegt, ist es nämlich möglich, das Getreide mittelst der *pätöprukn* direkt in den Dachraum zu bringen, von wo es durch eine Bodentür (a in Abbildung 30) auf die Tenne zum Gedroschenwerden herabgeworfen werden kann.

Die Abbildung 30 stellt eine Scheune, *Stüdl* genannt, vor. Das Objekt steht in der Gemeinde Oberwald bei Ligist in Steiermark. Der Durchschnitt, den ich nach Dr. v. Geramb's Skizze gezeichnet habe, erklärt sich von selbst. Der unterste Teil, der den Stall beherbergt, ist gemauert, alles andere gezimmert, das Ganze mit Stroh eingedeckt. Die folgende Abbildung 31 zeigt die *pätöprukn* von der Stirnseite, Abbildung 32 von der Seite. Auf dem letzteren Bilde sieht man auch die Tennbrücke unter der *pätöprukn*.



Abbildung 31. Die obere Brücke von Ligist.

Im Griech. bedeutet γέφυρα «Brücke». Es ist, wie böot. βέφυρα, kret. δέφυρα beweisen, aus *z²ebhurja entstanden und gehört zu aisl. *krefja* «untertauchen»¹, ist also vielleicht auch die Bezeichnung eines Prügelwegs, denn bei diesem wird das Holz wirklich ein- und untergetaucht. O. Schrader, R.-L., S. 115, denkt wegen der schwanken Lautgestalt von γέφυρα an ein Fremdwort, wie andere vor ihm. Aber ich muß sagen, daß mir der Wechsel von γ, δ, β gerade auf ein uraltes ererbtes Wort hinzuweisen scheint.

Wie lat. *pous* den Prügelboden des Schiffdecks und die Decke des Turms bedeutete, so heißt im Aksl. *putra lacunar*. So lange das griechische Haus nur eine horizontale Decke seinen Abschluß fand, ist auch diese aus Prügeln und Stangen hergestellt gewesen. Einen Beleg haben wir dafür in dem oberen Abschluß der mykenischen göttlich verehrten Säulen.

¹ Torp-Falk III¹, S. 60 f.

Das Löwentor zeigt über der Säule vier Prügelköpfe, die man nicht leicht anders deuten kann denn als Teile eines Dachs über der heiligen Säule. Auf ein solches Prügeldach weisen auch andere Darstellungen hin, wie man bei Evans sehen kann.¹ Meine Abbildung 33 hier wiederholt das Bild von Evans, S. 158. Man sieht auf dieser mykenischen Gemme in der Mitte die heilige Säule, über ihr neun Prügel, welche die Decke andeuten, rechts und links von der Säule einen Greif. Die Figur 40 bei Evans, S. 160, zeigt zwei Lagen von Prügeln übereinander angedeutet, was entweder bloß dekorative Verteilung ist, oder es hat auch solche Dächer gegeben.

Mit den Prügeln war aber das Dach noch nicht fertig. Sie scheinen auf Bohlen gelagert, und von solchen umgrenzt gewesen zu sein. Oben mögen noch Rasenstücke

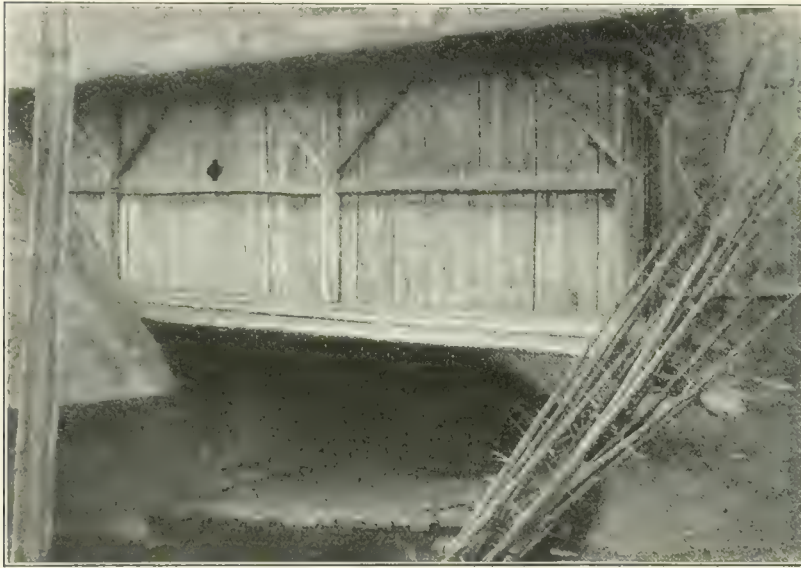


Abbildung 32. Die obere Brücke von der Seite. Unten die Tennbrücke.

ihren Platz gefunden haben. Man vergleiche in bezug auf diese Dachkonstruktionen die Wiederherstellung des lykischen Holzhauses, welche G. Niemann versucht hat.²

Das Dach, welches über den heiligen Säulen angedeutet wird, führt zur Frage, wie denn der Bau, dessen Decke es war, ausgesehen haben mag. Ein Typus dieser Bauten ist von Evans, wie mich dünkt, mit Sicherheit erschlossen worden. Wir haben

nämlich Kultgeräte, welche solchen Heiligtümern nachgebildet sind, und sie zeigen uns eine offene Halle mit flachem Dach, das von vier schlanken Ecksäulen und in der Mitte von der heiligen Säule getragen wird.

Der eine dieser Gegenstände ist nach Evans, S. 114, Fig. 7, hier in Abbildung 34 dargestellt. In dem großen diktäischen Grabe wurde das Fragment eines Tisches mit Schalen für Libationen gefunden. Die Abbildung zeigt die plausible Wiederherstellung des ganzen Geräts. Sehr ansprechend vermutet Evans, daß die Dreiheit der Schalen der Dreiheit des Opfertranks für die Toten entspricht, wie es Od. X, 519 f. heißt:

Πρώτα μελικρήτω, μετέπειτα δὲ ἠδέϊ οἴνω
Τὸ τρίτον αὐθ' ὕδατι.

Insofern als es sich bei diesem Tische um ein Totentrunkopfer handelt, tritt er in Beziehungen zu den obenerwähnten ägyptischen Tischen.

¹ A. J. Evans, Mycenaean tree and pillar cult. Hell. stud. XXI, S. 158, 160.

² Benndorf-Niemann, Reisen in Lykien und Karien, S. 97, Fig. 53, von mir wiederholt in den IF. XIX, S. 417, Fig. 16. — Bei E. Drerup, Homer, findet man die Abbildung von bemalten Terrakottapfeilern aus Knosos. Jede trägt zwei Prügel, auf denen eine Taube sitzt.

Aber seine Gestalt ist die Nachahmung eines Säulenheiligtums, wie Evans richtig gesehen hat. Evans stellt noch einen kleinen Kalksteinaltar dar, der ebenfalls ein solches Heiligtum nachahmt. Seine Figur 9 auf S. 115 wiederhole ich hier in Abbildung 35. Das Objekt ist Sandstein und stammt aus der *Cyrenaica*, wurde von dem Konsul Dennis in Bengazi erworben und ist jetzt im Britischen Museum. Die näheren Fundumstände sind nicht bekannt. Auf der Decke zeigt dieser «Altar» ein Behältnis zur Aufnahme eines Opfers, vielleicht auch zum Auflegen der Scheiter für ein Feuer.¹ Auf weitere Spuren dieser Art Heiligtümer hat Evans, S. 116, hingewiesen. Besonders wichtig ist seine Abbildung (S. 161, Fig. 41) eines kretischen Steines: Zwei Löwen stützen sich auf das von vier Säulen und einem Baetyl getragene Dach eines solchen offenen Heiligtums.

Man könnte nun die Stelle II, I, 39,

Σμινθεῦ, εἰ ποτέ τοι χαρίεντ' ἐπὶ νηὸν ἑρέφα
auf die beschriebenen Prügeldächer beziehen. Dagegen ist aber folgendes zu bemerken.

Wie der griechische Handwerksausdruck für diese Technik des Prügeldachs war, wissen wir nicht: ἑρέφειν kann es aber nicht gewesen sein. Zu diesem gehört ὀροφή «Decke» und ὄροφος «Rohr». Wegen der letzteren Bedeutung könnte schon von einem Flachdache bei ἑρέφειν-ὀροφή keine Rede sein, denn Rohr ist bei einem Flachdache höchstens zum Dichten zu verwenden, in Verbindung mit Moos, Erde und dergl.

Aber auch die weitere Etymologie zeigt, daß ἑρέφω-ὀροφή nichts mit einem Flachdach zu tun haben, denn es hängt mit diesen Wörtern ahd. *hirnreba*, mhd. *hirnrebe* «Hirnschale» zusammen und weiter *Rippe* und seine Verwandten.² Das läßt nur den Gedanken an ein Satteldach zu. Dieses hatte geringe Steigung, wie die griechischen Tempel zeigen, bot aber trotzdem das Bild einer Schädeldecke, wenn die Eindeckung vollendet war, oder, wenn die Sparren noch freilagen, das Bild der Rippen des Brustkorbes dar.

Bei den besprochenen Heiligtümern war also die verehrte Säule oder der verehrte Strunk auch ein konstruktiver Teil (vergl. Abbildungen 34 und 35) des Baus, nicht bloß der Kultgegenstand.

Das erinnert an die nordischen, heiliggehaltenen *andvegissútur*, von deren Doppelnatur R. Much dasselbe (oben S. 40) sagt. Nur waren diese weiter auf dem Wege zur plastischen Darstellung der Gottheit, indem in sie bereits Thorbilder eingeschnitzt waren. Vergl. IF. XVIII, S. 257 Anm., XXI, S. 301, L. Dietrichsen und II. Munthe, Die Holzbaukunst Norwegens, ²S. 104. Der ungarischen «*bodog-anya*» hat R. Much oben S. 40 schon gedacht.

¹ Ähnliche Vorrichtungen zeigen die antiken Altäre oben.

² Torp-Falk, Fick III, S. 338. Falk-Torp, F. O. 1, S. 100. Der Zusammenhang mit *raft* hat Torp in Fick III, S. 338, angedeutet.



Abbildung 33. Makedonische Münze (Aureus) mit einer Darstellung eines Heiligtums. (Nach Evans, S. 161.)

Es ist R. Much nicht entgangen, daß auch die sächsische *Irmensäule* aus solchen Zusammenhängen Licht empfängt, und auch in die hier dargelegten weiteren Zusammenhänge gehört sie wohl herein.

Erst nach Abschluß dieser Arbeit habe ich den großen Aufsatz von A. Thümmel in Paul-Braune, Beitr. XXXV, S. 1 ff., über den germanischen Tempel einsehen können. Ich hebe eine Stelle aus (S. 115 f.): «Es muß dahingestellt bleiben, ob man sich die Irmensäule als einen künstlich aufgerichteten, mithin am Fuß verstümmelten, über der Wurzel abgehauenen Baum, einen mastbaumartigen, hölzernen Schaft zu denken hat oder als einen lebenden, an Ort und Stelle gewachsenen Baum. — Diese vielleicht mit einem Götterbild geschmückte Säule erinnert deutlich an die für den nordischen Tempel charakteristischen *gnðvegissálar*. Vermutlich besteht zwischen beiden ein inniger Zusammenhang.»

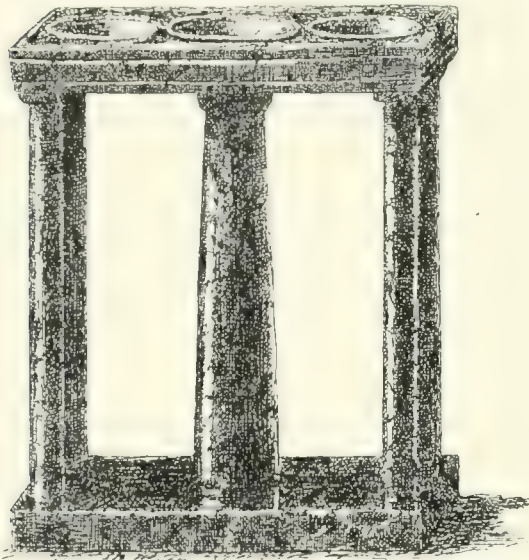


Abbildung 34. Baetylischer Opfertisch. Restauriert.
Nach Evans, S. 114.

Zwei Wörter von hohem kulturellen Inhalt hängen mit dem Stamme **pouthoi-* zusammen: lat. *pontifex* und — wie ich glaube — griech. Ποσειδών. Wegen des letzteren verweise ich auf meine Kombinationen in BB. XVI, S. 232.

Wie Pflöck- und Baumkultus nebeneinandergehen, so finden wir auch verehrte Bäume in der Mitte von primitiven Tempeln. Radloff berichtet von den Altai-Türken, daß sie, wenn sie dem Tengri opfern, eine Jurte aufstellen, aus deren Mitte eine belaubte Birke mit ihrem Wipfel aus dem Rauchloche herauschaut (vergl. oben S. 41). R. Much hat an diese Nachricht die Frage geknüpft, ob hier der Baum selbst als Kultobjekt eine Rolle

spielt. Ich möchte diese Frage, die Much wohl selbst bejaht, ebenfalls so beantworten.

Die mykenischen Darstellungen bieten Seitenstücke zu dem Brauch der Altai-Türken. Man vergleiche die Abbildung 36, welche Evans, S. 177, Fig. 53, entnommen ist. Ein Frevler reißt einen Baum aus, der in einer tempelartigen Umhüllung war, und in dieser muß man sich den Vorgang denken. Der Baum überragte nur mit seiner Krone das Dach des Heiligtums. Die Frauen entsetzen sich über die Tat des Verruchten. Die Abbildung 38 (nach Evans, S. 185, Fig. 59) zeigt ein ebensolches Heiligtum. In einigen Fällen finden wir aber Pflöck- und Baumkultus nebeneinander, so schon in der Abbildung 36. Hier erscheint in der Toröffnung oder zwischen den offenen Säulen ein verehrter Pflöck von mäßiger Höhe. In Abbildung 37 (nach Evans, S. 182, Fig. 55) steht dieser Pflöck in der offenen Halle, augenscheinlich unmittelbar vor dem heiligen Baume und reicht bis zum Dache wie die Kultobjekte der Abbildungen 34 und 35.

Die Versuche, die mykenischen Pflöck- und Baumheiligtümer (Abbildungen 39 und 40) zu rekonstruieren, sind von mir selbst gezeichnet, von dem man leider nicht

Ich verweise auch auf die hölzernen Klötze, denen bei den Samojuden geopfert wird. Vergl. Zentralbl. f. Anthropol. (1908), XIII, S. 343. Auch der Aufsatz von Th. Bloch, Über einige bildliche Darstellungen der altindischen Gottheiten, ZDMG. 62. Bd., S. 648 ff., ist nicht zu übersehen. Zu seinen Bemerkungen über vom Meere angeschwemmte Pfähle vergl. IF. XVIII, S. 257 Anm.



Abbildung 36. Mykenischer Goldsiegelring (171). Nach Evans, S. 177., Fig. 53.



Abbildung 37. Mykenischer Goldsiegelring (171). Nach Evans, S. 182., Fig. 55.

Ich bin in meinen Studien über den verehrten Pflock mehrfach auch auf die Grabpfähle eingegangen, vergl. IF. XVII, S. 166; XIX, S. 445 f.; XXI, S. 298. Ich kann nun zu meiner Freude konstatieren, daß A. Bezenberger schon 1874 in den Mitteilungen der litauischen literarischen Gesellschaft II, S. 24 ff., einen Aufsatz veröffentlicht hat, der über Grabkreuzformen handelt und wichtige Nachrichten bringt.

Bezenberger berichtet zuerst, daß bei den Litauern strichweise die Gräber der Männer von denen der Frauen verschieden gekennzeichnet werden. Die ersteren erhalten ein gewöhnliches \perp , die letzteren ein Kreuz mit einem Dache ⌒ . Diese letztere Form ist auch bei uns sehr häufig, aber mir ist nicht bekannt, daß sie zur Charakteristik des Geschlechts der Toten verwandt wird.

Auffällig ist auch, daß das Grabkreuz nicht eine feste Stelle hat. Es kommt

Zu dem Thema, das R. Much speziell behandelt hat, ist jetzt auch W. Prellwitz, Kubns Zts., 42. Bd., S. 91, zu vergleichen.

Gegen Torp-Falk, Fick III⁴, S. 489, möchte ich hervorheben, daß lit. *stutpas*, aksl. *stlpa* keinen Grund zum Ansatz eines idg. **stelp* bieten, sondern aus dem Deutschen entlehnt sind. Zu lit. *stutpas* vergleiche noch Bezenberger, Beiträge zur Geschichte der litauischen Sprache, S. 327. Das

alte bodenständige slawische Wort liegt in russ. *stolb* vor.

Die Sippe von *Stulp stülpen* bedarf noch näherer Untersuchung. Das Holländische hat ein Fem. *stulp stolp*, das auch «Herddeckel» bedeutet. Leider finde ich keine genaue Angabe über den Gebrauch dieses Gerätes, so daß mit dem Worte vorläufig nichts anzufangen ist. Kluge⁶ s. v. nennt es einen «Dämpf-, Schmordeckel», was der ursprüngliche Sinn des Wortes nicht gewesen sein kann.

Dann läge es nahe zu fragen, ob *Phol* nicht aus lat. *palus* entstanden sein, also eigentlich identisch mit unserm Worte *Pfahl* sein könnte. Lernten die Römer in Deutschland einen solchen göttlich verehrten «Holzmann» kennen, dann mußte es ihnen nahe liegen, ihn *palus* zu nennen, wie der Pfahl hieß, an dem der Gladiator statt eines lebendigen Gegners seine Künste übte (vergl. das Phantom auf dem Bilde, das dem Artikel *gladiatores* bei A. Rich beigegeben ist). Ja es scheint mir sogar nicht ausgeschlossen zu sein, daß *pālus* bei den Römern eine dämonische Bedeutung im Volksglauben gehabt hat, worauf die Stelle *exerceamur ad palum* (Sen. ep. 18, 16) «wir müssen uns gegen die Angriffe des Geschickes gefaßt machen» hinweisen könnte.¹

Aber die Form *Phol* paßt nicht genau zu *palus*. Ist das Wort sehr früh entlehnt

worden (als altes *ā* auch noch germ. *ā* war), dann müßte daraus **Pfuol* geworden sein. In späterer Zeit entnommen, müßte das Wort so lauten wie unser *Pfahl*; vergl. *callos, quos dicimus phali* Steinmeyer, Ahd. gl. II, 726 z. 26.

J. Grimm hat in der Mythologie, S. 206, die Ortsnamen mit *Pfol*, *Pfal* zusammengestellt. Vielleicht läßt sich *Phol* als eine dialektische Form auffassen (vergl. J. Franck, Altfränk. Gram., §45). Vergl. auch *Polgrabe* bei Er. Alberus 1540 (Kluge, Wb. s. v. Pfahlgraben).

Ein *Pholespiunt*

«Pfahlsbeund» wäre ein trefflicher Name für einen Ort, der eine «Beunde des Pfahls» besaß, einen eingehegten Raum mit einem Pfahl in der Mitte.

Daß *Phol* in dieser Deutung gut zu den lit. Pfahlgötzen *stābai* und zu den (wie auch Much oben S. 40 annimmt) aus dem Deutschen entlehnten *stutpai* stimmen würde, versteht sich von selbst. Zu der Geschichte der Lehnwörter ist es besonders hervorzuheben, daß die Litauer das Wort *stutpai* aus dem Deutschen entlehnt haben, obwohl die Sache ihnen gewiß nicht fremd war. Damit wird auch der Einwand, daß die Deutschen für ihren Gott wohl kein Fremdwort gebraucht hätten, hinfällig.

Das Germanische hatte ein Wort, das nach Form und Bedeutung an lat. *pālus* stark

¹ *Exerceamur ad palum et ne imparatos fortuna deprehendat, fiat nobis paupertas familiaris.*

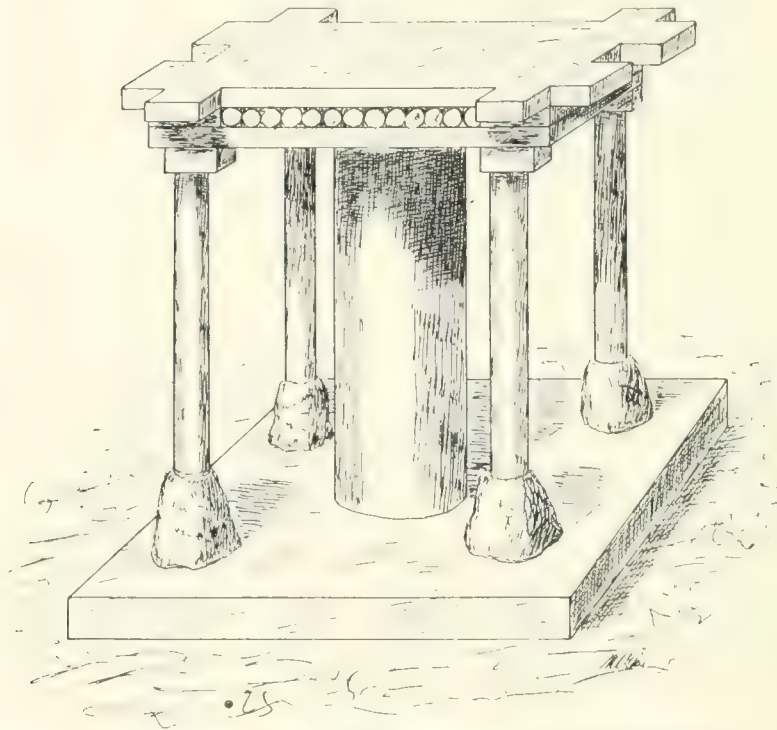


Abbildung 39. Versuch der Rekonstruktion eines mykenischen Pfahlheiligtums.

anklang und das keiner Entlehnung verdächtig ist, vgl. nhd. *fest* *pal*, *pall* «unbeweglich, steif, fest, befestigt». Im Holländischen sagt man *pal staan* «standhaft sein», *iemand pal zetten* «einen zum Schweigen bringen». Die Bedeutung dieses Adjektivums sowie seine Verwandten ai. *bála* «Kraft, Stärke», aksl. *bolijb* «größer», lat. *debilis* «schwach» weisen auf die Existenz eines Substantivums von sinnlicher Bedeutung, etwa «Pfahl, Pfosten», hin.¹

Und ein solches ist im Germanischen auch belegt. So vor allem in der Redensart holl. *ergens te pal komen* «irgendwo übel ankommen», nfries. *tu pal kem*, nhd. *slim to palle kamen* (J. ten Doornkaat Koolmann, Wb. der ostfries. Sprache, II, 695). In dieser Redensart liegt ganz klar die Bedeutung «an einen Pfahl, Stock anrennen» vor. Spezialisiert findet sich das Substantivum im Sinne «Sperrkegel oder Sperrhaken an einer Schiffs- oder Wagenwinde», ostfries. *pal*, *pall*, nhd. *pall*, *palle*; auf diesen Gegenstand ist das so viel ältere Wort natürlich erst später übertragen worden, seine ursprüngliche Bedeutung muß eine andere sein.

Vor der Entlehnung von *pālus* hatten also schon die Deutschen ein Substantivum von ganz ähnlicher Gestalt und Bedeutung. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß *Pfal* mit dem germanischen Worte zusammenhängt, aber wir kommen damit sachlich auf dieselbe Erklärung wie mit der Annahme eines Lehnwortes.

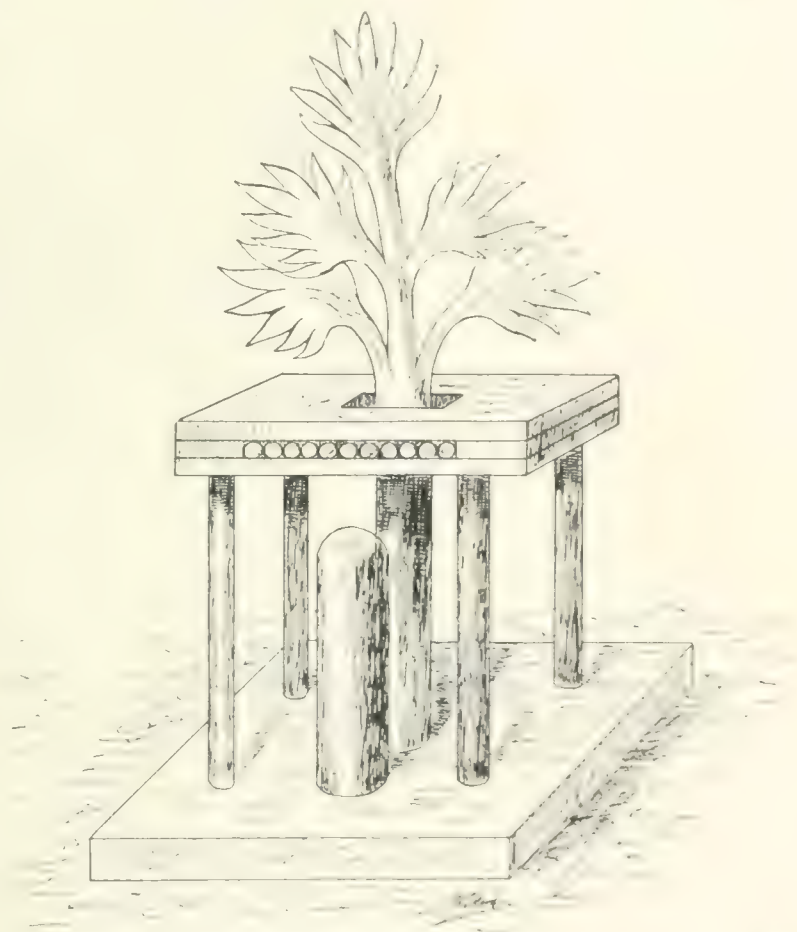


Abbildung 40. Versuch der Rekonstruktion eines mykenischen Heiligtums mit Pflock und Baum.

¹ Vgl. Uhlenboeck, Paul Braune, *Beitr.* XVIII, S. 242; Walther, *Studien über die germanische Sprache*, I, S. 218; Falk und Torp, *Norw., dan., etym. Wb.* s. v. *pal* und *pall*; J. Franck, *Die Westgermanen u. s. w.*; Über die germanischen Reflexe von *pālus*: ahd. *pfal*, mhd. *pfal*, altn. *pal*, *pall*, *pal* und *kall*; *Wörterb. Grundriß* I², S. 342.

Mit *pal* könnte auch anord. *pallr* «Stufe längs den Wänden» (zum Sachlichen Gudmundsson, Privatboligen, S. 180) zusammengehören; Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wb., meinen, daß es möglicherweise aus dem Russischen entlehnt ist (aksl. *polo*, *polica*), was mir weniger wahrscheinlich ist.

10. Schlußwort.

Ich bin auch jetzt noch nicht imstande, zu allen Kritiken meiner «Wörter und Sachen» betitelten Aufsätze Stellung zu nehmen. Nur auf die Bemerkungen eines Kritikers möchte ich heute schon eingehen, weil sie mich vom Standpunkte der Methode interessieren.

F. Skutsch ist im Jahresber. f. rom. Philol. VIII, I, 53, gegen meine Erklärung von *lĕx* aus *legere*, also «Bindung» aufgetreten, was nach Skutsch zur wirklichen Bedeutung von *lex* sehr übel stimmt. Er selbst nimmt an, daß *lex* «die Lektüre», «das Gelesene» bedeutet.

Für *lex* sind zwei Erklärungen möglich:

1. Die Annahme der Verwandtschaft mit *leġh* «liegen». Dann wäre *lex* «das Niedergelegte», «Festgelegte», ursprünglich wohl ein Bauausdruck. Aisl. *logg* gehört sicher zu *leġh*. Unerklärt bleibt bei dieser Annahme das *-g-* von *legis*.

2. Die Annahme der Zugehörigkeit zu *legere* «zusammenlesen». Der Begriff des Zusammen ist in *legere* genau so enthalten wie in *lesen*, das wir fast ausschließlich von mehreren Dingen oder Teilchen, die vom Boden aufgehoben werden, gebrauchen.¹ Danach wäre *lex* «die Bindung». Ob das äußere Symbol dieser ursprünglich privaten Abmachung der Handschlag oder sonst etwas war, ist für mich eine Frage von sekundärer Bedeutung.

Sowohl *legere* wie *lesen* haben die Bedeutung «Zeichen verstehen» angenommen. Beim deutschen *lesen* ist die Herkunft klar, es bedeutete zuerst einzelne mit Runen beschriebene Stäbchen auflesen und ihren Sinn zurechtlegen. Man kann wohl annehmen, daß sich der Bedeutungsübergang von lat. *lego* (von «auflesen» zu «Geschriebenes lesen») in derselben Weise vollzogen hat. Der Sinn des griech. λέγω ist der des Sammels und dann des feierlichen, gehobenen Redens, was auch auf einen Brauch hinweist, der dem Germanischen entspricht, denn das Lesen der Runen geschah in gehobener Rede.

Es ist also nicht richtig, wenn H. Usener in einer später noch zu besprechenden Rede sagt: «Nur ein Lobeck konnte in der Redensart ἀνεῖλεν ὁ θεός die Tatsache durchfühlen, daß auch für das Delphische Heiligtum das ursprüngliche Mittel, den Willen des Gottes zu erkunden, das Aufheben von Losstäbchen war».² Wer die Bedeutungsübergänge richtig besehen gelernt hat, der kann eine umfassendere Antwort geben: Die Bedeutungsentwicklung, welche lat. *legere*, und die, welche λέγειν durchgemacht hat, beweisen, daß die Latiner und die Griechen einstmals auf dieselbe Weise den Willen der Götter erforschten, wie es uns der große Tacitus von den Germanen berichtet! Und was λέγειν und *legere* durch ihre Bedeutungsentfaltung zeigen, wird durch γράφω, das unserm *kerben* entspricht, und durch die Verwandtschaft von *scribo*, das zu σκαριφάσμαι «kratze, ritze» gehört, vervollständigt.

¹ Paul, Wörterb. s. v., sagt: «Gemeingerm. ist die Bedeutung Zerstreutes nacheinander nehmen und zusammenlegen». — ² O. Schrader, Reallexikon s. v. Los, S. 507.

Doch von solchen Dingen spricht Skutsch gar nicht; ihm ist *lex* ganz trockene «Lektüre» und da mache ich ihm den Vorwurf, den er mir zu machen sich verpflichtet fühlt: Er hat es für gänzlich überflüssig gehalten zu fragen, ob es denn antikem Brauche entspräche, das Gesetz als das «Gelesene» aufzufassen.

«Der gemeine Mann wird in Gortyn in alter Zeit schwerlich viel andere Lektüre gehabt haben als sein Zwölf Tafelgesetz. Wird es in Rom viel anders gewesen sein?» Ich bin mit Skutsch einverstanden. Ich glaube sogar, daß es in Gortyn wie auch in Rom sehr viele Analphabeten gegeben haben wird.¹

Wenn die Gesetze von sich selbst oder von anderen Gesetzen reden, dann sagen sie m. W. nie, «wie Ihr gelesen habt», sie sagen nur, «wie geschrieben ist».

Vergl. Is. v. Gortyn VI, 14: *ἀλλὰ δ' ἐγρατ[τα]ι αἰ ταδε τα γραμματα ἐγρατ[τα]ι* «anders geschrieben steht, als diese Schrift hier schreibt» sagt das Gesetz von sich und einem früheren Gesetze. So sagt auch das Senatusconsultum de Bacch. 21, 22, *utei suprad scriptum est* usw.

«Eine Rede ist keine Schreibe» und «ein Gesetz keine Lese». Viel eher eine Schreibe oder eine Rede: «Geschrieben steht» — *dictum est*, das sind Ausdrücke, aus denen sich eher ein Name des Gesetzes hätte entwickeln können.

Aber das Prinzip, das Skutsch ausspricht, ist nicht richtig. *Lex* muß durchaus nicht aus den uns bekannten römischen Verhältnissen entstanden sein. *Amari* ist eine spezifisch-lateinische Form und kann doch nicht aus dem Lateinischen erklärt werden (etwa aus **ama-fui* «ich war im Lieben»), wenigstens nicht aus dem, was wir Latein nennen, sondern müßte aus dem erklärt werden, was wohl auch schon Latein war, aber uns nicht bekannt geworden ist.

Und so ähnlich verhält es sich auch mit *lex*. Es muß gar nicht aus historischen Verhältnissen erklärt werden, denn das Gesetz beginnt nicht mit Schreiben und Lesen, die ersten Rechtsanschauungen sind völlig unabhängig von diesen späteren Künsten. Die uralte, nur auf wenige Beispiele beschränkte Bildung von *lex* hätte allein übrigens schon Skutsch vorsichtiger machen sollen; das ist kein Wort, das entstanden ist, als die gewöhnlichen Leute schon schreiben und lesen konnten. Skutsch kann erwidern: Es muß ja nicht um diese Zeit entstanden sein, es braucht bloß um diese Zeit umgedeutet worden sein. Dann aber tritt das früher Gesagte in Kraft: Das Gesetz ist in Rom — ebensowenig als sonstwo, sei nebenbei bemerkt — nicht als «das Gelesene, die Lektüre» aufgefaßt worden.

Auch mit Solmsens und meiner Deutung von *testis* als «Drittsteher» kann sich Skutsch nicht befreunden. Er bleibt bei seiner Erklärung als «Dritter», die ich für formell unmöglich halte, die aber inhaltlich von der anderen Auffassung nicht allzusehr verschieden ist. Dann fährt er fort: «Meringer sagt es mehr zu (!), darin den 'Drittsteher' zu sehen und darunter denjenigen zu verstehen, der den Händedruck zweier kontrahierenden Parteien 'durchschlägt'». Das kommt so heraus, als hätte ich diese Gesten (des Kaufes) auch für das alte Rom behauptet, was aber völlig unwahr ist. Das Durchschlagen ist m. W. nur für Deutsche und Russen bezeugt (F. Solmsen, Kuhnsche

¹ Das Schreiben war eine heilige, lang geheiligte Kunst, und es ist nicht zu erwarten, daß auch das Lesen. In Gortyn selbst ist im ganzen Proöwos (Is. v. 14) kein Wort, das auf die Kenntnis der Schrift, die Urkunde, war der *αυτοπ* oder der *υπαυο*. Verck. Zitel. auch in *Das Recht des Rechts von Gortyn*, S. 50.

Zeitschr. 37, S. 22; IF. XIX, S. 452), die Bindung der Hände, den Handschlag, nicht den «Händedruck», wie Skutsch sagt, halte ich allerdings für älter und sehe nicht ein, wie man seine Existenz in altrömischen Zeiten widerlegen könnte (IF. XVII, S. 146 f.). Ein äußeres Zeichen war gewiß bei diesen Abmachungen Gebrauch und die Analogie weist auf dieses. Aber das ist nebensächlich und beweist nichts für oder gegen die eine oder die andere Erklärung von *testis*.

Ich habe über *testis* noch weiter in den IF. XVIII, S. 290 ff., und XIX, S. 451, gehandelt, wozu Skutsch wohl noch Stellung nehmen wird.

Hier will ich darauf hinweisen, daß für die Erklärung als «Drittsteher» noch lat. *superstes* «Übersteher, Zeuge» spricht.¹

In der kürzlich aufgefundenen Komödie Menanders sehen wir einen schönen Fall der Funktionen eines Zeugen. Ich zitiere auch die Übertragung H. v. Arnims²:

ΔΑΟΣ: βούλουαι κρινώεθα.

Daos: Gut denn! Laß uns zum Richter gehn.

ΣΥΡΙΣΚΟΣ: τίς ουν;

Syriskos: Wen wählst du?

ΔΑ.: ἐμοὶ μὲν πᾶς ἰκανός.

Daos: Mir ist jeder recht. —

ΣΥ: τοῦτον λαβεῖν βούλει κριτὴν;

Syriskos: Ist dieser Mann als Richter dir genehm?

ΔΑ.: ἀγαθὴ τύχη.

Daos: Meint'halb.

ΣΥ.: πρὸς τῶν θεῶν, βέλτιστε, μικρὸν ἂν σχολάσας ἡμῖν χρόνον;

Syriskos: Ich bitte schön. Mein lieber Herr, schenkt Ihr uns wohl ein wenig Zeit?

ΣΜΙΚΡΙΝΗΣ: ὑμῖν; περὶ τίνος;

Smikrines: Hm! Euch? Was habt ihr denn?

ΣΥ.: ἀντιλέγομεν πρᾶγμα τι.

Syriskos: Wir haben einen Streit.

ΣΜ.: τί ουν ἐμοὶ μέλει.

Smikrines: Geht mich nichts an.

ΣΥ.: κριτὴν τοῦτου τινὰ ζητοῦμεν ἴσον, εἰ δ(ή) σε μηδὲν κωλύει, διάλυσον ἡμᾶς.

Syriskos: Herr, einen Richter suchen wir, der nicht parteilich ist. Erlaubt es deine Zeit, so schlichte du den Streit.

Man sieht hier in dieser Szene, daß der zufällig Dazukommende zu einem Schiedsrichter werden kann, ein Seitenstück zu der Schiedsrichterrolle, die dem Drittsteher, dem Zeugen, oft zufiel. —

Zu meiner Genugtuung kann ich konstatieren, daß die von mir in der Aufsatzreihe «Wörter und Sachen» (IF. XVI, S. 101 ff.; XVII, S. 100 ff.; XVIII, S. 204 ff.; XIX, S. 401 ff.; XXI, S. 277 ff.) dargelegten grundsätzlichen Ansichten und die darin befolgte Methode der Etymologie von verschiedenen Seiten Zustimmung erfahren haben.

Auch bei Uhlenbeck finde ich neuerdings eine erfreuliche Annäherung. Zu seinem Aufsatz P. Br. Beitr. XXXV, S. 161 ff., hätte ich mehr zu sagen, als ich vorläufig hier unterbringen kann. Nur auf eine Frage Uhlenbecks will ich antworten; U. fragt: «Habe ich denn niemals etwas geleistet, was zugleich neu und richtig wäre?» Ich habe keineswegs Uhlenbecks Verdienste gelehnet, ich habe nur seiner etymologischen Methode die Originalität abgesprochen. Er führe nicht Klage über meine Heftigkeit, er vergegenwärtige sich nur, in welcher Art er mich angegriffen hat. Auch jetzt

¹ Vergl. Festus ed. Thewrewk de Ponor 436 *superstes testes praesentes significat, cuius rei testimonium est, quod superstilibus praesentibus ii, inter quos controversia est, iudicium sumere iubentur.*

² Karl Robert, Der neue Menander, p. 67, 33 ff. Die Übersetzung v. Arnims ist in der N. Fr. Presse, Nr. 15 550, Donnerstag, 5. Dez. 1907, erschienen.

sind seine Angriffe formell nicht einwandfrei, aber ich gebe ihm die ehrliche Versicherung, daß persönliche Gehässigkeit mir fremd ist und daß ich gern von ihm lerne. Ich glaube ihm, daß die Liebe zur Wissenschaft ihn bewegt; er habe nur die Güte, dasselbe auch von anderen zu glauben.

Ein sonderbares Schicksal hat meine Erklärung von *Wand* aus *winden* gehabt. Als ich sie vortrug, glaubte sie mir so gut wie niemand. Seitdem man aber nicht mehr gut zweifeln kann, kommen meine Vorläufer zu Ehren. Warum hat man sich ihnen denn nicht schon früher angeschlossen?? Den E. Rautenberg (Sprachgeschichtliche Nachweise zur Kunde des germanischen Altertumes) nenne man aber nicht unter den Vorgängern. Ihm ist das Richtige nur von ohngefähr gelungen, denn er war unwissend genug zu glauben, daß got. *waddjus* von *widan* komme. Dieser Irrtum gab ihm eine Parallele des Zusammenhangs von ahd. *want* und *wintan*. Seine Rechnung war also falsch und deshalb hat man seine Annahme abgewiesen, denn das Verhältnis von *Wand* zu *winden* bedarf der Analogie, wenn es glaubhaft sein soll, und Rautenbergs Analogie war falsch.

Mir war von allen meinen Vorläufern nichts bekannt. Daß got. *waddjus* zur Wz. **wi* «flechten» gehört, habe auch ich immer vorgetragen (vergl. Fick III³, S. 301 f.; 1874), aber über das wie? machte ich mir so wenig Gedanken als andere. Im Sommer 1897 stand ich nun in Suhaja bei Krupa in Bosnien vor einem sonderbaren Häuschen. Es war ganz aus Korbgeflecht hergestellt, mit hohem Strohdache. Damals diente es nur mehr als Schafstall. Ich betrachtete das Ding und plötzlich rief ich meinem Reisebegleiter zu: Iwane, got. *waddjus* kommt von **wi* «flechten»! Und der zweite Gedanke war: Und so kommt auch *Wand* von *winden* und bedeutet die gewundene Wand. Das geflochtene Haus hat sich mir lange verborgen, weil in der Regel das Flechtwerk außen mit Lehm beworfen und übertüncht ist, so daß auch ein scharfes Auge keine ungewöhnliche Technik ahnt.

Meine Etymologie *Wand*: *winden* schien mir schon nach dem, was ich in den Etymologien zum geflochtenen Hause vorgebracht hatte, erwiesen. Vor allem stimmte dazu an. *vandahús*, und die beiden Stellen Völ. 38: *sá er undinn salr ormahryggjum* «der Saal ist gewunden aus Schlangentrücken» und Sn. E. 1, 200: *hann er ok ofinn allr ormahryggjum sem vandahús* «er ist ganz gewoben aus Schlangentrücken wie ein Rutenhaus» gaben eine anschauliche Beschreibung dieser Bauart.¹ Nahm man noch got. *wandus* Rute (*þrim sinþam wandum usbluggwans was* τρις ἑρπαβδίσθην 2. Kor. 11, 25) dazu, so schien die Beweiskette geschlossen, wie sie niemand vorher gelungen war. Ich verwies auch auf russ. *plotnik* «Zimmermann», das klar und deutlich zu *plesti* «flechten» gehört, also zuerst einen flechtenden Hausbauer, dann den zimmernden bezeichnete. Aber trotzdem hat erst die ags. Wendung *wáh windan* = got. **waddju* **windan* die Entscheidung herbeigeführt.

Durch den Artikel *Wand* des DWb. ist jetzt der älteste Beleg für die Zusammenstellung des Wortes mit *winden* nachgewiesen worden. Fr. Junius war der erste Finder und das erste Handbuch, das den Zusammenhang lehrte, war Joh. Georg Wachter. Glossarium Germanicum, Leipzig 1737, S. 1820. Dort lesen wir:

WAND, paries. Otfridus, Lib. I, Cap. XI, 47, *hus enti unenti*, domus et parietes. Lib. III, Cap. XX, 77, *ca mtaudahus aent* ad omnium parietes. Glosse vor apud Junium

¹ IE. IX, S. 448.

in *Observatis ad Will.* pag. 73. *quant* paries, *uuentlathan*, *hengilathan* cortinas, *uantlus* cimex. Origo vocis est (eodem iudice) ex *uuintan* (winden) flectere, contorquendo plectere; antiquitus enim parietes plurimum fiebant e viminibus in cratem quandam contextis atque obductis intrita vel luto paleato aceratove. *Mortalium quippe primi*, teste Seneca Epistola XC, *quantlibet virgcam cratem tecturant manu, et vili oblecterant luto; deinde stipula aliisque sylvestribus operare fastigium. et, pluviiis per decora labentibus, hyemem transiere securi.* Jornandes Lib. I de rebus Geticis, Cap. 2. *Virgeas habitant casas, communia tecta cum pecore, sylvaeque illis saepe sunt domus.* Huc usque Junius loco citato.

In seinem früheren Werke: *Glossarium Germanicum, Specimen ex ampliore farragine decerptum*, Leipzig 1727, hat Wachter noch gar keinen Artikel über *Wand*.

Im Jahre 1737 ist also zuerst die richtige Erklärung von *Wand* propagiert worden. Sie wurde vergessen. In den letzten Dezennien ist sie von etwa einem halben Dutzend Gelehrten selbständig neu behauptet worden. Möge sie jetzt als endgültig gesichert gelten!

K. v. Bahder läßt aber im DWb. noch eine andere Auffassung zum Worte kommen. Er meint, es läßt sich für die Annahme, daß *Wand* einst «Seite, Umhüllung, Grenze» bedeutet habe, geltend machen, daß das einfache *wintan* (wie *irwintan*) die Bedeutung «umkehren» hat, daß ahd. *anawanta* «versura» heißt wie ahd. *giwant* «Grenze» usw.

Damit kämen wir wieder auf die schöne Erklärung, daß die *Wand* ihren Namen davon hat, daß man sich bei der *Wand* umdrehen muß. Die Deutschen haben also immer versucht, mit dem Kopf durch die *Wand* zu gehen, und haben, als sich das als undurchführbar erwies, die *Wand* danach bezeichnet. Was beweisen denn *anawanta*, *giwant* usw.? Daß man von der Wurzel auch ein Nomen vom Sinne «Wendung» bildete, und das ist nicht auffallend, denn jedes Winden ist ein fortwährendes Wenden, Drehen. Und gegen v. Bahders Urbedeutung muß man sagen: Die *Wand* ist keine «Seite», keine «Umhüllung». Am ehesten noch eine «Grenze», wenn man an die Flechtwerkshürden denkt, in die wohl nach uraltem Brauche der Schafhirt seine Tiere treibt, um sie zu melken.¹ Wenn solche allgemeine Bedeutungen von *Wand* wie «Seite» oder «Umhüllung» sich wirklich fänden, müßte man sie als ein Schlußglied der Entwicklung ansehen, aber nicht als ihren Ausgangspunkt.

Als ich 1903 nach einem Titel für meine Studien suchte, kam ich auf «Wörter und Sachen». Ich erinnerte mich damals der Stelle bei J. Grimm nicht. Jetzt haben wir diese als Leitwort unserer Zeitschrift vorangestellt und mich freut es sehr, daß unlängst Fr. Kauffmann schrieb, man soll die Worte Jak. Grimms in unseren Hörsälen und Seminarien von ehernen Tafeln leuchten lassen!²

Ganz nahe ist H. Usener an das Programm von «Wörter und Sachen» herangekommen in einer Rede, die er 1893 in Wien gehalten hat und die dann in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 148 und 150, und später — 1902 — wenig verändert in den Hessischen Blättern für Volkskunde I, S. 195 ff., erschienen ist (wonach ich hier zitiere), einer Rede, in der es ihm zuerst darauf ankam, Mitarbeiter

¹ Verfasser, IF, XXI, S. 280 und 281. Diese Flechtwerkshürde des Hirten ist natürlich mindestens ebenso alt als die *Wand* des Wohnhauses. Der Hirte hat heute noch oft im Sommer kein anderes Haus als solche Hürden.

² Zts. f. deutsche Philologie, XL, S. 452.

für eine vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte zu werben. Hier sagt er S. 196: «Der Wortschatz ist das große Buch, in dem die ganze geistige Geschichte des Volkes, wenn auch nicht von den frühesten, doch von sehr frühen, um Jahrtausende über die bezeugte Geschichte zurückliegenden Anfängen an bis zur Vollendung eingetragen ist. Wer dies Buch zu lesen verstünde, zu lesen als geschichtliches Denkmal, vor dem läge die ganze Entwicklung des Volkslebens von dem einfachen Familienband bis zu den ausgebildetsten Formen staatlicher Verfassung, der Kultur von der Nomadenstufe der Viehzucht und der Erfindung des Feuers bis zu der Höhe eines verfeinerten Luxus, des Geistes von den ersten tastenden Versuchen an der Sinnenwelt bis zu dem höchsten Flug nach dem Unendlichen. Daß das teilweise möglich ist, kann seit den denkwürdigen Versuchen Adalbert Kuhns und Jakob Grimms, ältere geschichtliche Zustände durch Wortvergleichung zu erschließen, nicht bezweifelt werden.»

Und auf S. 197 fährt er fort: «An der vergleichenden Kulturgeschichte, von welcher vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte nur ein hervorragender Abschnitt ist, gebührt also der Philologie ein wesentlicher Anteil; sie findet hier ein ungemessenes, fast jungfräuliches Feld lohnender Arbeit: dreifach lohnender darum, weil die Ergebnisse zu vollerm Verständnis nicht nur des schriftstellerischen Gedankens, nicht nur der Geschichte des Volkes, sondern auch der allgemeinen Gesetze des Menschenwesens hinführen, wohin alle unsere geschichtliche Arbeit zielt».

Noch eines anderen Vortrags möchte ich gedenken, der für unsere Absichten von Wichtigkeit ist.

Der Vortrag von Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele der Volkskunde, der in den Hessischen Blättern für Volkskunde I (1902), S. 169 ff., veröffentlicht ist, ist eine wissenschaftliche Großtat, wenn auch der geniale Verfasser im einzelnen temperamentvoll danebenschlägt. A. Dieterich will, «daß die Kunde vom Denken und Glauben, von der Sitte und Sage des Menschen ohne Kultur und unter der Kultur den Kern der Forschung der Volkskunde bildet». Man versteht, was hier gemeint ist, aber Menschen ohne Kultur und unter der Kultur gibt's überhaupt nicht, es gibt bloß verschiedene Kulturen und verschiedene Grade derselben Kulturreihen. Daß sich die Volkskunde nur mit den einfacheren, altertümlicheren Kulturen und Kulturstufen beschäftigen kann, ist selbstverständlich. Eine säuberliche Abgrenzung nach oben wird sich niemals machen lassen. In praxi ist die Frage aber leichter zu lösen als in der Theorie, wenigstens für den Augenblick. Anderes, wie «Tracht und Hausbau, Möbel und Schnitzwerk, die Anfänge einer Kunstübung», soll nach A. Dieterich nur in Betracht kommen, «soweit es dieses Volksdenken, Volksglauben, Volkssagen, Volksbrauch und Volkskunst... erklärt». Hier liegt ein großer Irrtum vor, aber er ist in ehrlicher Klarheit ausgesprochen und deshalb nicht gefährlich. Ist Haus und Hausrat nicht eine Schöpfung des Geistes? Sind Pflug und Webstuhl nicht auch Erzeugnisse des Geistes, ebenso gut und deshalb ebenso interessant als etwa ein Schnadahüpfel, ein Juchezzer oder ein Gespenst?

Aber eine ganze Reihe von Erkenntnissen hat A. Dieterich in diesem Vortrage in goldenen Worten ausgesprochen, und sie würden verdienen, hier alle wiederholt zu werden, ich muß mich aber auf einzelne Äußerungen beschränken. Folklore und Volkskunde sind in letzter Linie das wissenschaftliche Ergebnis des britischen Weltreichs, der Herrschaft Britanniens über seine Kolonien (S. 181). Wie die gewöhnlichen Enzy-

der vergleichenden Sprachwissenschaft lehren, muß auch die Volkskunde vergleichend betrieben werden. «Es wird die Zeit kommen, da auch hier der Erfolg den Widerspruch verstummen macht. Auch hier kommt alles auf die Leistung selber an — dann fragt niemand mehr nach ihrer prinzipiellen Berechtigung (S. 177).» «Statt immer wieder auf das Unmethodische und Dilettantische einzelner oder vieler Leistungen der einen herabzusehen und von der Zurückgebliebenheit und Verknöcherung der andern sich verächtlich abzuwenden, sollten beide wissen, daß soviel gerade, als ihnen fehlt, auf der anderen Seite zu finden ist. Die Ethnologen können von uns Philologen viel lernen, aber wir Philologen können auch von ihnen sehr viel lernen, dessen wir zur Lösung, ja überhaupt zur Stellung vieler großer Probleme gar nicht entraten können.»

Köstlich ist die Stelle, an der A. Dieterich eines «hochverehrten Fachgenossen» gedenkt, der Dieterichs «Abfall vom heiligen Geiste der Philologie für besiegelt hielt», als dieser ihm erzählte, er habe das Buch von den Steinens, Unter den Zentralvölkern Brasiliens, gelesen! (S. 188 f.)

Gar mancher Sprachforscher fürchtet heute noch sich mit «den Sachen» zu beschäftigen, weil er den Boden unter den Füßen zu verlieren fürchtet. Diese Furcht ist sehr berechtigt, denn die Gefahr des Fehlers wird um so größer, je größer das Gebiet ist, das wir beschreiten. Aber hier nützt alles nichts: «Wer den Weg zur Wahrheit kennt und geht ihn doch nicht, wenn er zu dieser Wahrheit will, auch der ist in der Wissenschaft ein erbärmlicher Wicht», sagte der tapfere A. Dieterich (S. 189). Was schadet der einzelne Irrtum! Es ist schon vorgesorgt, daß er nicht ohne Korrektur bleibt!

Prähistorische Rinnensteine.

Von Rudolf Meringer.

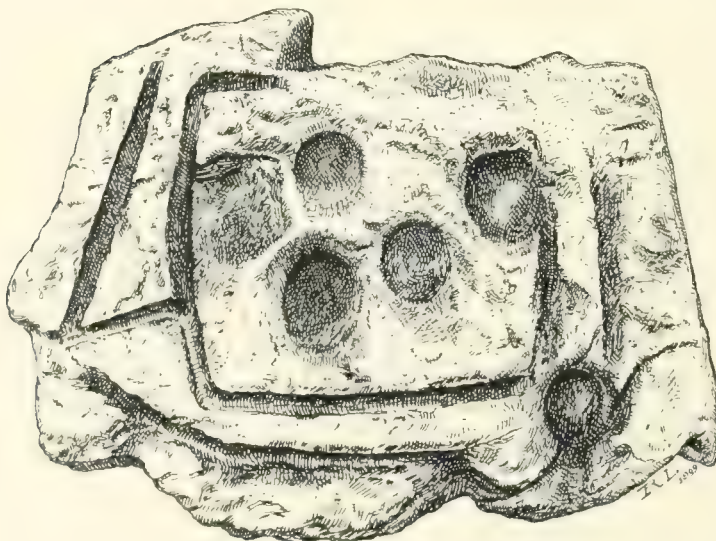


Abbildung 1. Serbischer Rinnenstein.
Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, XXXIX, S. 166.

Im letzten Hefte der M. A. G. Wien, XXXIX (1909), S. 165 ff., beschreibt Sima Trojanović einen in Serbien gefundenen Rinnenstein, der sich jetzt im ethnographischen Museum in Belgrad befindet.

Der Stein (vergl. die Abbildung 1) ist 110 cm lang, 81 cm breit und 650 kg schwer. Auf der Oberfläche sieht man zwei konzentrisch herumlaufende Rinnen, von denen ein Teil abgeschlagen ist. Die Rinnen sind miteinander in Verbindung gesetzt und derselbe Verbin-

dungskanal führt bis an den Rand des Steins, so daß eine Ausflußöffnung entsteht. Auf der Fläche befinden sich sechs unregelmäßig verteilte Löcher. Ein alter Bauer erzählte, daß der Stein einst weniger und seichtere Löcher gehabt habe. Die Löcher seien von Zigeunern vertieft und vermehrt worden (?). Auf der unteren Seite des Steins sind zwei dreieckige Einschnitte ausgemeißelt, woraus Trojanović schließt, daß der Stein einst auf zwei Pfosten geruht hat, also die Platte eines Tisches, und zwar eines Opfertisches, gebildet hat.

Solche Steine sind auch in Bulgarien gefunden worden (vergl. Abbildung 2). Der abgebildete Stein zeigt nur eine Rinne und sechs Mulden. Andere bulgarische Steine hatten sieben und acht solcher Vertiefungen.

Ich glaube nicht auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich meine, daß diese prähistorischen Rinnensteine mit den ägyptischen

Grabtischen, mit den christlichen Grabsteinen und Altarplatten, sowie mit den Refektorientischen, über die Strzygowski oben, S. 70 ff., gehandelt hat, zusammenhängen.

Man sieht, Strzygowski hat mit sicherem Blick eine Erscheinung als wichtig erkannt, an der andere achtlos vorübergegangen sind. Seine Erklärung konnte nicht ganz glücken, weil ihm die weiteren Zusammenhänge fremd waren, aber er hat das Verdienst, das ich immer für das größte halte, er hat ein Problem gestellt.

Jetzt können wir ungefähr folgendes sagen: Wir erkennen einen uralten Opfertisch mit Vertiefungen, Rinnen und Abflußöffnung. Er scheint im Orient zu wurzeln. In Ägypten lebte er als Grabstein fort. Der Balkan kannte ihn in prähistorischer Zeit noch als Opfertisch. In christlicher Zeit erscheint er als Grabstein und als Altarplatte. Sein letzter Ausläufer ist der Tisch des Refektoriums im Kloster Lawra auf dem Berge Athos.

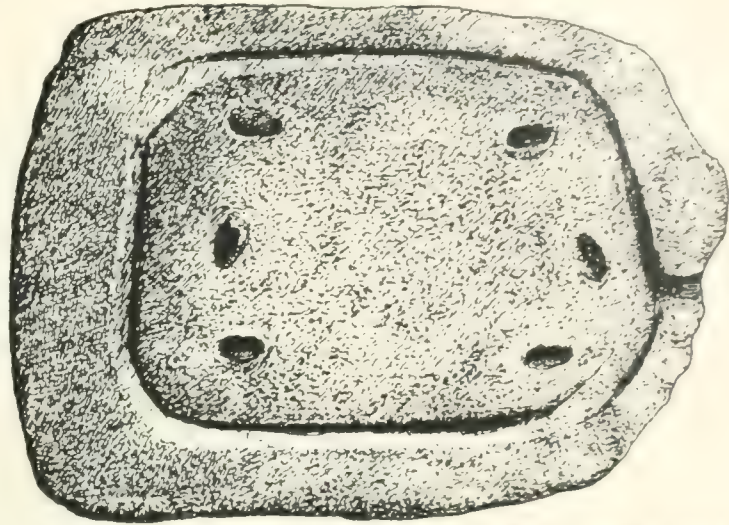


Abbildung 2. Bulgarischer Rinnenstein. Nach M. A. G. Wien, XXXIX, S. 168.

Zur Geschichte der Dreschgeräte.

Von W. Meyer-Lübke.

Ebenso wichtig wie das Zermahlen der Körner zu Mehl und dieser Tätigkeit vorangehend ist das Entkörnen der Ähre und wie jenes hat dieses im Wechsel der Zeiten und Völker mannigfaltige Wandlungen durchgemacht, die ihren Niederschlag auch in der Sprache zeigen; haben die Benennung der Tätigkeit und die Bezeichnung

der zugehörigen Werkzeuge vielfach in einer Weise gewechselt, die nur durch Kenntnis der Sachen richtig beurteilt werden kann. Davon soll hier einiges zur Sprache kommen. Nicht die ganze Geschichte des Dreschens und der Dreschgeräte, um so weniger, als sich mit ihr die nicht weniger interessante der Tenne und des Worfelns aufs engste verknüpft, wenn ein vollständiges Bild gegeben werden soll, nur ein Ausschnitt, der sich vorab auf die römisch-romanischen Verhältnisse bezieht, andere im ganzen nur soweit heranzieht, als sie für diese von einer gewissen Wichtigkeit sind oder diese durch sie Beleuchtung erfahren. Und selbst auf romanischem Gebiete bleiben noch manche Lücken. Denn die wissenschaftliche Literatur hat sich mit diesen Dingen noch wenig abgegeben, die Wörterbücher versagen oft oder lassen es an genauen Angaben fehlen, so daß man vielfach auf persönliche Auskunft angewiesen ist. Solche ist mir denn auch reichlich zuteil geworden, wie im einzelnen jeweilig erwähnt werden wird, doch darf schon hier ein für allemal bemerkt werden, daß es hauptsächlich N. Bartoli und G. Terracini in Turin, L. Goidanich in Bologna zu verdanken ist, wenn die Zustände im heutigen Italien besonders eingehend zur Darstellung gebracht werden können.

Überblicken wir die verschiedenen Arten des Entkörnens bei den Völkern der alten Welt, so lassen sich drei verschiedene Formen erkennen:

1. Treten,
2. Schleifen,
3. Schlagen,

Formen, die keineswegs in einem genetischen Verhältnis zueinander stehen, die vielmehr oft nebeneinander vorkommen, wobei entweder die eine Getreideart nach der einen, die andere nach der andern Art behandelt wird, oft auch die größere oder geringere Masse des zu dreschenden Getreides oder aber die Bodenverhältnisse ausschlaggebend sind. Bei kleineren Betrieben oder im Gebirge ist das Schlagen das gewöhnlichere, nomadisierende Völker ziehen das Austreten vor. Beim Schleifen und Schlagen können die verwendeten Werkzeuge verschiedenartig sein und hier allerdings sind Kulturfortschritte zu bemerken.

1. **Das Treten.** Die Tiere, zumeist Pferde oder Esel, doch auch Rinder, werden über das auf eine Tenne ausgebreitete Getreide getrieben. Das trifft man seit ältester Zeit wohl bei allen Völkern im Kulturkreis des Mittelmeers. Es ist die einzige Art im alten Ägypten, vergl. Abbildung 1, es ist noch heute, wenn auch als das seltenere, in Syrien gebräuchlich, wo sechs bis acht Pferde oder Esel zusammengekoppelt werden, so daß sie eine Reihe bilden, und von einer auf einem der Tiere sitzenden Person mit großer Schnelligkeit über das Getreide getrieben werden (Wetzstein, Zeitschr. f. Ethnologie, V, 280). Dreschen durch Ochsen berichtet Homer Ilias XX, 495:

ὡς δ' ὅτε τις Ζευξῆϊ βόας ἄρσενας εὐρυμετώπους
 τριβέμεναι κρῖ λευκὸν ἐυκτιμένη ἐν ἄλωϊ,
 ῥίμφα τε λέπτ' ἐρένοντο βοῶν ὑπὸ πόσσ' ἐριμόκων,

und auch Xenophon spricht vom Austreten des Getreides durch Tiere (ὑποζυγίῳ), Oek. 18, 3, desgleichen Varro r. r. I, 52, 6: apud alios exteritur grege jumentorum et ibi agito perticis quod unguis e spica exteruntur grana. Und so bis heute in der russischen Steppe, Rumänien, Bulgarien, Banat, Ungarn, Slavonien, Bosnien, Montenegro, Dalmatien, Italien, Sardinien, Spanien, Portugal. Für die große Walachei beschreibt S. Pușcariu den Vorgang folgendermaßen: «In der Mitte der Tenne (*arie*) wird ein

Pfahl (*strea-jär* oder *par*) in die Erde eingeschlagen, an den ein Pferd mit einem längeren Seile angebunden wird. Das Pferd tritt (*calca*) auf das ausgebreitete Getreide, indem es sich in einem durch das Aufwickeln des Seiles immer kleiner werdenden Kreise bewegt. Ist es auf diese Weise bis zum Pfahle gelangt, so wird der Kreis in umgekehrter Weise noch mal abgesritten. *A ajuns funie la par* 'das Seil ist bis zum Pfahl gelangt' bedeutet dann 'es ist Mittagszeit'. Dieses Dreschen heißt *trerà* (*tribulare*).»

In Italien wird das Treten durch Tiere angegeben für Casale (Piemont), für das Mailändische, namentlich die Brianza, Varese und Como, und zwar nur für das Entkörnen von Hirse und Reis, für Ferrara, Bologna, die Marche, die Macerata, Siena, Aquila, Teramo, Frossinone und Anagni (Rom), Apulien und Caltagirone (Sizilien) und zwar sind es zumeist die Pferde, in den Marche, der Macerata und den Abruzzen Ochsen, in Chieti Pferde, Maultiere oder Esel, in Caltagirone Maultiere, die dazu verwendet werden. Den Vorgang beschreibt A. Jemina, Corso di d'agraria, § 471, folgendermaßen: *I cavalli legati a pariglia e cogli occhi bendati sono spinti colla frusta a descrivere al trotto dei cerchi sulla messe distesa sull'aia. Una lunga cordicella attac-*



Abbildung 1. Dreschende Ochsen aus Alt-Ägypten. Nach Wilkinson, Manners and Customs, I, 87.

cata alla briglia è tenuta dal conduttore che, stando nel mezzo, guida ad un tempo più pariglie di cavalli o muli che descrivono cerchi concentrici. Il conduttore rallentando o traendo a sè la cordicella guida i cavalli in modo che tutti i punti siano battuti. Mehr der rumänischen Form gleicht die bolognesische, wie sie namentlich beim Dreschen von Reis üblich ist; vergl. Ungarelli, Voc. bol. s. v. *bal ed caval*: treccia di cavalli, tutti insieme i cavalli che occorrono a trebbiare una tresca.¹ Si fa girare la treccia prima in un verso per *spigär*, cioè levare i grani dei covoni posti più in alto eppoi in un altro per *tor zà la tebbia*, cioè battere la tresca, farvi girare quasi trescando i cavalli in modo che a poco a poco rimanga tutta calpestata e pesta. Der Ausdruck *bal* 'Tanz' ist wohl davon zu erklären, daß *trescare* im Toskanischen 'tanzen', *tresca* 'Tanz' bedeutet, s. S. 214. Das hier für 'Koppelpferde' verwendete *treccia* 'Flechte, Strohband' erscheint auch im Neapolitanischen *trezza* 'tre e più paia di buoi da trarre rocchi', und in Cerignola speziell für die mit einem Hanfstricke zum Dreschen zusammengekoppelten Pferde. Fünf solche

¹ Beachte *tresca* 'das zum Dreschen hingelagte Getreide, hier speziell Reis'. Die italischen Wörterbücher verzeichnen diese Bedeutung zumeist nicht, von Ungarelli auch nicht, und wird sie daher als reichssprachlich empfunden, da der bolognesische Ausdruck *treccia* ist, ein Wort im Romanen, Friulisch, die östliche Lombardie, Venezien, Istrien verbreitetes Wort, das man unbedenklich im Zusammenhang stellen wird, wenn der Schwund des *r* erklärt ist. *Tresca* als Dialektausdruck wird nur aus Mantua, Asolo mitgeteilt. Latemisch sagt man dafür *stratan*, tosk. *stetti*, als *stetti* bezeichnet auch *stratan*.

trezze bilden den sog. 'Halbmond', zehn den 'Mond'. Auf großen Tennen kann man bei zwanzig *trezze* gleichzeitig arbeiten sehen. — Das Verbum für Austreten ist in den Marchen und in den Abruzzen *trescá*, ebenso in Novara (Alessandria) und in Mailand, in Aquila und Anagni *tritare*, in Rosaria bei Ascoli Piceno *pestá*, Torre Maggiore (Foggia) *'ntreččá*, in Apulien, Kalabrien und Sizilien *pisare*, in Trapani *kaččari*, im Mailändischen auch *batt a passon* 'am Pfahle dreschen'.

Nach all diesen Äußerungen ist ein Nacharbeiten nicht nötig oder nicht üblich. Vergl. aber folgende Notiz: in alcuni luoghi del Comasco, della Brianza e del Varesotto s'usa un altro modo (nicht das Dreschen oder die Maschine) di trebbiatura, specialmente per il miglio. Disposto il grano in uno strato circolare, alto circa un palmo, vi fanno camminare sopra due o più paia di buoi aggiogati, mentre dietro i buoi un contadino percuote il grano con una *bata*. *Bata* heißt 'Flegel', das Verbum lautet aber *fa fö l mei* 'die Hirse herausmachen'. (Eine ähnliche Nacharbeit beim Dreschen s. S. 225.)

Mehr noch als auf dem italienischen Festlande ist in Sardinien das Austreten üblich, ja es ist noch heute das am meisten vorwiegende. Jedes Dorf besitzt eine allgemein zugängliche Tenne, einen möglichst freiliegenden, den Winden ausgesetzten Raum. Das Getreide wird darauf durch Tiere entkörnt, in den Bergen und im Süden durch Ochsen und Kühe, im Süden häufiger durch Pferde und zwar einfach auf die Weise, daß die Rinder durch das Getreide getrieben werden. Bei reichen Bauern im Süden kommt noch eine andere Art vor. Mehrere Pferde (angeblich bis zwanzig) werden an eine Leine angespannt und um einen inmitten der Tenne befindlichen Pfahl getrieben. Zur Bedienung sind zwei Knechte nötig, der eine (*postuladeri*) steht am Pfahl, der andere (*basone* aus lat. *agaso*) treibt die Pferde. Das Dreschen heißt *triulare* (*tribulare*), die zweite Art *triulare a eguas* (Mitteilung von M. L. Wagner. Vergl. noch La Marmora, Voyage I, 411).

Auch prov. *caucá* (*calcare*), das Mistral ohne genaue Ortsangabe mit 'fouler les gerbes, les raisins, la terre' wiedergibt und *kauká* Punkt 888 (Alpes Maritimes) im Atl. linguistique 580 mit der leider nicht deutlichen Bemerkung 'fouler les gerbes pour en extraire les grains, pas de fléaux' weist auf das Austreten hin. Für Portugal, Madeira, Teneriffa bezeugt die 'marcha dos animaes (cavallos, eguas, bois) em giro por cima das espigas espalhadas na eira' A. Coelho Portugalia I 644, für Andalusien, Estremadura und Valencia N. Casas Dicc. manual de Agricultura IV 246 den *pisoteo*. In Valencia werden je drei Pferde zusammengespant, man nennt dieses Gespann *colla*, in Granada bilden je sieben eine *cobra*, und bis vier *cobras* dreschen auf einer Tenne. In Murcia, Ribagorza und um Madrid herum ist dagegen der *pisoteo* unbekannt (R. Menéndez Pidal).

Über die genaue ursprüngliche Bedeutung des germ. *preskan* haben wir keine direkte Nachricht. In historischer Zeit ist es durchaus das 'Schlagen', aber längst hat man durch Hinweis auf die romanischen Vertreter gelehrt, daß das nicht der älteste Sinn sein kann. Zu den oben gegebenen Belegen für *preskan* 'austreten' kommen hinzu senes. *trescare* 'stampfen': quando la terre è molle non bisogna andarvi a trescare (Fanfani, Voc. dell' uso toscano) und dazu paßt ziemlich genau *treská* 'scalpitare, calpestare', das Tiraboschi aus bergamaskischen Mundarten anführt. Sonst bedeutet afr. *ireschier*, prov. *trescar* 'tanzen', ital. *trescare* tanzen, herumhüpfen und in weiterer Entwicklung liebeln, z. T. in stark pejorativem Sinne, oder 'klatschen', endlich 'über die Saaten

laufen von spielenden Kindern', was natürlich ebensowohl eine alte wie eine ganz junge Bedeutung sein kann; span. *trascar* 'mit den Füßen trampeln, Mutwillen treiben, scherzen', dann mit immer weiterer Entfernung vom ursprünglichen Sinne portg. *triscar* 'zanken, streiten, Verwirrung stiften', anderseits katal. 'häufig ein- und ausfliegen von Bienen eines großen Stockes'.¹ Daß ein etwa dem modernen Schuhplatteln ähnlicher Tanz nach dem Rhythmus und dem Geräusche des Dreschens mit dem Flegel benannt worden sei, wäre nicht gerade unmöglich, aber wenig wahrscheinlich, und wird dadurch vollends abgewiesen, daß ital. *trascare* fast durchweg und offenbar zunächst das Dreschen mit Tieren bedeutet.² Fragen würde sich nur, ob nicht an Stelle von Tieren auch Menschen das Getreide austreten konnten, wie ja noch heute z. T. in Italien die Trauben von Menschenfüßen ausgetreten werden, wie das Kneten des Teigs noch vor kurzem, wenn nicht auch jetzt noch, mancherorts durch Menschenfüße bewerkstelligt wurde, wie man 'Heutrampeln' in Süd- und Norddeutschland übt. Das würde 'tanzen' noch besser erklären, aber einen Anhaltspunkt haben wir bisher nicht für eine solche Annahme.³

R. Thurneysen hat got. *priskan* und griech. τριῖω unter **tr̥zgʷō* vereinigt (Zeitschr. f. vergl. Sprachf. XXX, 352) und im ganzen Zustimmung gefunden. W. Prellwitz geht weiter, er konstruiert ein **teregō* 'klappernd schlagen', das dann durch *-sqō* erweitert die Grundlage für das germanische und griechische Wort für 'dreschen' und für litt. *tarsz-kėti* 'rasseln', *treszkū* 'knistern' abgegeben hätte. Das ist begrifflich unhaltbar. Selbst wenn die Grundbedeutung von τριῖω und *priskan* 'die Körner heraus schlagen' wäre, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach das betreffende Verbum einfach 'schlagen', allenfalls 'herausschlagen' bedeuten. Das 'Klappern' beim Dreschen mag dem Städter auffallen und charakteristisch erscheinen, nicht dem Bauern, und nicht was jener hört, sondern was dieser tut, ist maßgebend für die Benennung einer Tätigkeit, die nur dieser übt und kennt. Wäre 'schlagen' als Grundbedeutung von **tr̥zgʷō* erwiesen, so könnte man die Sache umdrehen: 'schlagen, dreschen, klappern' wäre die natürliche Reihenfolge, allein diese Grundbedeutung ist nicht nur nicht erwiesen, sondern direkt unwahrscheinlich, daher wir das ohnehin nirgends bezeugte **teregō* auf sich beruhen lassen können. Als letzt erreichbare Form und Bedeutung bekommen wir *tr̥zgʷō* 'durch Treten das Getreide entkörnen'. Wenn also im neuen Weigand 'lärmend mit den Füßen stampfen' angesetzt wird, so kann ich nur dem zweiten Teile zustimmen, dagegen befinde ich mich in voller Übereinstimmung mit Torp-Falk, Urgerm. Sprachsch., 'trampeln, treten'. Ob nun hinter diesem **tr̥zgʷō* die Wurzel von griech. τρέχω, ir. *traig* 'Fuß' steckt oder die von

¹ Vergl. unser tanzen von den herumfliegenden Mücken.

² Nur in Caserta und Gaeta ist *trascare* der allgemeine Ausdruck, aber das ist beiläufig.

³ Die Beweiskraft der romanischen Formen stellt H. Petersson in Abrede. Er will ein *triskan* zu *tretan* zugrunde legen (Idg. Forsch. XXIV, 961). Lautlich ist dagegen nichts einzuwenden, begrifflich dürfte es schwer sein den Weg zu zeigen, auf dem ein die allgemeine Bedeutung 'treten' tragendes Verbum zu den speziellen Verwendungen gelangt ist, die das rom. *trascare* zeigt. (Ital. *trascare* 'treten', das Petersson anführt, versagen meine Hilfsmittel. Vor allem habe ich, da *priskan* beiläufig auch (gelegentlich) 'treten' bedeutet, aus dem Romanischen ein germanisches Wort zu erschließen, für das die so reichlich fließende germanische Überlieferung keinen Anhaltspunkt bietet. Wer den germanischen Bestandteil des romanischen Wortschatzes kennt, wird sich für solche Spekulationen kaum begeistern können. Es ist nicht so leicht zu geneigt anzunehmen: Dem germ. *priskan* entsprach lat. *trascare*, das in *trascare*, *trascere*, *trascere*, *trascere* (sic) Verba auf *-escere* und *-iscere* zu **tr̥scere* oder **tr̥scere* gewandelt. (Ital. *trascare* 'treten', vergl. *meiare* neben *meiere*, *minuare* neben *minuere* u. a. Aber auch das wird niemand ernst nehmen wollen.

terere, ist heute kaum mehr zu ermitteln. Ein **tregh + sqo* könnte vielleicht in ähnlicher Weise griech. -βω ergeben, wie nach Prellwitz *g-sqō* zu -βω wird, wenn nur vor *sq* die Media aspirata ihre Aspiration frühzeitig verloren hätte, und dann wäre die Ableitungssilbe erklärt. Sei dem, wie ihm wolle, die Bedeutungsentwicklung geht am glattesten, wenn man 'treten' und nun entweder 'heraustreten' oder 'zertreten', 'zerreiben' ansetzt. Danach stehen griech. τριβω 'dreschen' und τριβω 'reiben' nicht in Abhängigkeit zueinander, denn 'dreschen' ist 'heraustreten', nicht 'zertreten'. Außerdem ist aber auch das Verhältniss von *terō* 'bohre' zu *terō* 'reibe' in Betracht zu ziehen. Auf Vermischung und Kreuzung der drei Verba weist wohl hin μόχλον τριψ' ἐν ὀφθαλμῷ Odyss. 9, 332, wo es sich doch nur um bohren, nicht um reiben oder gar um dreschen handeln kann.

— Zu **tyzgvō* 'dreschen' gehört noch lat. *trio* 'Dreschhochse', aber auch hier ist vieles unklar. Daß -*zgv* über -*gv* oder über -*zv* zu *v* mit Dehnung des vorangehenden Vokals wird, *v* vor *ō* dann fällt, steht im Einklang mit der lateinischen Sprachentwicklung, aber *i* macht Schwierigkeit, wenn man κριθή, Gerste, *hordeum*, nebeneinanderhält. Wäre Niedermanns Annahme, daß *e* vor drei Konsonanten zu *i* wird, sicherer, als sie ist, so wäre etwa eine Flexion *trezno trizgnis*, daraus **treno *trinis* (?), dann *trio trionis* anzusetzen.

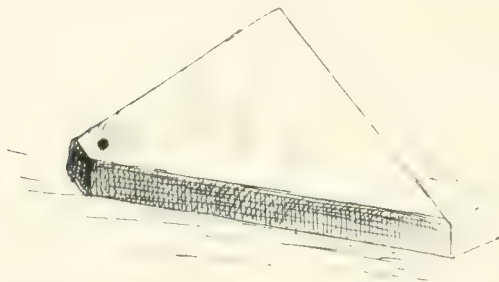


Abbildung 2. Ein Dreschstein (*pesara*) aus Lecce (Apulien) nach einer Zeichnung von F. Vallese.

Bei dem Mangel jeglicher Zwischenstufen ist es natürlich nicht möglich, ein reinliches und überzeugendes Resultat zu erreichen. *trivi* hat Thurneysen mit τριβω usw. zusammengebracht; hält man am Zusammenhang mit *terere* fest, so stellt sich jetzt natürlich eine Basis *terei* leicht und willig zur Verfügung. Vergl. noch *tribulum* S. 221. — Mit Schraders Auffassung, daß 'zerreiben' die Grundbedeutung von **tyzgvō* sei, kann ich mich nicht befreunden, da die Körner erst beim Mahlen, nicht beim Dreschen zerrieben werden.

2. Das **Schleifen** bedeutet einen großen Fortschritt, es bedingt aber auch besondere klimatische und kulturelle Verhältnisse. Die dazu nötigen Geräte erscheinen in mindestens drei Formen:



Abbildung 3. Ein Dreschstein (*preda*) aus Reggio d'Emilia nach einer Zeichnung von Frau Fillira Pasqui in Pontremoli.

a) Der **Dreschstein** findet sich heute namentlich in Rumänien, Italien, Sardinien, Portugal. In Rumänien bezeugt ihn Pușcariu aus der Umgebung von Costanța und beschreibt ihn als einen breiten, geglätteten, mit Rinnen versehenen Stein. Sein Vorkommen in Portugal vermerkt Coelho (a. a. O. 641), gibt aber keine Beschreibung. In Italien ist er namentlich im Süden heimisch, dann in der Emilia bis nach Ferrara hin. Die Formen sind ziemlich mannigfaltig, vergl. Abbildungen 2 und 3. Die üblichste Benennung ist *petra*, so in Sardinien, in den Abruzzen, Molise, Kampanien, Basilikata, Kalabrien; daneben nach dem Material *tufo*, namentlich in der Kapitanata, dazu für den zusammengesetzten Stein die Weiterbildung *tufogno*, dann *pesatore* (zu *pinsare*) in Calitri (Avellino), *batdur* in Bologna, *piagna* in Lagaro (Bologna), *piagnon* in Parma;

lastra in Campobasso, *piastron* in Modena (*piastra* 'Steinplatte'), *barla* (?) in Ferrara, *ruslon* (?) in Voghera, *tri'a* in Cosenza (*tribula*, also Übertragung von der Tafel s. S. 218), endlich *trazu* in Boza, *traġu* in Alghero (Sardinien), *traġon* in Ferrara, die sofort ihre Erklärung finden werden. Die weite Verbreitung namentlich in Italien weist wohl mit Sicherheit darauf hin, daß es sich um ein in alte Kulturverhältnisse zurückgehendes Gerät handelt, das schon in der Römerzeit vorhanden war, und man darf sich wohl fragen, ob die Römer eine besondere Benennung dafür hatten.

Da bietet sich denn nur *traha*, eine Bezeichnung, über die ins klare zu kommen bisher nicht möglich gewesen ist. Was Georges und Rich bieten, ist nicht genügend, z. T. nicht richtig; Blümner, Terminol. und Technol. I, 7, sagt mit Recht, daß die Konstruktion nicht deutlich sei, ebenso Olak bei Pauly-Wissowa 'Dreschen'. Es verlohnt sich, zunächst zusammenzustellen, was die Überlieferung bietet.

Aus Vergil Georgica I, 161, *tribulaque traehaeque et iniquo pondere rastr* geht nur hervor, daß die *trahea* ein landwirtschaftliches, bei der Ernte verwendetes Gerät ist, und wenn Servius dazu bemerkt: *traehae vehicola sine rotis, quae vulgo trahas dicunt*, so belehrt uns das über das Verhältnis von *traha* und *tribula* nicht. Columella stellt *tribula* und *traha* so nebeneinander, daß man in *traha* eine Dreschtafel zu sehen geneigt sein könnte, klärt aber über die spezielle Form auch nicht auf. Unter den Glossen hängen *trahae sunt vehicula* C. Gl. L. III, 624, 32, *ραίδιον traha* III, 362, 31, und *trahas quidam putant esse quibus in area colligitur pabulum*, Donatus vero dicit *vehicula* esse *trahas sine rotis* im Liber Glossarum (C. Gl. L. V, 250, 14; C. Gl. E. 360) deutlich mit Servius zusammen, außerdem zeigt die letzte Stelle, daß der in Spanien lebende Verf. des Liber Glossarum von der Sache genau so viel wußte wie wir heute. Ausführlicher ist *trahea* τρυκάνη τὰς βύλους ἀφανίζουσα C. Gl. L. V. 350, 14. Würde τρυκάνη auf eine Dreschtafel hinweisen (S. 221), so zeigt doch der Zusatz, daß es sich vielmehr um eine 'Egge' handelt, womit die Glosse für uns wertlos wird. Auch nichts anzufangen ist mit *χαμουλκός trahea* C. Gl. L. II, 475, 21, da das griechische nur aus Pollux bekannte Wort eine Maschine um Schiffe ans Land zu ziehen bezeichnet, was *trahea* etymologisch ja auch sein kann. Endlich ist noch anzuführen, daß Varro *tragula* als gleichbedeutend mit *traha* anführte, leider keine Erklärung, sondern nur eine Etymologie gebend: 'ab eo quod trahitur per terram'. Etwas mehr Auskunft geben moderne Formen. Neap. *travolo*, lomb. *travol*, *trol* passen, vom Geschlechte abgesehen, genau zu *tragula*. mit *trahea* hat schon Diez tosk. *treggia* zusammengestellt, dazu noch bol. *trüzza*, abruzz. *treya*.¹ Die Bedeutung all dieser Wörter ist 'Schlitten namentlich zur Beförderung von Heu, Erde, Steinen über Schnee, Eis, Schlamm'. Südsard. *traġu*, das ebenfalls auf **tragulu* beruht, bezeichnet außerdem auch die 'Egge', bestätigt also die eine der lateinisch-griechischen Glossen. Im Zentralsardinischen wird **tragulu* zu *trazu* (vgl. *kazu* aus *coagulum*), in Ferrara würde es zu *trač*, also das oben angeführte *trazu*, *traġon* für 'Dreschstein'. Da nun Varro *traha* und *tragula* für gleichbedeutend erklärt, glaube ich den Schluß ziehen zu dürfen, daß *traha* als Dreschwerkzeug den Dreschstein bezeichnet. Daneben benennt es, wie die Glossen und die neuen Reflexe beweisen, noch andere

¹ Der Vokal macht freilich Schwierigkeit. Gleichfalls ist *traha* als *traha* bezeichnet und wohl osk. *traha* wiederholt. Ob nun das *h* des osk. *traha* mit dem *e* von *vegia* vereinzelt werden kann, hat sich schon sagen lassen, wenn man sich *traha* als *traha* daher haben.

(Geräte, vgl. außer den angeführten span. *trilla* 'Straßenwalze', *trillar* 'das Erdreich ebenen, um es zur Bewässerung vorzubereiten'.

b) Die nächste Entwicklung ist die **Dreschtafel**, das *tribulum* der Römer, wie wir es zunächst aus der Beschreibung Varros kennen, r. r. I, 52: 'e spicis in area excuti grana. Quod fit apud alios jumentis junctis ac tribulo. Id fit e tabula lapidibus aut ferro asperata quo imposito auriga aut pondere grandi trahitur jumentis ut discutiat e spica grana.' Man hat damit schon längst die semitische Dreschtafel verglichen, die schon Jesaias 28, 28 erwähnt wird und die noch heute über den ganzen Orient bis zu den Quellen des Euphrat und zum persischen Golfe¹ verbreitet ist. Vergl.

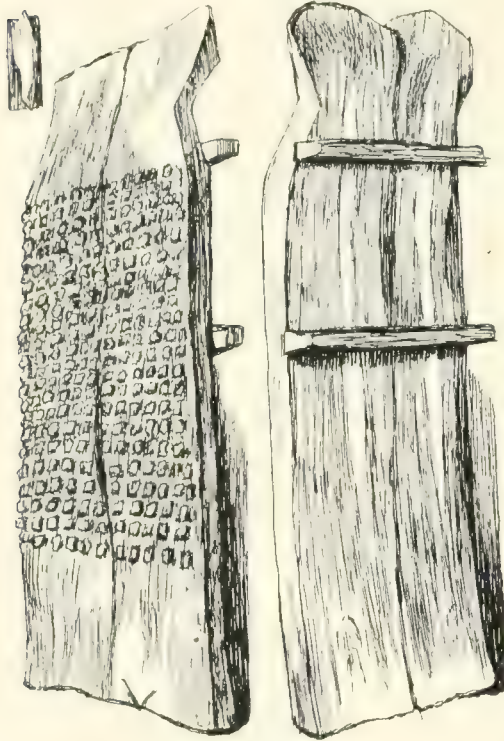


Abbildung 4. Syrische Dreschtafel aus Aleppo nach J. Evans, *The Ancient Stone Implements, Weapons and Ornaments of Great Britain*, S. 100.

Abbildung 4. J. G. Wetzstein gibt a. a. O., 270 ff., folgende Beschreibung. «Die Tafel besteht aus zweizölligen Bohlen von Nußbaum oder Eiche, welche mit den Längsseiten verbunden ein Rechteck von sieben Fuß Länge und drei Fuß Breite bilden. Dieses Rechteck ist an dem einen Ende etwas aufwärtsgebogen und nimmt dort allmählich an Dicke ab. Zusammengehalten werden beide Bohlen durch zwei Querhölzer, welche mittelst starker eiserner Nägel befestigt und bei besseren Fabrikaten auch eingesetzt sind. Das vordere dieser Querhölzer, welches da angebracht ist, wo die Biegung der Tafel beginnt, hat an den beiden Seiten und in der Mitte eiserne Ringe zum Anbinden der Stange des Geschirrs. Die Biegung bezweckt, daß die Tafel unbehindert über die Halmenlagen hinweggleitet. Die untere Fläche der Tafel ist in drei ungleiche Teile geteilt. Ist sie sieben Fuß lang, so kommen zwei Fuß auf das vordere Feld, welches der Biegung entspricht, vier Fuß auf das mittlere und ein Fuß auf das hintere, welches dem Raume entspricht, der auf der oberen Fläche hinter dem zweiten Querholz liegt. Das mittlere Feld enthält einen Reib- und Schneide-

apparat, bestehend aus vierundzwanzig schrägen Reihen² harter und scharfkantiger Steine. Die in die Bohlen eingemeißelten Löcher, in welchen die Steine sitzen, sind einen Quadratzoll weit, einen reichlichen Zoll tief und in der Tiefe um ein Merkliches weiter als oben. Bei einem neuen Apparate ragen die Steine $1\frac{1}{2}$ Zoll aus der Tafel. — Zum Dreschen wird das Getreide auf der Tenne auf einen Haufen geworfen, der an seinem Fuße kreisrund ist.

¹ Nicht aber, soweit die Denkmäler lehren, im älteren Ägypten. Der ägyptische 'Dreschschlitten', den Rich s. v. *traha* abbildet, ist nach Mitteilung von H. Junker vielmehr ein ganz gewöhnlicher Lastschlitten. Die Bezeichnung 'Dreschschlitten' hat hier wie anderswo zu Irrtümern verleitet. Die ägyptische Bezeichnung des Dreschwagens *noveg* ist allerdings identisch mit syr. *morag* 'Dreschtafel', besagt aber nichts, s. S. 225.

² So die von Wetzstein gesehenen, während die 23 Reihen an der Tafel von Aleppo gerade sind.

Beginnt das Dreschen, so bildet man rings um den Fuß eines solchen Haufens aus einem Teile seines Bestandes eine Halmenlage von zirka sieben Fuß Tiefe. Auf dieser Lage beginnt die Schleife ihren einförmigen Kreislauf. Die Bespannung besteht aus einem Pferde oder einem oder zwei Stieren. Geleitet wird das Gespann in der Regel von einem Knaben, der für die übrigen Arbeiten der Tenne noch zu schwach ist. Er steht in der Mitte der Tafel.» Soweit

Wetzstein, dem ich noch die Eingangsworte entnehme: «Die syrische Tafel besitzt ganz die selben Eigenschaften, welche bei allen Varietäten dieser Dreschmaschine die wesentlichen sind; wenigstens in Ägypten, in Arabien und Andalusien, desgleichen in Kleinasien und auf Cypern habe ich in der Form nur ganz nebensächliche, in der Anwendung gar keine Abweichungen von der syrischen entdecken können». Die Verbreitung der Dreschtafel ist, wie schon bemerkt, außerordentlich

groß. Das armenische *kam*, das Ter Mowesjanz in den Mitteil. der Anthropol. Gesellsch. in Wien, XXII, 155, abbildet, stimmt ganz zu der syrischen, westlich begegnet sie in Griechenland, in Mazedonien, Bulgarien, in Italien, Spanien und Portugal. In Italien allerdings scheint die Tafel selten zu sein. In Salerno besteht 'una specie di erpice a

denti fissi con grossi chiodi l'uno e l'altro in legno che chiamano *mangano*'. Der Name ist auffällig, da er eher auf eine Walze schließen ließe, die Beschreibung nicht allzugenuau, aber doch so, daß man an die Tafel denken kann. Eine eigentümliche Weiterbildung findet sich in der Kapitanata. Der *tufo* in S. Marco in Lancis (am Monte Gargano) wird folgendermaßen beschrieben: pezzo massiccio di legno, per lo più di castano, foderato, al die sotto, di lamiera bucherellata. Vergl. Abbildung 5. Die Entwicklung ist verständlich. Statt der einzel einzuschlagenden, dem Ausfallen ausgesetztten Zähne erscheint eine Metallplatte, die durch ausgeschlagene Löcher die zum Entkörnen nötigen Zähne bekommt, dadurch wesentlich solider wird und außerdem ausgewechselt werden kann, wenn sie durch angehängte Strohhalme und dergleichen an der Funktion gehindert werden sollte.

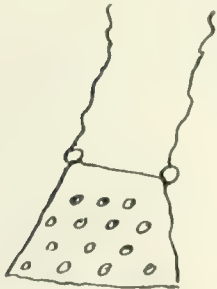


Abbildung 6.
Der *Grattacaše* aus
S. Giovanni Rotondo.

Der Name *tufo* scheint allerdings darauf hinzuweisen, daß eine Verschmelzung der alten Holztafel mit einer Form vorliegt, wie sie unter den Namen *grattacaše* (wörtlich 'Käse- reibe') in S. Giovanni Rotondo (Kapitanata) vorkommt (Abbildung 6): trapezio, di rame bucherellato, incastrato in due assi di legno laterali, pesante un venti chili. su cui, per renderlo più pesante, accavalcano delle pietre. È tirato da buoi, cavalli od asini. — Auffällig ist auch der *rabas* in Matti Canavese (Piemont), den G. Terracini folgender-

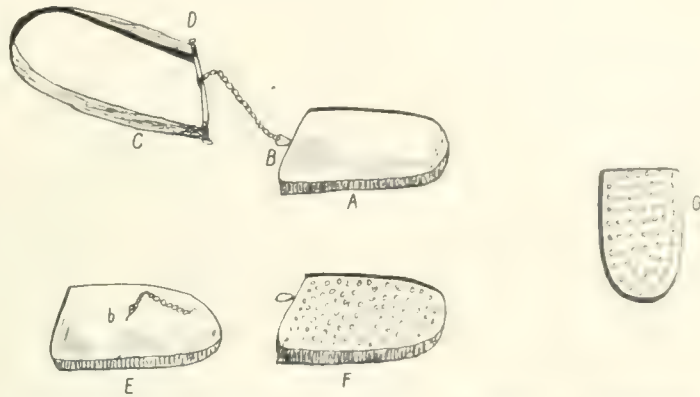


Abbildung 5. Dreschstein aus S. Marco in Lancis. A Dreselstein. B Haken mit Kette, C Brustriemen der Pferde, D Wage, E ein Stein mit Kette in der Mitte, F Ansicht des einen Steines von unten, G eine Reihe zum Austauschen.

namen beschreibt: consta semplicemente di alcuni assi congiunti insieme, su cui si pongono grosse pietre o si fanno salire i bimbi per far peso, esso viene trascinato sul grano da un paio di buoi. Also eine Tafel ohne Spitzen? In dem *trilho* von Braganza aber treffen wir wieder die alte Form. Er setzt sich aus drei Hauptstücken zusammen: dem eigentlichen *trilho*, dem *peote*, der eine mehr oder weniger vertikal eingesteckte Stange ist, und dem *timõezello*, der Deichsel, an der die Zugtiere (Ochsen oder Esel)

werden. Der eigentliche *trilho* besteht aus einer fast rechteckigen Tafel, die oben durch Querstücke fester gemacht ist. Die untere Seite ist mit Kieselsteinen und Nägeln besetzt, die

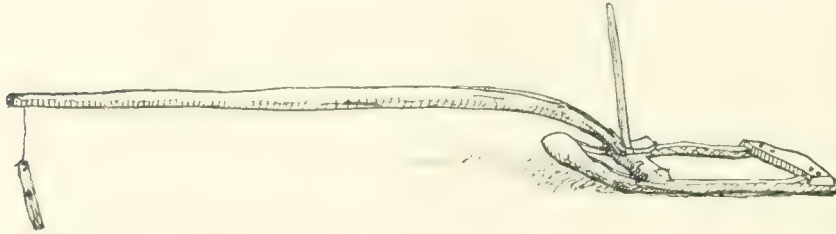


Abbildung 7. Dreschtafel aus Braganza nach Coelho, Portugalia, 641.

in das Holz eingelassen sind. Um das Gewicht zu verstärken, stellt sich der Treiber auf den *trilho* und hält sich am *peote* (A. Coelho, Portugalia I, 641). Vergl. Abbildung 7. Fast alle diese Tafeln sind mit Steinen beschlagen, die Eisenstücke, von denen Varro spricht, hat aber z. B. der *trilho* von Granada. Sonst besteht eine Verschiedenheit hauptsächlich darin, daß neben

den üblichen zweibrettigen auch einbrettige und dreibrettige vorkommen. Einbrettig ist z. B. außer der eben beschriebenen nordportugiesischen die cypriische, wie sie Unger darstellt (Abbildung 8), während Frauenberger (Globus XX, 192) ebenfalls in Cypern zweiteilige gesehen hat, dann die *ῥοκάνη* in Böotien (Pauly-Wissowa V, 1001), das *kh'üvri* bei den Grusieren, das Ter Mowsesjanz a. a. O. folgendermaßen

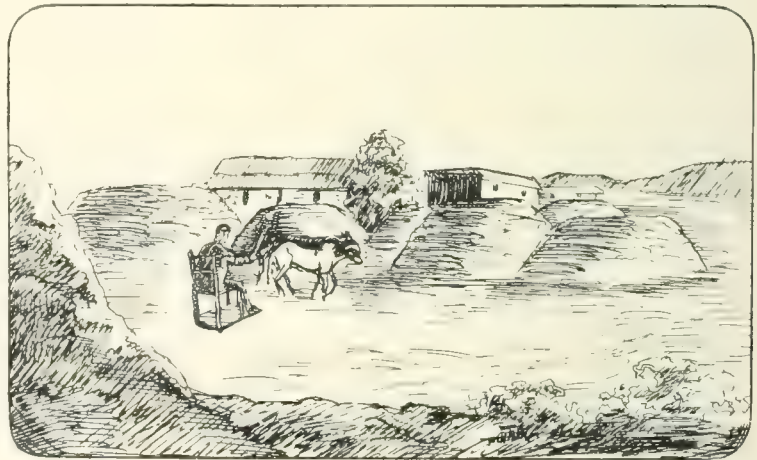


Abbildung 8. Dreschtafel aus Cypern nach F. Unger und Th. Kotschy, Die Insel Cypern, S. 441.

beschreibt: «Man hat ein Brett aus einem Stück harten Holzes, sechs Fuß lang, an einem Ende zweieinhalb Fuß breit, am andern zugespitzt, etwa zwei Zoll dick und mit der zugespitzten Hälfte aufwärtsgebogen. Die ebene Fläche hat von der Spitze an eine Rippe über das ganze Brett und diese ist mit einer Öffnung zum Durchziehen eines starken ledernen Strickes oder einer gedrehten Weide versehen, woran zwei Ochsen oder Büffel gespannt sind.» Dagegen wird die valenzianisch-katalanische Dreschtafel ausdrücklich als dreiteilig bezeichnet, vergl. z. B. Labernia, Dicc. de la lengua catalana *trill* instrument compost d'un tauló de tres trossos units, ple de forats, en los quals

s'encastan comunement pedras fogueras'.¹ Meist steht, wie schon bemerkt, ein Knabe auf dem Brett, der auch die Tiere führt, doch hat Levier (A travers le Caucase 156) im Kaukasus gesehen, wie der führende Knabe neben dem Tiere geht und auf dem Brette zwei Frauen stehen, die sich an den Schultern halten. In Cypern steht ein Mann auf der Tafel oder es wird ein Stuhl auf die Tafel gestellt, auf die sich ein Mann oder eine Frau setzt, wie Frauenberger auch ausdrücklich bemerkt.² Vergl. Abbildung 8.

Der griechische Name der Dreschtafel ist τυκάνη, in den Glossen auch τρικανη, τρυγανη, ρυκανη geschrieben, letzteres, durch böot. ροκάνη bestätigt, eigentlich ein ganz anderes Wort: ροκάνη 'Hobel', die τρ-Formen eine Verschmelzung der beiden Wörter. Die Belege s. Corp. Gloss. em. s. v. *Tribulum*. Die Etymologie ist hier nicht charakteristisch. Eusthatus erklärt ἀπὸ τοῦ τύκου, ἐργαλείου οἰκοδομικοῦ und in der Tat sind τύκος 'das Werkzeug, mit dem der Steinmetz die Steine behaut', τυκίζω 'Steine bearbeiten', τύκισμα 'steinerne Mauer' die nächsten Verwandten innerhalb des Griechischen. Dazu kommt dann τιτύσκομαι 'herrichten', also ein Verbum allgemeiner Bedeutung, daher die dazugehörigen Nomina je nach der Umgebung, in der sie geschaffen und gebraucht werden, ganz verschiedenartige Werkzeuge oder Geräte bezeichnen können. Zu den Glossen kommen die heutigen Formen. Konstantinides schreibt τυκάνη ἢ ὄργανον ψ ἁλώσιον, ἁλωιστικὴ σαγίς, κοινῶς δουκάνη ἢ ροκάνη, bei den Griechen im Kaukasus *tuchan*. Aus dem Griechischen stammt bulg. *dikanja*. Daneben steht τριβόλα oder -ος, doch übersetzt Blachos τριβόλος, τριβόλι mit 'herse', also 'Egge'. Wenn, wie es den Anschein hat, diese Benennung jünger ist und der späteren und heutigen Sprache fehlt, so wird man mit der Annahme kaum fehlgehen, daß sie dem Lateinischen entlehnt sei, wobei der Anklang an τριβω und τριβόλος 'Fußangel' die Entlehnung erleichtern konnte. Freilich der Grund dafür, daß die Griechen für ein ihnen geläufiges Ackergerät einen römischen Namen verwendeten, bleibt noch zu suchen.

Auch lat. *tribulum* bietet einige sprachliche Schwierigkeiten. Das *i* ist lang, wie die S. 217 angeführte Stelle aus Vergil beweist. Dazu paßt ital. *tribbio*, span. *trillo*, portug. *trilho* und damit ist der Anschluß an *trivi tritum* gegeben. Suffix wäre das Werkzeuge bezeichnende *-bulum*. Aber auffällig ist zunächst die Form *trivolum* bei Varro de lingua latina V, 71, dann noch mehr *treblae* bei Cato, das in Lucanien zu Hause sein soll und dem nun it. *trebbiare* entspricht, eine Form, die heute nicht nur dem Süden, sondern auch dem größeren Teil der Toskana angehört. Lassen sich lat. *i* und osk. *e* leicht unter *ei* vereinigen, so müßte doch ein urital. **treibhlom* im Oskischen zu *treflom* werden, vergl. *crefrat: cribrat* C. gl. L. V, 854, 1. Setzt man dagegen ein *tresgolom an*, mit demselben Suffix, das z. B. in *agolum* von *agere* vorliegt, so hätte man damit ziemlich genau die Entsprechung von germ. **preskils*. Das *i* im Lateinischen wäre dann zu erklären wie das in *trio* (S. 216).³ Einfacher ist vielleicht aber anzunehmen, daß dieses **tresgolom* oder *-a* (vergl. auch auf germanischem Gebiet österr. 'die Drischel') an *trei-* an-

¹ Ein aus einer großen Tafel bestehendes Gerät, das aus drei Stücken zusammengesetzt ist, deren Lücken in die Feuersteine eingelassen sind.

² Diese Bequemlichkeit, die sich auch in Ägypten findet, s. Abbildung 10, scheint in Kleinasien unbekannt zu sein, wenigstens wird sie von Varro (de Ling. lat. lib. V, 71) als *trivolum* und *treblae* (S. 217) direkt in Abrede gestellt.

³ Vergl. auch A. Ernout, Les elements d'adjectif de verbe latin, Paris 1904, S. 107, wo das Verhältnis von *ē* und *ī* nicht folgen kann.

gelehnt worden ist, so daß nun aus einer Vermischung, deren Stadien im einzelnen festzustellen wieder nicht möglich ist, *trebla* und *trivola* entstanden sind. Das übliche *tribala*, -*am* zeigt Anlehnung des Ausganges an das Suffix *-blam*. Während nun auf der iberischen Halbinsel die lateinische Form herrscht, stehen in Italien die lateinische und die italische nebeneinander. Derartige Fälle kommen auch sonst vor, vergl. sard. *ilige* aus lat. *iler*, *ilige*, ital. *elce* aus **elcr* Grundr. f. rom. Phil. I², 445.

Von größter Wichtigkeit ist nun die Frage, ob die Dreschtafel auf das Kulturgebiet des Mittelmeers beschränkt sei oder ob sie auch die Germanen gekannt haben. Im ersteren Falle darf man wohl annehmen, daß ein in seiner Form so gleichmäßiges Feldgerät nicht an verschiedenen Punkten konstruiert worden, sondern daß der Kulturgegenstand von Land zu Land gewandert sei. Da nun Italien den Dreschstein kannte, wird die Tafel hier importiert sein. Dann bleibt, da eine Wanderung von der Iberischen Halbinsel nach dem Osten allem zuwiderläuft, was wir sonst wissen, nur Griechenland oder Kleinasien übrig. Für letzteres spricht das frühe Vorkommen und der Umstand, daß Kulturelemente gerade in der ältesten Zeit von Kleinasien (Semiten) zu Griechen gekommen sind, nicht umgekehrt. Die Römer dürften ihr *tribulum* übrigens kaum von den Griechen bekommen haben, da in diesem Fall wohl der griechische Name geblieben wäre. Ganz anders verhält es sich, wenn die Dreschtafel auch germanisch war. R. Meringer wirft die Frage auf, Idg. Forsch. XIX, 426. Anord. *preskuldr*, ahd. *driscuwili*, ags. *preswold* 'Schwelle' scheinen deutlich zu 'dreschen' zu gehören. «Wenn dreschen eigentlich treten bedeutete, könnte man unser Wort als Trittholz oder ähnlich erklären. Aber auch das ist mir keineswegs einleuchtend. Die Schwelle steht meist hervor, sie ist der unterste horizontale Balken, der Erwachsene tritt durchaus nicht auf sie . . . — So bleibt wohl nur übrig, das Wort als 'Dreschholz' zu fassen und das ergäbe einen Sinn, wenn die Schwelle einstmals schlittenkufig gebogen war; denn Schlitten waren wirklich Dreschhölzer.» Ich halte das nicht für richtig, glaube auch, daß hier wie anderswo (vergl. Wetzstein, a. a. O. 272, oben S. 218) der Ausdruck 'Schlitten' wie 'Schlittenkufe' falsche Vorstellungen wachgerufen hat. Man sehe sich Abbildung 4 an, vergewärtige sich die Maße: wie soll da eine Schwelle aussehen, damit man sie Dreschbrett nennen konnte? In dem Lungauer Hause, dessen Grundriß v. Rhamm, Vorzeitliche Bauernhöfe I, 134, bringt, ist der Dreschbel ein 'ingelegter Balken von etwa $\frac{2}{5}$ Fuß, gerade um den Fuß zu heben'. Nach Rhamm, S. 600 (dessen sprachliche Analyse allerdings nicht geht; annehmbar ist, was v. Grienberger, Untersuchungen zur gotischen Wortkunde, 196, vorschlägt), kommt die Hochschwelle auch bei der alten skandinavischen Dreschtemme vor. Ob freilich die Annahme, daß sie von da auf das Haus übertragen und nach Süden gewandert sei, sich überzeugend wahrscheinlich machen läßt und ob eine Hochschwelle vor der Dreschtemme wirklich 'Dreschbalken' genannt worden wäre? Eine andere Erklärung wird S. 298 vorgeschlagen werden. Das aber ist wohl sicher, daß für unsern Zweck das Wort nicht verwendbar ist.

Danach ist die Dreschtafel eine auf den Süden beschränkte Erfindung. Ihre Verwendung setzt voraus, daß das Getreide im Freien liegen bleiben kann, d. h. also, sie ist gebunden an ein Klima, das auch nach dem Schnitt noch genügend trockene Tage bringt. Wo die Witterungsverhältnisse das nicht erlauben, wo das Getreide möglichst rasch in die geschlossene Scheune gebracht und dann auf mehr oder weniger geschützter Tenne entkörnt wird, fehlt der Raum, der für die Verwendung einer so großen Maschine

nötig ist. Kulturentwicklung, négative und positive, steht oft genug in engster Wechselwirkung mit den klimatischen und, wie wir noch sehen werden, mit den Bodenverhältnissen.

Ich schließe hier den emilianischen *battitoio* an (Abbildung 9). Außer in Imola kommt er auch in Bologna, Ferrara und vermutlich überhaupt in der Emilia vor. Die

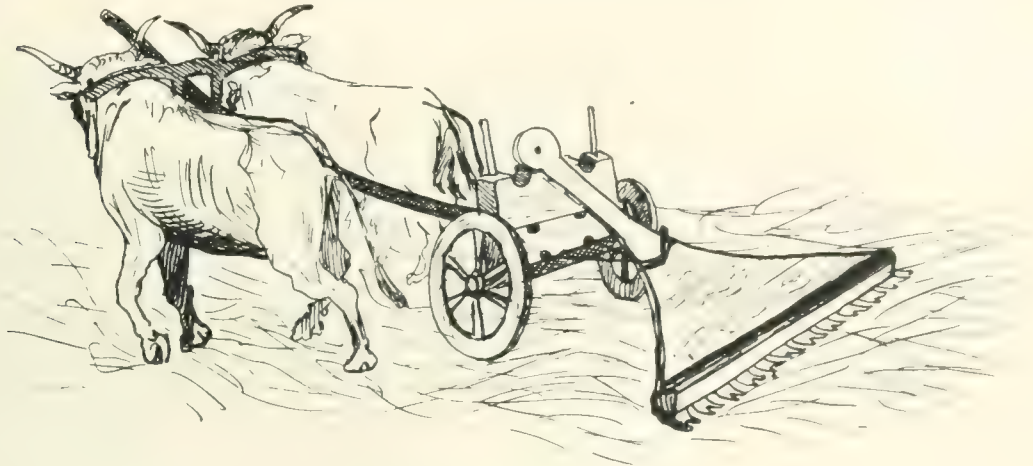


Abbildung 9. Der *battitoio* aus Imola.

Platte wird mit Steinen beschwert. Neben *batdur* soll in Ferrara auch der Name *train* vorkommen, was zu *tragula* (S. 217) gehören könnte. Der Name paßt nur insofern zur Sache, als *battere* hier der allgemeine Ausdruck für dreschen ist, ohne Rücksicht auf die Art und Weise des Entkörnens. Daraus könnte man schließen, daß es sich um eine selbständige relativ junge Erfindung handle. Eine Entwicklung aus der Walze scheint mir ausgeschlossen, dagegen wäre es wohl nicht unmöglich, daß die Dreschtafel in der Verbindung mit dem Pflug diese Form angenommen hätte. Denn, wie Berti-Pichat 331 lehrt, ist es die Protze des Pfluges, auf die die Deichsel des *battitoio* aufgelegt wird.



Abbildung 10. Ägyptischer Dreschwagen. Nach Wilkinson, *Manners and Customs of the Ancient Egyptians* III, S. 100.

c) Der Dreschwagen.

In der schon angeführten Stelle, an der Varro von den Drescharten sprach, erwähnt er nach dem Brett [*tribulum fit*] *ex assibus dentatis cum orbiculis quod vocant plastellum panicum. In eis quos solum et aratrum quae trahant, ut in Hispania citeriore et aliis locis faciunt.* Ganz richtig erklärt das Blumener-Terminologie und Technologie I, 6, als 'aus mehreren mit eisernen Spitzen versehenen Rollen oder Walzen bestehend'. Und wiederum trifft man den Dreschwagen bei Jesaja 28, 28 erwähnt. Was sein heutiges Vorkommen betrifft, so bemerkt Wetstein, a. O. 280, das

der Schneideapparat aus neun scheibenförmigen Sägeblättern besteht, die auf beweglichen hölzernen Walzen (je drei Blätter auf einer Walze) befestigt sind. Der Wagen, in Syrien selten, hat in Ägypten die Tafel so verdrängt, daß ihr früherer Name *noreg* dort auf denselben übergegangen ist» (Abbildung 10). Der armenische Dreschwagen ist in Mitt. d. Anthropol. Gesellsch., XXII, 156, beschrieben. «Die *carčar* genannte Dreschmaschine ist ein zweiräderiger Wagen, dessen Räder aus je einem ganzen Stück Brett von 2½ Zoll

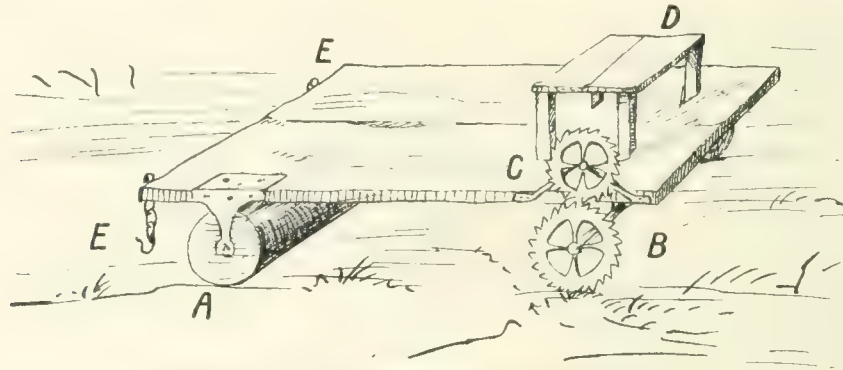


Abbildung 11. Dreschwagen aus Ortona (Südtalien).

Durchmesser bestehen; auf seinen Achsen sind kleine, schaufelartige, scharfe Eisen angebracht, und zwar so, daß die scharfen Spitzen nach innen laufen. Ein Paar Ochsen oder Pferde werden an diesem Geräte angespannt. Beim Drehen der Achsen zerschneiden die scharfen Spitzen das Stroh in kleine Stücke. Die Achsen sind selbstverständlich

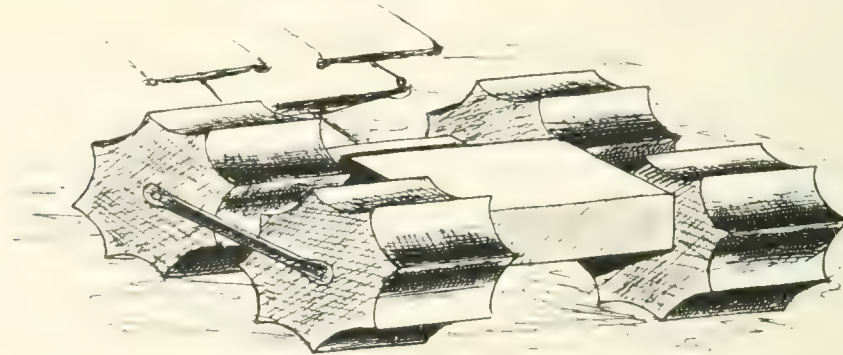


Abbildung 12. Piemontesischer Dreschwagen nach Berti-Pichat, S. 329.

an den Rädern befestigt.» In Italien ist etwa die *machina* aus Ortona (Kapitanata) anzuführen (Abbildung 11). A ist die Walze, die zur leichteren Beweglichkeit und wohl auch zum ersten Zusammendrücken des Getreides dient, die Zahnräder B C besorgen das eigentliche Entkörnen, der Lenker der Pferde sitzt auf der Bank D, an den Haken E werden die Seile befestigt, an die die Pferde gespannt werden. — Einen ähnlichen Wagen beschreibt Berti-Pichat 329: «Quattro minori rotoli (über den *rotolo* s. u.) uniti trascinati da due cavalli il cui conduttore preme col suo peso sull'arnese medesimo. Ogni spigolo di tali rotoli esercita un colpo seguito da compressione e per quanto vidi io nel Piemonte, quando si è tribolato ben bene cavalli o manzi in tale penosissimo lavoro,

conviene poi compiere la trebbiatura col coraggiato. (Vergl. Abbildung 12. (Zu dieser Nacharbeit vergl. S. 214.) Der genetische Zusammenhang zwischen den verschiedenen Formen ist nicht deutlich. An Varros Angabe, daß ein punisches Werkzeug vorliege, zu zweifeln, liegt ein Grund nicht vor und da der Wagen in Syrien selten, im neueren Ägypten gewöhnlich, die Dreschtafel umgekehrt hier selten, dort gewöhnlich ist, so liegt der Gedanke nahe, daß der Wagen in Ägypten aus dem Westen stamme und sein ägyptischer Name *noreg* punisch sei. Ob aber die zwei italienischen Formen alt sind, ist mehr als fraglich, sie könnten ebensowohl jüngere Zusammensetzungen von Walzen

sein. Daß der Wagen sich aus der Tafel entwickelt habe, scheint mir technisch nicht wohl möglich, eher könnten auch bei den

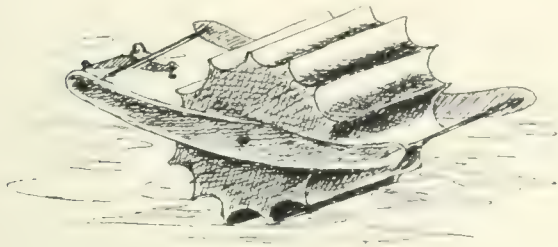


Abbildung 13. Italienische Dreschwalze nach Berti-Pichat.

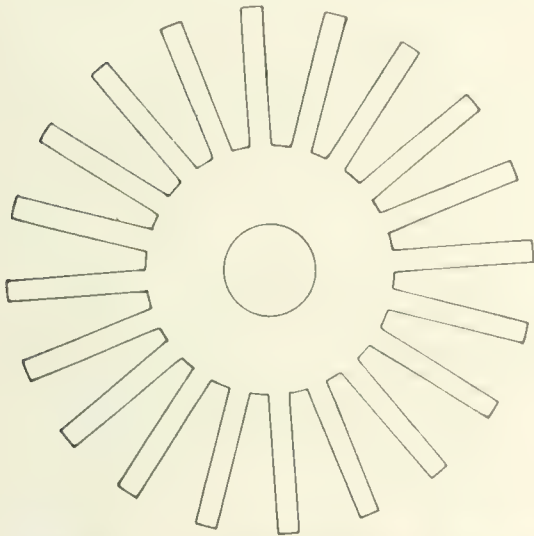


Abbildung 15. Profil des piemontesischen *vibat* nach einer Zeichnung von G. Terracini.

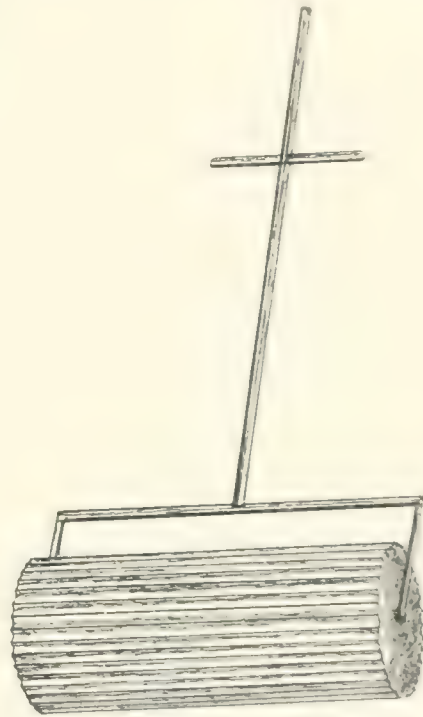


Abbildung 14. Dreschwalze, entnommen aus Bazzani's *Le macchine agricole* (Zählung von Frau Fillira Pasqui in Pontremoli).

Puniern einfache Walzen vorangegangen sein. Bemerkenswert ist *ovv, rudi* in Rouché 'ploutre cylindre, qui sert à ploutrer, *ploutrer* passer un cylindre sur le terre pour le rendre unie. Cette opération se fait également sur le blé, lorsqu'il est trop fort pour en retarder la végétation' (Hécart). Also eine Walze. Lautlich paßt als Etymon *plaustrum* oder genauer *plostrum*. Die Bedeutungsentwicklung ließe sich allentalls so denken, daß das *plaustrum* ein Wagen mit Scheibenrädern, nicht mit Spindelrädern gewesen ist. Wahrscheinlicher scheint mir aber, daß vom Dreschwagen ausgegangen ist, dessen Benennung auch auf die Dreschwalze, dann auf andere Walzen übergegangen ist. *Ploustrum*

'Dreschwagen' liegt lateinisch an der schon angeführten Stelle aus Cato vor: *Suessae et in Lucanis plostra: troblae albae*.¹

d) Die Dreschwalze ist aus alter Zeit nicht bezeugt, findet sich aber heute in Italien, Südfrankreich und Spanien. Genau beschreibt sie Jemina, S. 175: 'i rulli sono cilindri di pietra calcarea a superficie unita della lunghezza di un metro e del diametro di 80 a 90 cm, oppure sono di legno di quercia a superficie scanalata e cogli spigoli armati di spranghe di ferro'. Berti-Pichat unterscheidet den *rotolo* die kannelierte und den *rullo* die glatte Walze, vergl. für den *rotolo* Abbildung 13. Das Hauptgebiet ist einmal Piemont, Mailand, Reggio in Emilia (Abbildung 14), dann aber auch Foggia und Cerignola (Kapitanata), wo die beiden von Jemina genannten Formen üblich sind. Der Name *rullo*, im Mailändischen *cilindro*, könnte gegen hohes Alter sprechen, aber daß der Name jünger ist als das Werkzeug und vielleicht einen anderen verdrängt hat, beweist wohl die Übereinstimmung zwischen regg. *rödzel* und cerign. *rioccolo*. Im Piemont heißt die Walze *rübat*, monf. *rabäta*, Ableitungen von *rübaté*, *rabaté* 'rollen', nach Nigra (Rom. XXVI, 559) zu *orbis*, was nicht recht überzeugt. Auf die einstige Verwendung einer Walze im Süden weist vielleicht auch *mangano* 'Dreschtafel' (S. 219) und *manganicello* 'Dreschflegel' (S. 238).

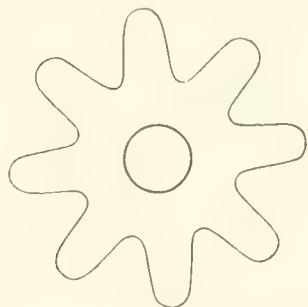


Abbildung 16.
Profil der alessandrineschen
rabäta nach einer Zeichnung
von G. Terracini.

In Südfrankreich ist die Walze dem unteren Rhonegebiete eigen (vergl. die Karte S. 243), und zwar steht sie hier ganz an Stelle des Flegels (Abbildung 17). Der Name ist *barülaire*, eine korrekte Ableitung von *barülä* 'rollen' oder *rouleu*, das dem franz. *rouleau* entspricht, daneben *möla* im Dép. Bouches-du-Rhône, das wie eine Entlehnung aus franz. *meule* 'Mühlstein' aussieht. Ob ein Zusammenhang mit dem piem. *rübat* besteht, vermag ich nicht zu sagen, da die Kulturbeziehungen zwischen Piemont und dem untern Rhonetal entweder durch den Delphinat oder über Genua, Nizza gehen müßten, auf diesen weiten Strecken mir aber vorläufig nur der Flegel bekannt ist, doch fehlen vor allen Dingen genauere Mitteilungen.

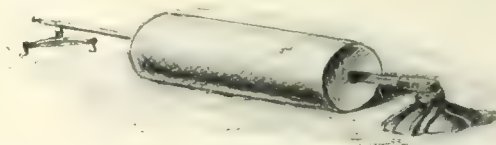


Abbildung 17. Provenzalische Dreschwalze nach dem
Nouveau Larousse illustré s. v. *rouleur*.

Die im Dicc. encicopedico hispano-amer. XXI, 544 abgebildete Dreschwalze (*rulo* oder *rodilla*) entspricht vollkommen Abbildung 13. Auch hier ist sowohl die glatte als die kannelierte üblich.

Endlich mag der Vollständigkeit wegen noch erwähnt werden, daß man im nördlichen Schweden eine Dreschwalze verwendet, die mit Holzzwecken beschlagen ist. Sie soll von Schweden, die mit Karl XII. von den Türken gefangen genommen wurden, aus Bulgarien gekommen sein (Krünitz, Ökon. Enzyklopädie, IX, 516; Rhamm, a. a. O., 994). Wir haben keinen triftigen Grund, an der Richtigkeit dieser Überlieferung, wonach also die Walze aus dem Süden importiert ist, zu zweifeln.

3. Das Schlagen. Auch hier sind sehr verschiedene Arten und entsprechend verschiedene Werkzeuge anzuführen.

¹ Beiläufig: was heißt hier *albae*?

a) **Das Dreschbrett.** W. S. Hamilton, Reise durch Kleinasien, Pontus und Armenien, II, 213, der deutschen Übersetzung, erzählt: «Auf dem Rückweg nach Ak Serais fand ich eine eigentümliche Art, das Korn auszudreschen, durch welche man zugleich das Stroh unversehrt behält. Eine Frau hielt nämlich eine kleine Garbe oder eine Handvoll Korn über eine Art von Ambos, während zwei Männer die Ähren mit flachen Keulen, ähnlich unseren Waschschlägeln, ausschlugen.» Dazu vergl. man Ratzel, Völkerkunde II², 442: «In Abessinien ist das Pflügen die Sache der Männer, die Mädchen und Weiber aber ernten und dreschen, mühsam pflücken sie das reife Getreide und klopfen es dann mit kleinen Stöcken auf der Tenne. aus». Man kann darin wohl die allerprimitivste Art sehen, die kleine Betriebe und denkbar geringe Wertung der Arbeitskräfte voraussetzt. Sie mag auch z. B. in Ägypten dem Austreten (S. 212) vorausgegangen sein, denn das Verbum *hi* 'dreschen' bedeutet eigentlich 'schlagen'. Bemerkenswerterweise begegnet man auch dieser Form in Italien und weiterhin noch heute. P. Canevazzi Vocabolario di agricoltura 142 s. v. *banca* gibt die folgende Beschreibung: «*Battere a banco* è un modo penoso e lungo, usato specialmente nel Fiorentino. I grani debbano essere stati tagliati a terra, cioè con paglia lunga. In mezzo all' aia portasi un largo tavolo, un uscio levato dai suoi arpioni e si colloca a piano inclinato sopra due panche. Uno o più uomini stanno davanti a questo apparecchio, su cui battono a varie riprese i covoni del grano tagliato a terra. Alcuni ragazzi o donne riprendono i covoni via via che gli uomini li gettano da parte e con piccoli bastoncelli o colle mani finiscono di sgranare le spighe rimaste.» Auch außerhalb des florentinischen Gebietes kommt das vor. Pirona gibt für das Friaulische an *scómá* 'battere a banco, battere le spiche del frumento o della segola sopra una tavola o sopra una pertica, per conservare più che possibile la paglia'. Ähnliches war oder ist bei kleinem Betriebe im Nonstal üblich, dann weiter westlich im Wallis nach Jeanjaquet (Bull. du glossaire des patois de la Suisse romande, IV, 34): «on use aussi d'un procédé qui consiste à frapper les gerbes contre les parois de la grange ou sur un billot, et à achever ensuite l'égré- nage en battant d'une main, à l'aide d'un bâton courbe, le blé pris successivement par poignées». An Friaul schließt sich Steiermark an, wo M. Murko mitteilt, daß in seiner Heimat Pettau das Getreide auf einem Brett oder Faß geschlagen und erst danach ausgedroschen werde. Murko verweist noch auf Bartoš, Dialektologia Moravská, II, 438, wo für Mähren ein ähnlicher Vorgang beschrieben wird. — Handelt es sich hier um das Entkörnen zum Mahlen, so wird dagegen in Graubünden der Roggen gegen die Tennenwand geschlagen, wobei nur die obersten Körner herausfallen, die man als Samen verwendet, dann werden die übrigen zum Mahlen bestimmten ausgedroschen. (R. v. Planta.)

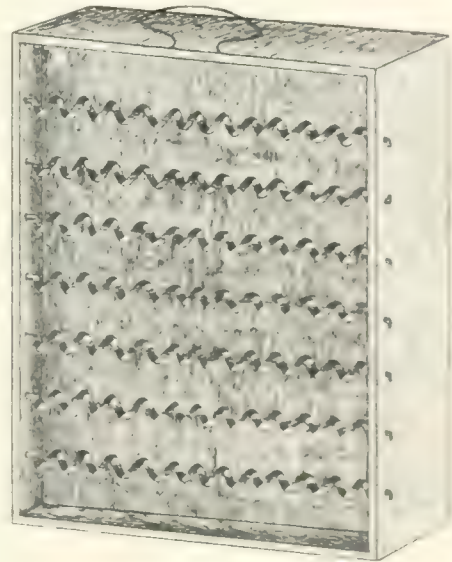


Abbildung 18. Die *battere a banco* in Livorno (M. Murko) nach einer Zeichnung von M. Murko.

Eine Verbesserung dieses Dreschbrettes scheint die *tribbietta* in Luceo nei Marsi (Abbildung 18) zu sein. Sie ist 80 cm lang, 40 cm breit und mit gekrümmten Eisenzacken ausgeschlagen, auf welchen das Getreide ausgedroschen wird. Man könnte auch annehmen, daß es sich um ein 'Handexemplar' der S. 219 beschriebenen Tafel handle oder daß die Tafel aus diesem Brette entstanden sei.

Wie in Steiermark, so wird auch in Italien neben dem Brette ein Faß verwendet. Canevazzi, a. a. O., und Berti-Pichat, S. 322, beschreiben das «*battere a botte sul cantone di una botte stesa per terra. Il lavoratore dinanzi ad essa ne batte l'orlo con grosso manipolo sino a che ne sia sgranellata la maggior parte delle spiche. Poscia bisogna che le faccia passare per un pettine ossia rastrello con denti di ferro o di legno per estrarne tutti i grani residui*».

Sollte sich vielleicht das germ. **preskwalpuz* Schwelle (S. 222) aus einem ähnlichen Brauche erklären, d. h. sollte man die Ähren auf der Schwelle der Tenne in ähnlicher Weise ausgeklopft haben, wie man es hier auf einem großen Brette tut? Noch verständlicher wäre das, wenn man die graubündnerische Zweiteilung des Dreschens je nach der Verwendung der Körner in die germanische Urzeit projizieren könnte.¹ Vielleicht führen weitere Nachforschungen auf germanischem Gebiete, die vorzunehmen ich nicht in der Lage bin, zu einer Klärung. Was Strabo IV, 21 nach Pytheas aus Britannien berichtet, ist leider nicht deutlich genug: τὸν δὲ σίτον ἐν οἴκοις μεγάλοις κόπτουσιν, συγκομισθέντων δεῦρον τῶν σταχύων. Man entnimmt daraus nur das eine, daß Getreidescheunen, vielleicht mit gedeckten Tennen, bestanden und daß das Getreide 'geschlagen' wurde. Aus Diodor V, 2, erfahren wir außerdem, daß die Ähren erst abgeschnitten wurden, was nicht zu der italienischen Art paßt, wo ausdrücklich gesagt wird, daß die ganzen Halme genommen werden.

b) **Der Dreschstock.** Plinius XVIII, 30, schreibt: «*messis ipsa alibi tribulis in area, alibi equarum gressibus exteritur, alibi perticis flagellatur*». Für das letztere sagt Columella *baculis excuti*. Weder über die *pertica* noch über das *baculum* erfahren wir etwas Näheres und auch die verwendeten Verba besagen nichts. Die verschiedenen Arten des Dreschens scheinen regional (*alibi*) verschieden gewesen zu sein, wogegen bei den alten Israeliten Stöcke und Ruten speziell für das Entkörnen von Dill und Kümmel üblich waren, Jesaias 28, 27. Nicht ganz klar ist, was Ruth 2, 17 gemeint ist: «und sie klopft aus, was sie aufgeklaut hatte», und Richter 4, 11: «und sein Sohn Gideon drosch Weizen in der Kelter». Man möchte fast meinen, es handle sich hier um ein Verfahren, das dem unter a) aus Abessinien mitgeteilten entspreche. Auch aus Griechenland haben wir keine sicheren Nachrichten. Da *άλωάν* auch *τύπτειν* bedeutet ἀπὸ τῶν κοπτόντων τοὺς σταχύας, schließt Blümner, a. a. O., 7, Anm. 5, wohl mit Recht auf ein Ausschlagen. Aber auch hier dürfte es sich um etwas Selteneres, nicht um das Gewohnheitsmäßige handeln, namentlich müßte man erst wissen, in welchen Gegenden *άλωάν* die Doppelbedeutung bekommen hat, die ja auch deutschem 'dreschen' eignet. Sonst fehlen bisher Anhaltspunkte für die Verbreitung des Dreschstocks in Griechenland.

¹ H. Petersson stellt jetzt (Idg. Forsch. XXIV, 261) das germanische Wort zu russ. *tresko* 'Stange, Stock', trennt es also völlig von *briskan*. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn nicht gleichzeitig damit die Verzichtleistung auf eine Erklärung des zweiten Teils ausgesprochen würde. Eine Deutung, die Anspruch auf Anerkennung machen will, muß das Wort als ganzes erklären.

Sind wir über die Form der römischen *perlica* nicht unterrichtet, so darf man doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie dem Dreschstock entspricht, wie es heute noch in Rom, in den Abruzzen, in ganz Süditalien und Sizilien, dann auch in der französischen Schweiz vorkommt. Für Sant'Angelo (Avellino, Kampanien) schreibt Bartoli: 'il *mazzaturo* è d'un pezzo solo piegato in due cioè ritorto a fuoco', die *mazza* in Piazza Armerina (Sizilien) ist ein gekrümmter, an dem Ende, an dem er gehalten wird, dünner Stock; ebenso ist die *perlica* in Trapani gekrümmt. A. Lindström erklärt den *turcinclu* von Subiaco als 'bastone torto che si adopera per battere il grano' (Studi romanzi V, 297), wie ja auch der Name auf einen gebogenen Stock weist; der Abbildung 19 soll der dalmatinische Dreschstock genau entsprechen. Für Norditalien habe ich nur aus Morazzone (Lombardei) die Notiz: 'qualche volta è un bastone solo che si va allargando e facendo piatto all'estremità'. Wir haben also namentlich im Süden neben dem Dreschstein ein weitverbreitetes Werkzeug, das sich von diesem z. T. in der Verwendung unterscheidet, so dient die *mazza* in den Abruzzen speziell für das Entkörnen von Mais. Ein anderer Name ist noch *maggyokla* in Altamura (Bari) zu *malleus*. — Sodann auf ganz anderem Gebiete im Berner und Neuenburger Jura (s. Jeanjaquet, a. a. O., 34), in der anstoßenden Freigrafschaft, vergl. Grammont, Le patois de la



Abbildung 19. Chaton a battre dresse la poutice en haut. Longueur environ 1 m 90. Montcollin, Val-de-Ruz, Canton de Neuchâtel. Juin 1909. Photograph. von J. Jeanjaquet.



Abbildung 20. Maniement du chaton. Montcollin, Val-de-Ruz, Canton de Neuchâtel. Juin 1909. Photograph. von J. Jeanjaquet.

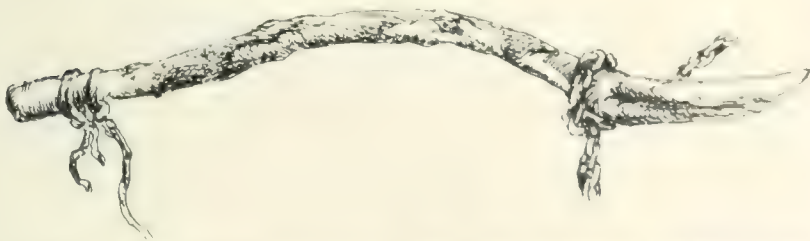


Abbildung 21. Chaton aus Leysin. Nach einer Zeichnung von E. Grammont.

Franche-Montagne s. v. *pijû* 'tient d'une seule pièce'. Die Form gehen Al. 1911 20. Das eben genannte *pijû* ist identisch mit *pijû*, *pijû*, das in der Mundart der *haute de Glarjeux* *pijû* wird als 'perche qui sert comme de levier pour tendre une corde ou une chaîne de voiture de manière à serrer et à maintenir la charge', also 'Packstock'. Im Jura heißt der Dreschstock *chaton*, das von dem hier z. T. noch lebenden Vertreter von Ital. *sapo* 'Stock' ab-

geleitet ist und in den übrigen Teilen der französischen Schweiz auch in der Tat 'Packstock' heißt. Vergl. Abbildung 21, wozu L. Gauchat schreibt: «la partie plate à droite (où se trouve la chaîne) servait autrefois à battre le blé, non pas dans cet exemplaire, mais dans d'autres analogues». Eine dritte, in Neuenburg und in der Freigrafschaft vorkommende Bezeichnung: *varaçõ*, ist mir etymologisch unklar. Noch mag bemerkt werden, daß der in Abbildung 20 verewigte Besitzer des chuaton sich dahin äußerte, daß das Stroh damit mehr geschont werde als mit dem Flegel, daß man ihn namentlich beim Dreschen von Roggen verwende, da sich das Roggenstroh zum Anbinden der Weinstöcke vorzüglich eigne.

Auf deutschem Gebiete kommt namentlich Tirol in Betracht, doch sind meine Informationen weder vollständig noch durchweg genau. Auf dem rechten Ufer des Stubaibachs kennt man die *Pritschen*, d. h. Wurzelstauden der Äste, mit denen man Roggen und Gerste ausschlägt, wogegen auf dem linken der Flegel üblich ist. Der Pritschen entspricht im Zillertal der *Schmierer* oder die *Brütschen*, d. h. ein langer Stecken,

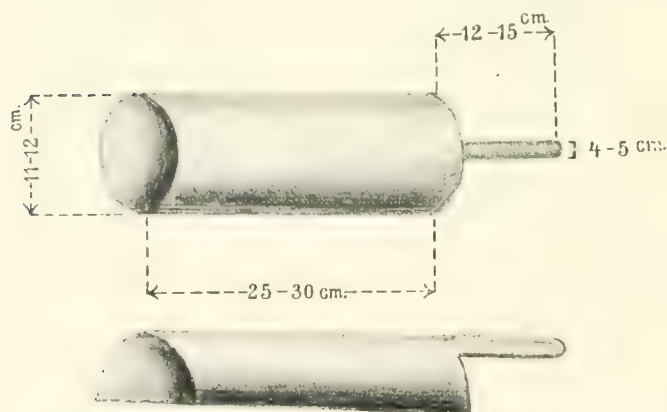


Abbildung 22. Die *Mazza* aus Trapani. Nach einer Zeichnung von Herrn Prof. N. Passalacqua.

mit dem man kniend die bereits ausgedroschenen Garben nochmals ausschlägt. Früher war auch ein Bengel üblich, der vorn verdickt war und im ganzen die Gestalt des romanischen Stockes zeigt. Häufig dient ein passend gewachsener Ast einer Buche. Ihm entspricht die *Zocken* im Pitztal, der *Knittl* im Pustertal. (Nach Mitteilungen von L. v. Hörmann, vergl. auch dessen Tiroler Bauernjahr, 66 ff.)

Für Spanien ist hier aus dem *Dicc. enciclop. hispano-americano*, XXI, 544, die Notiz anzuführen,

daß man statt der Flegel einfache Eschenruten verwende, ähnlich denen, mit welchen die Tapezierer die Wolle ausklopfen.

Eine Vervollkommnung war im oberösterreichischen Innviertel im Gebrauch. «In früheren Zeiten zogen Gesellschaften von Dreschern, *Wied-* oder *Steckadrescher* genannt, von Haus zu Haus, um gegen entsprechende Belohnung den Bauern das Getreide zu dreschen. Sie bedienten sich eines einteiligen Dreschflegels, der aus einem Krummholz bestand, dessen oberer Teil, die Handhabe, rund geschnitten und am Ende mit einem Knopfe versehen war, während der untere Teil, der auf das Getreide aufschlug, breit und wuchtig, mit einer Eisenschiene und eisernen Ringen beschlagen war.» (J. Parzer in Siegharting O.-Ö. nach Mitteilungen eines alten Mannes.)

Hier sei noch zweierlei erwähnt. Prov. *lato* 'Latte' erklärt Mistral ohne nähere Ortsangabe als 'longue perche, gaule pour battre le blé', sie ist wohl identisch mit den besprochenen Formen. Dazu vergl. in Aveyron (Atlas ling. Punkt 735) *lato* 'sorte de fléau formé de quatre ou cinq longs bâtons liés ensemble et un peu tordus'. Ich weiß nicht genau, wie das zu denken ist, will aber noch darauf hinweisen, daß man früher in Jesi

(Ancona) mit Rutenbündeln drosch (*rimini intrecciati*), vergl. dazu, daß man in Montenegro, wenn das Roggenstroh benutzt werden soll, die Körner mit verzweigtem Reisig oder langen Ruten ausschlägt (P. A. Rovinskij Černogorija, II, 1, 596). S. noch S. 241.

Neben dem Stock kommt auch eine Art Walze zum Schlagen vor. Prof. N. Pas-salacqua in Trapani schreibt, daß neben der schon genannten *pertica* auch namentlich



Abbildung 23. Zillertaler Bengel. Nach einer Zeichnung von Frau Primarius M. Bulinger.

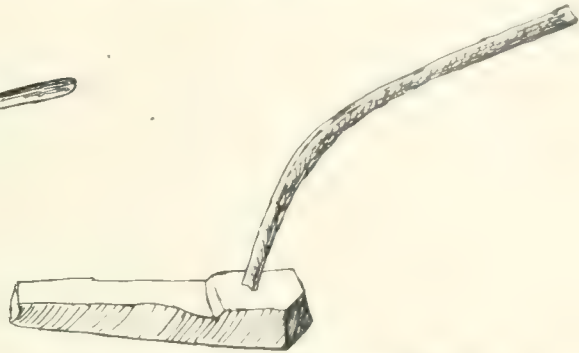


Abbildung 24. Der engadinische *pel*. Nach einer Zeichnung von Herrn Pfarrer Pallap.

von den Ährenleserinnen die *mazza* verwendet werde, ein hölzerner Zylinder oder Halbzylinder mit Stiel, der übrigens auch zum Schlagen des Hanfes dient (s. Abbildung 22).

Ähnlich ist der Zillertaler Bengel. «Das ist eine etwa einen Meter lange Walze, Bengel oder Tremel genannt, mit einem Loch am hinteren Ende, in dem ein anderthalb Meter langer Stiel steckt, und zwar entweder ein starrer senkrecht eingefügter und nur am obersten Ende etwas umgebogener oder ein biegsamer schief eingesetzter. Erstere Art kenne ich nur aus dem vorderen Zillertal, letztere kommt auch in der Gerlòs, Krimml, Ober-Pinzgau, ebenso im Brixental und Mitschönau vor.» (L. v. Hörmann; vergl. Abbildung 23.) Dieser letzteren entspricht ganz genau der engadinische *pel* (*palus*), s. Abbildung 24, obw. *pal* oder *bregal* (Prügel). Während hier der alte einteilige Flegel ganz unbekannt ist, kommt neuerdings der *pel* sehr in Aufnahme (R. v. Planta). Nimmt man dazu die Bezeichnung *bregal*, so wird man mit der Annahme nicht fehlgehen, daß es sich hier um einen jungen Import aus Österreich handelt.



Abbildung 25.

Trask

Novara

(Novara)

Könnte man schon in einzelnen dieser Formen den Übergang zum Flegel finden, so scheint er noch deutlicher vorzuliegen in dem *trask* (zum Worte s. S. 238) aus Strona (Novara), einem langen, etwas über der Mitte umgebogenen Stock, wie ihn Abbildung 25 zeigt.

c) Endlich der **zweiteilige Flegel**, der im Gegensatz zum Dreschstock im folgenden kurzweg 'Flegel' genannt werden soll, ist ganz eigentlich das Dreschwerkzeug Mitteleuropas. Romanen, Germanen, Slaven kennen ihn; ob auch die Griechen, bleibt noch zu untersuchen. Jannarakis gibt φραγγέλιον und κόπανος für Flegel; Blachos übersetzt κόπανος, das zunächst 'Keule' bedeutet, ganz allgemein mit 'batte, battole'; φραγγέλιον ist ein altes Lehnwort aus *flagellum* in der Bedeutung 'Peitsche, Geißel' (G. Meyer, Neugr. Stud. III, 72), so daß, wenn es wirklich den Flegel bezeichnet, wohl Anlehnung an *fléau* vorliegt zur Bezeichnung eines ganz jungen Werkzeuges. Ich gebe zunächst die mir bekannten Formen. (Abbildungen 26–38.)

Ich habe versucht, die Formen so anzuordnen, wie sie sich auseinander entwickelt haben können. Dabei möchte ich glauben, daß die russische, auch in Galizien übliche, von den andern ganz unabhängig ist. Der Lederstreifen wird hier in den Stiel hineingezogen, und der Schwengel durch den Stift an das heraushängende Stück des Lederstreifens befestigt. Natürlich bedarf es aber noch weiterer genauerer Mitteilungen über die verschiedenen slavischen Flegel, bevor man darüber entscheidend urteilen kann.

Die einfachste Verknüpfung ist offenbar die engadinische (26), an die sich die wallisische und die piemontesische ohne weiteres anschließen. Dann scheint eine festere Verknüpfung in der Art eingetreten zu sein, daß die Verbindung durch zwei ineinander verschlungene Ringe hergestellt wurde, die ihrerseits am Stiel und am Schwengel in verschiedener Weise, aber stets durch Anbinden und Umwinden, nicht durch Einlassen verfestigt war. Diese Ringe sind aus Leder, Riemen oder auch aus Eisen hergestellt. Alle drei Arten werden mir z. B. aus Porto Recanati (Macerata) angegeben. Dieser Typus ist der in Deutschland und Frankreich am allgemeinsten verbreitete und auch in Italien vielfach verwendete, sogar im Süden in Ortona. Ein gewisser Fortschritt, d. h. eine leichtere Beweglichkeit des Schwengels wird erzielt, wenn die zwei an den beiden Bestandteilen angebrachten, festen Ringe ihrerseits durch einen dritten verbunden werden, wie in S. Pol oder in Mecklenburg (Abbildungen 32, 33). Auch aus Isera (Trentino) liegt mir eine Zeichnung mit drei Ringen vor, aus Varese die Beschreibung: un anello di ferro che attraversa i due rispettivi anelli fissi all' estremità dei bastoni.

Nach einer anderen Richtung bewegt sich die Entwicklung in den in Abbildungen 34—36 dargestellten Typen. In den Stiel ist ein Nagel mit großem Kopfe eingelassen, der Stielring abgeplattet, so zwar, daß der Nagel durch den platten Teil hindurchgeht und nun der Ring und infolgedessen der Schwengel sich rund herumdrehen kann. Im einzelnen sind auch hier Verschiedenheiten teils des Materials, teils der einzelnen Teile zu beobachten, wie man schon aus den Bildern sieht. So ist in 34 *A.* ein Eisenring, *B.* ein Lederriemen; in 36 ist der Nagel aus Holz, die sich um ihn drehende Kappe aus Leder. Als Verbreitungsgebiet kann ich vorderhand Genf, Piemont, Engadin (nach einer Photographie R. von Plantas, der die in Abbildung 26 wiedergegebene Form nicht kennt), Nonstal, Bozen, Gröden, Sugaatal angeben.

Eine dritte Entwicklung ist der langriemige. Außer dem abgebildeten Exemplar (Abbildung 37) ist er mit Sicherheit bezeugt für Toskana, Avezano (Aquila), Chieti, wo der Strick *funiel* einem Drittel der Länge des Stiels entspricht, und Gaeta. Es scheint also hauptsächlich die Form des Südens zu sein. Leider sind in sehr vielen Fällen die Angaben und die Zeichnungen so ungenau, daß eine Verteilung und, was wichtiger wäre, eine Abgrenzung der verschiedenen Typen nicht möglich ist.

Über die Form des Schwengels, über die Längeverhältnisse der beiden Teile wäre auch mancherlei zu sagen, doch lasse ich das jetzt beiseite. Nur eines will ich erwähnen. Die *spacca* in Finale Emilia ist, wie auch der Name *spacca* zu *spaccare* 'spalten' zeigt, ein Flegel mit einem in der Längsrichtung gespaltenen, also einem zweiseitigen Schwengel; ein Doppelschwengel an einem Stiel wird mir aus Monsampetrangeli (Fermo) mitgeteilt.

Zu den beiden Mosaiken ist nur zu bemerken, daß das aus Aosta dem XII., das aus Pritz dem XIII. Jahrhundert angehört. So undeutlich die Zeichnung (oder die Wieder-

gabe?) des ersten ist, so läßt doch die verschiedene Färbung erkennen, daß der Drescher einen Flegel in der Hand hält. In dem zweiten fällt die geringe Verschiedenheit zwischen Stiel und Schwengel auf, doch braucht das nicht Ungenauigkeit des Zeichners zu sein, da z. B. in der Provinz Massa Carrara noch jetzt beide Teile gleich lang sind.

Der älteste Beleg für den Flegel ist die oft zitierte Äußerung von Hieronymus zu Jesaias 28, 27: «sed virga excutinetur et baculo quae vulgo flagella dicuntur». Daß darunter tatsächlich der Flegel gemeint ist, wie z. B. Heyne 'Das deutsche Nahrungs-wesen' 57, annimmt, nicht der Stock, ergibt sich einmal daraus, daß heute *flagellum*, bzw. also dessen Vertreter ausnahmslos den Flegel, nie den Stock bezeichnen; sodann daraus, daß *flagellum* 'Geißel' zwar auf die Form des Flegels, nicht aber auf die des Stockes paßt. Das Gemeinsame dabei ist freilich nicht 'das gemeinsame Stück Riemenwerk', wie Heyne andeutet, sondern der Umstand, daß das schlagende Stück nicht mit dem Stiele verwachsen, sondern am Stocke lose befestigt und infolgedessen beweglich ist. Endlich beachte man, daß Hieronymus nicht sagt, man hätte mit *virga* oder *baculum* gedroschen, das 'sowohl mit *virga* als mit *baculum*' auch nicht recht einleuchtet, da man im allgemeinen nicht für dasselbe Getreide die zwei verschiedenen Formen verwendet, daß man dagegen einen völlig befriedigenden Sinn bekommt, wenn man erklärt, mit einem aus *virga* und *baculum* bestehenden Werkzeug, das *flagellum* heißt.

Der Ausdruck *flagellum* ist nun keineswegs gemeinromanisch. Das Verbreitungsgebiet ist Frankreich, die Alpenmundarten bis in die Ostalpen, Bergamo, Venezien, die Marken bis in die Abruzzen hinein. Emilia, Lombardei, Toskana, der ganze Süden Italiens, die Iberische Halbinsel und Rumänien kennen das Wort nicht. Für Frankreich gibt die Kartenskizze S. 243, die dem Atlas linguistique 580 entnommen ist, eine Auskunft, die zunächst keiner Erklärung bedarf. Dann also schließt sich das Rheintal an: obw. *flid'i*, *fludt*, und Tirol: gredn. *flcl*, Buchenstein, Ampezzo *frcl*, Oberfassa *fracl*, Suganatal *fler*, Canal d'Agordo *feryel*. Damit ist die Ostgrenze erreicht.¹ Dann trifft man am Abhang der Alpen Vertreter von *fragellum* in Tessin, Como, Bergamo, Brescia, Nonstal, in Crema (*šycl*). Die strenge Kontinuität nach dem Südosten hin fehlt mir wohl nur zufällig: in den Marken, namentlich in der Provinz Ascoli ist *frayellu* wieder allgemein üblich, dann in den Abruzzen namentlich in der Provinz Teramo. *frayelle* in Città S. Angelo, Controguerra. Der südlichste Punkt ist das Plurale tantum *fiacielli* in Rieti. Belege findet man zum Teil bei Mussafia, Beitrag zur Kunde der alt-norditalienischen Mundarten, 128; Salvioni, Postille al lessico latino-romanzo s. v. *flagellum*; Neumann-Spallart, Weitere Beiträge zur Charakteristik des Dialekts der Marche. 65. — Ganz vereinzelt steht *frezial* in Veglia, es ist aber fraglich, ob das Wort bodenständig ist, Bartoli (Das Dalmatinische, II, 370) denkt an Entlehnung aus dem Venezianischen, wo heute freilich *flagellum* bis jetzt nicht nachgewiesen ist. Von Nord-Gallien, bzw. Nordfrankreich aus ist das Wort westlich gewandert: kymr. *frawyll* ist in einer älteren, mittelbret. *fracill*, neubret. *frell* in einer jüngeren Zeit entlehnt worden.

¹ Es liegt nahe, von friaul. *fendir* 'Stiel des Dreschgeräts' auf die erste Formung zu schließen, welche in Friaul, wo man heute *batoli* sagt (S. 238), zu schelten. Aber wie dieses *fendir* aus dem *batoli* gesprochen hat (S. 240), so bilden auch gred. *zessen* und *flad* *zessen* *Schmitt* aus dem *zessen* *zessen* vereinzelt steht. Man muß also damit rechnen, daß die *flad* *zessen* aus dem *zessen* *zessen* über die heutigen Verhältnisse haben bisher zu keinem Ergebnisse geführt.



Abbildung 26.

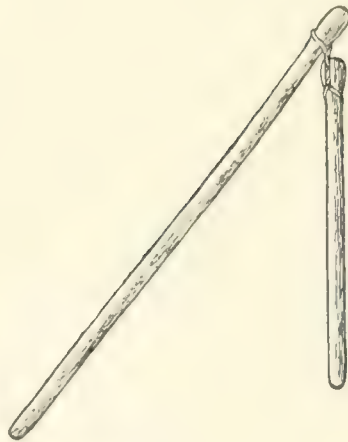


Abbildung 27.



Abbildung 29.

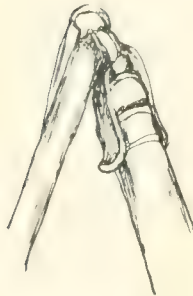


Abbildung 30.

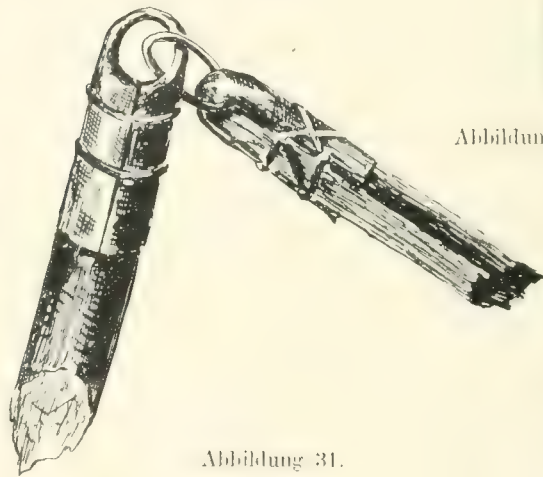


Abbildung 31.

Abbildung 28.

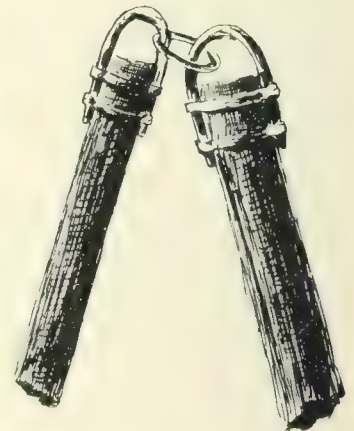


Abbildung 32.

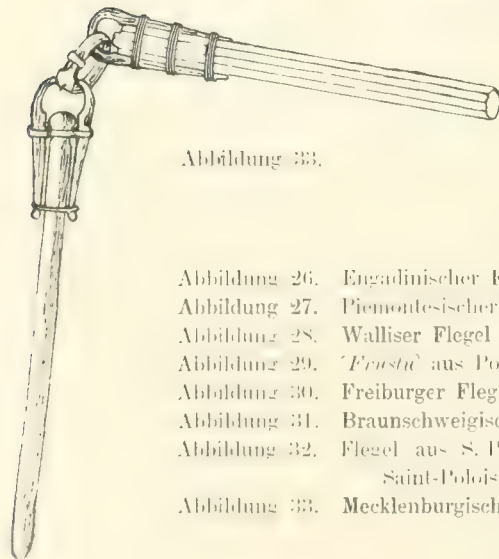


Abbildung 33.

- Abbildung 26. Engadinischer Flegel nach einer Zeichnung von Herrn Pfarrer Pallioppi.
 Abbildung 27. Piemontesischer Flegel nach einer Zeichnung von G. Terracini.
 Abbildung 28. Walliser Flegel nach Bull. pat. Suisse rom. IV, 40.
 Abbildung 29. 'Fresta' aus Portorecanati, nach einer Zeichnung von G. Pauri.
 Abbildung 30. Freiburger Flegel nach Bull. pat. Suisse rom. IV, 39.
 Abbildung 31. Braunschweiger Flegel nach Andrée, Braunschweiger Volkskunde, p. 181.
 Abbildung 32. Flegel aus S. Pol (Pikardie) nach einer Zeichnung von Ed. Edmond, Lexique
 Saint-Polois, p. 250.
 Abbildung 33. Mecklenburgischer Flegel.

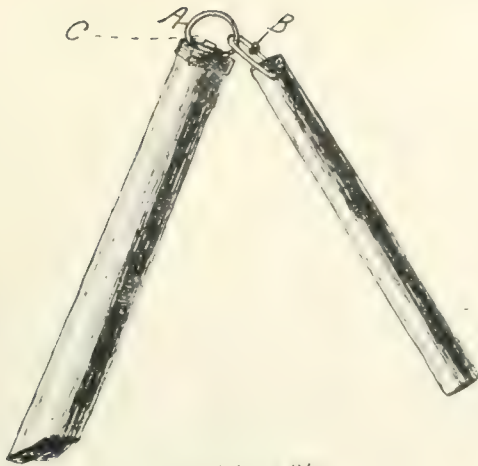


Abbildung 34.

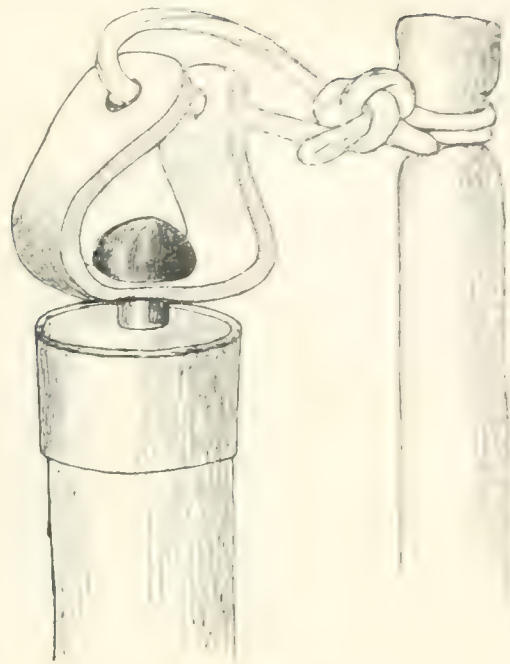


Abbildung 35.

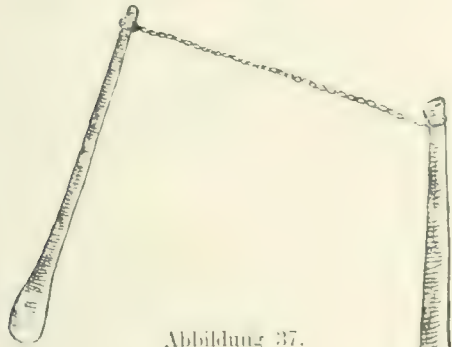


Abbildung 36.

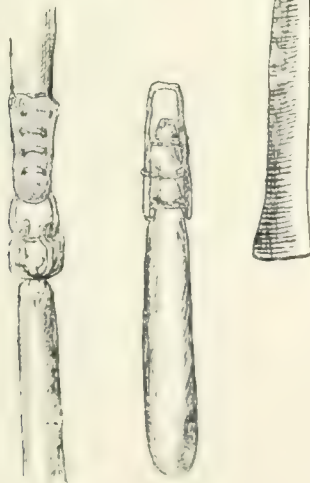


Abbildung 36.

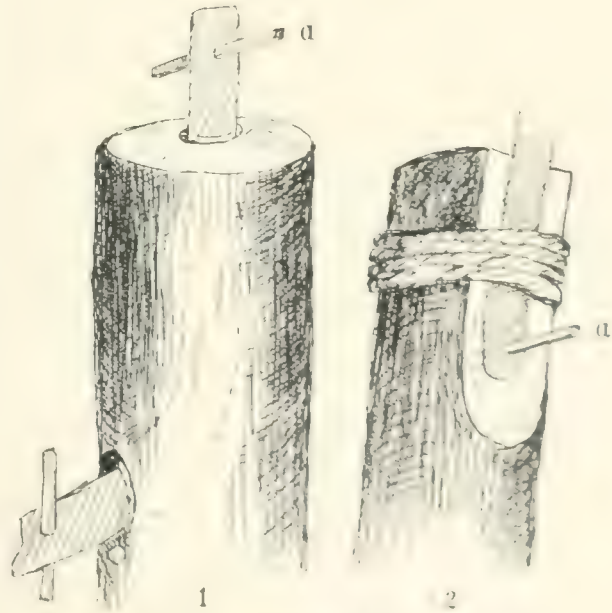


Abbildung 38.

Abbildung 34. Flegel aus Fohlen im Vorstal. Zeichnung von G. BATTISTI. A, B, von Fohlen. B, ein Strick aus Leder, C ein tief eingelassener Nagel.

Abbildung 35. Piemontesischer Flegel.

Abbildung 36. Genfer Flegel nach Bull. pat. Suisse rom. IV, 40.

Abbildung 37. Die Messkopfbreite aus Lanzo im Mare, nach dem Bildnisse von M. P. ...

Abbildung 38. Russischer Dreschflegel. 1, Stiel. 2, Slover.

Gegenüber der skizzierten Verbreitung des Wortes wird man die von Heyne, Kluge, Schrader vertretene Auffassung, Sache und Wort seien aus Italien nach Deutschland gekommen, nicht mehr aufrechterhalten können, um so weniger als der bayerisch-österreichische Ausdruck jetzt und, wie es scheint, schon im Mittelalter *Drischel* war, eine Entlehnung aus den Ostalpengegenden also auch darum ausgeschlossen ist. Wenn ahd. *Flegel* lateinischen Ursprungs ist, dann kann es nur von Nordgallien ausgegangen sein, wie in diesem Falle aus Nordgallien (nicht aus Nordfrankreich) engl. *flail* stammt. Aber die Sache ist gar nicht so einfach. Schon Kluge hat auf ndd. (bei den Angeln) *plégel* aufmerksam gemacht, dessen *p* nicht zu *flagellum* passen will. Dieses *p* ist nun wesentlich weiter verbreitet, vergl. dän. *pleil*, schwed. *plägel*, wobei ich allerdings nicht zu beurteilen vermag, wieweit etwa die nordischen Wörter einfach Entlehnungen aus dem Niederdeutschen seien. Aber dem *p* entspricht *pf* in der Schweiz, im Elsaß, zum Teil in Schwaben, man sehe das Schweizerische Idiotikon, Martin für Elsaß, Fischer für Schwaben, welch letzterer die genaue Grenze zwischen der *p*- und der *pf*-Form in seinem Gebiete angibt. Auf bayerisch-österreichischem Gebiet scheint nur *Flegel* vorzukommen, es ist aber der Ausdruck der Schriftsprache, bodenständig ist wie gesagt *Drischel*. Nach Kluge ist *flegel* altsächsisch; was es mit brem. *flagger*, mnd. *vlager* für eine Bewandnis hat, weiß ich nicht. Die *p*-, *pf*-Formen haben Johannsen veranlaßt, *plagil* als altgermanisch und *Flegel* und engl. *flail* als Lehnwörter aus *flagellum* zu betrachten, und Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wb. *pleil*, setzen eine idg. Wurzel *blek* 'schlagen' an mit der Variante *plek*: zu jener gehöre *pleil* usw., zu dieser *flegil*, *flagellum* habe seine mittellateinische¹ Bedeutung durch Einfluß des Germanischen bekommen. Diese letzte Auffassung nun ist ganz unwahrscheinlich. Einmal vom historischen Standpunkt aus, da *flagellum* 'Flegel' doch schon dem 4. Jahrhundert angehört, dann vom formellen. Ein germ. **flagils* hätte im Lateinischen *flagilus* oder ähnlich gelautet und wäre nicht zu *flagellum* umgestaltet worden, wie ja auch gall. *brogilus margila*, germ. *tumpils* nicht zu **brogellus*, **margella*, **tumpellus* geworden sind. Solange aber **flágils* 'Flegel' und *flagellum* 'Peitsche' nebeneinanderstanden, lag auch keine so große begriffliche Verwandtschaft vor, daß die Umbildung daraus erklärlich wäre. Die Sachen liegen vielmehr so: Wir haben 1. lat. *flagellum*, nach seiner Bedeutung vorzüglich geeignet, den Flegel im Gegensatz zum Stock zu benennen; 2. germ. **plagils* vorausgesetzt von alemannischen und niederdeutschen Formen, das an schwed. *plagg* 'Schläge' angeknüpft werden kann, sonst aber isoliert ist, da bisher eine idg. Wurzel *blek* anderweitig nicht belegt ist. Dieses **plagils* kann zunächst nur 'Schläger' bedeuten, ist also nicht charakteristisch für den 'Flegel'; 3. germ. *flagils*, gefordert von sächsischen und englischen Formen, entweder entlehnt aus *flagellum* oder zu der Wurzel gehörig, die in litt. *plakù* 'sich schlagen', abulg. *plakati* 'sich auf die Brust schlagen', jr. *lén* 'Wehklage' vorliegt, in diesem Fall auch wieder nicht charakteristisch für den Flegel.² Für die Entscheidung wird es in erster Linie nötig sein, zu untersuchen, ob

¹ Wieder hat oberflächliche Benützung Du Canges Unheil gestiftet. Weil *flagellum* 'Flegel' in dem *Vocabularium mediae et infimae latinitatis* angeführt wird, ist die Bedeutung 'Mittellateinisch'. Und doch zitiert Du Cange Hieronymus. Wenn man also sein Zitat berücksichtigt, sieht man sofort, daß es sich nicht um etwas erst 'Mittellateinisches' handelt.

² Nur in einer Anmerkung soll folgender Einfall vermerkt werden. Der Plural zu *de flegel* lautet im alem. *pfegel*, da *die* zu *d*, *d* aber folgendem Konsonanten angeglichen wird (*pfreud* 'die Freude', *pmüeter* 'die Mutter' usw.). Da nun das Wort oft pluralisch ist, vergl. S. 238, so wäre zu einem vorwiegend plura-

und wieweit andere Formen als der Flegel zum Ausschlagen des Getreides auf germanischem Gebiete vorkommen und wie da, wo **preskils* und **flagils* oder **plagils* nebeneinanderstehen, wie z. B. im Altenglischen, ihr sachliches Verhältnis ist. Natürlich ist auch hier mit der Möglichkeit zu rechnen, daß wie bei *stube-ítuve* das Zusammenklingen germanischer und romanischer Form für denselben Gegenstand auf Zufall beruht.

Sehen wir uns weiter nach den Benennungen des Flegels um, so treffen wir ähnlich wie in Frankreich und wie im Germanischen auch im Slavischen im ganzen große Einheitlichkeit: *čep* in allen slavischen Sprachen, polnisch, sorbisch, polabisch als Pluraletantum, was nach Berneker, Slav.-etym. Wb., 125, 'auf die Kombination von zwei Stöcken, des Klöpfels und des Knittels', weist. Sonst bedeutet slov. *cep* 'Spalte, Pfropfen', das slavische Verbum, zu dem *cep* gehört, 'spalten', so daß das Substantiv zunächst 'Scheit, Stab' heißen würde. Die Sache bedarf noch genauerer Untersuchung. Dazu kommt nun aber russ. *molotvilo*, montenegr., bosn. *mlatač* zu *mlatiti* 'schlagen, dreschen'.

Dagegen zeigt nun das Romanische eine ungemeine Mannigfaltigkeit der Benennungen. In Frankreich ist zunächst sehr merkwürdig das *marcheur*-Gebiet (s. die Karte S. 243), dazu *marcher* 'dreschen'. So wenig es einem Zweifel unterliegen kann, daß es sich wirklich um den Flegel handelt (vergl. außer dem Atlas lingu. die Wbb., z. B. Roussey für Bournois: *mercé* 'fléau servant à battre le grain', *mercé* battre du grain au fléau), so klar ist es, daß *marcher* zunächst nur vom Austreten gesagt werden kann. Das Verbum wäre dann beibehalten worden, als man mit Werkzeugen drosch, und wäre auch der Benennung des Werkzeuges, wie immer es beschaffen war, zugrunde gelegt worden. Also die Umkehrung dessen, was wir im Ägyptischen (S. 227) und beim emilianischen *battitoio* (S. 223) sehen. Daraus würde folgen, daß hier in Nordostfrankreich das Austreten durch Tiere, wie es bei Germanen Brauch war, nicht wie in Italien (S. 214) mit dem germanischen Verbum für dreschen, sondern mit dem zwar auch germanischen, wahrscheinlich aber schon viel früher aus der Militärsprache übernommenen *marcher* bezeichnet worden wäre. Oder soll die Doppelbedeutung von germ. **preskan*, wie sie ja namentlich in afr. *treschier* neben ital. *trescare* erscheint, auf *marcher* übertragen und dem **preskils* entsprechend ein *marchedur* gebildet worden sein? Oder ist der *marcheur* ursprünglich eine Walze?

Ein zweiter Ausdruck ist *écousseur* zu afr. *escourre*, lat. *excutere*, das ja schon im Lateinischen 'dreschen' bedeutet. Die Bedeutung ist auch hier durchaus 'Flegel', aber es fällt auf, daß mitten unter diesen *écousseur* zweimal *verge* erscheint, mit der leider unklaren Bemerkung 'pas de fléau'. Welcher Art Ruten das sind, bleibt festzustellen, jedenfalls sind wir offenbar nicht im alten *fléau*-Gebiete. Vielleicht ist also der *écousseur* ursprünglich ein anderes Werkzeug gewesen. Da es nun weiter nicht unmöglich ist, daß das *marcheur*-Gebiet und das *écousseur*-Gebiet ursprünglich zusammenhingen, so erscheint auch *marcheur* in neuem Lichte. Daß *fléau*, das Wort und damit vermutlich die Sache, gewandert ist, läßt sich auch sonst nachweisen. Freilich die Schicksale von *fl* einerseits, von *-ellu* andererseits gehören zu den allerschwierigsten der französischen Dialektgeschichte, weil störende Einflüsse mehr als irgendwo sonst die Entwicklung und also für uns die Einsicht trüben. Aber wenn in Punkt 51 (Waadt) *florc* als *fya*, fla-

lischen *pflocht* ein neuer Singular *ca pfloce* oder *ca pfloce* geschildert wird, so ist dies ein Beispiel von niederdeutschem *p-* und oberdeutschem *pf-* Gebiet in Frankreich. Vgl. auch die *florc*-Formen in den

gallum als *flo* erscheint, so liegt es auf der Hand, daß *flo* ein Eindringling aus der Reichssprache ist, und *chleyi* neben *plóri* (*florire*) Punkt 70 ist zum mindesten verdächtig. Man sieht hier und auch z. T. in Savoyen und im französischen Piemont, wie sich das *flagellum*-Gebiet allmählich ausbreitet, so daß man vielleicht eine Zeit voraussetzen kann, in der Nord- und Westfrankreich den Flegel besaß, auch z. T. die südöstlichen Berggegenden, wogegen im Rhonegebiet bis hinauf nach Haute-Saône die Walze, im Jura und im schweizerischen Flachland der Stock üblich war. Von vereinzelt Ausdrücken ist noch *bat* (Fem.) im Dép. Nord, zu nennen, sonst die Bezeichnung des Schwengels (S. 241), dann *batul* (Alpes Maritimes) mit nicht ganz klarem Suffix, vergl. katal. *batolla*.

Noch verschiedenartiger sind die italienischen Ausdrücke. Zunächst haben wir Ableitungen von *battere*: friaul. *batali*, *bat*, *bata* in der Brianza, *bataya* in Busto Arsizio (Cherubini, Voc. milanese s. v. *verga*), *batauro* in Padua, Chioggia, *battura* in



Abbildung 39. Mosaik aus der Kapelle von Pritz bei Laval (Mayenne). Nach Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausallertümer, p. 56.

Como, *vattetore* in Roccafluvioni, Chieti und Lanciano (Abruzzen) und in Castellamare Adriatico, *battuya* in Cairate, Morazzone (Lombardei), *baton* in Rivalto Bormida, *batigran* in Mongrande (Novara), *wattarelo* in Subiaco. Dann Ableitungen von *trescare*: *tresk* namentlich in Pavia, Monferrat, Canavese, so in Asiago (Mailand), Varese, Bobbio, Novara, Biella, und die Weiterbildung *taskun* in Alessandria und im Canavese, dann das eigentümliche *tnascun* in Borgo d'Ala (Vercelli). Namentlich lombardisch ist daneben *virga* und Ableitungen: *verga* in Mailand, Pavia, Voghera, *verdzilla* in Rovigo, Mantua, Ferrara, Tortona, Genua, *ergada* in Treviglio. Wie *flagellum*, so zeigt den Vergleich mit der Peitsche *frusta*, *mazzafrusta*, seltener *mazza* Massaferrara, Montelupone, Portorecanati,

Urbino (wo heute der Ringverschluß üblich ist), also im ganzen im Anschluß an das östliche *flagellum*-Gebiet. Das Pluraletantum *bastoni* in Fermo, Città di Castello, Siena, *el stanget* (tosk. le stanghette) in Imola erinnert einerseits an den polnischen Plural (S. 237), andererseits gibt es die Erklärung für das tosk. perug. *correggiato*, das also ganz eigentlich heißt 'der mit einem Riemen versehene Stock' und für das emilianische *serča* 'Ring', eigentlich wohl *bastun a serča* 'der mit dem Ring versehene', wobei also etwa die in Abbildung 34 dargestellte Verbindung zugrunde liegt, vergl. noch *sarčella* in S. Agostino (Ferrara), während sonst in Ferrara *verzela* üblich ist. Diese Ausdrücke sind wohl ein direkter Beweis für den Dreschstock, der danach einfach *baston* heißen hätte. Ohne weiteres verständlich sind noch *magye* (*malleus*) in Bari, *mazzille* in Schiavi (Chieti) zu *mazza* 'Keule', *curzel* (Ableitung von *corrigia*) und *lazel* (zu *laqueus*) in Lagaro (Bologna). Schwieriger sind andere Ausdrücke. *Manganiello* in Avellino gehört zu dem aus Salerno angeführten *mangano* (S. 219) und deckt sich formell mit neap. *manganielle* 'Winde,' dazu paßt weiter neap. *cinnele*, das Bartoli als Benennung des Flegels angegeben wurde, während es D'Ambra mit 'Garnwinde, Haspel' übersetzt. Also eigentlich 'Dreschwalze', wogegen *raffio*, was

D'Ambra anführt, zunächst 'Pfropfreis' heißt (lat. *graphium* C. Gl. L. VII 7. 22. vgl. Wiener Studien, XXV, 98, frz. *greffe*), also wohl den 'Stock' bezeichnet. Trotz der Übereinstimmung mit dem Slovenischen (vergl. S. 237) kann ich mir keine rechte Vorstellung davon machen. Ein weiterer neapolitanischer Ausdruck ist *veville*, das an siz. *brivillu* erinnert, allerdings sich nicht völlig deckt, da dem neap. *ll* im Siz. *dd* entsprechen sollte und auch das plus oder minus des *r* in Betracht zu ziehen ist. Vergleicht man neap. *peve* aus lat. *pejus*, so liegt der Gedanke an ein Deminutivum des osk. *veia* (S. 217) nahe, dann läge Übergang von der Dreschtafel auf den Flegel vor. Oder soll man an *verbellum* von *verber* denken? — Begrifflich klar, aber etymologisch dunkel ist *kavalya* in Chieri, Pinerolo, Asti, Alessandria, *kavaira* in Ormea, daneben auch *kavaria*, *karvaia*, in Maiseite und Robi (Piemont) auch *kavalyun*, im Tale der Dora Riparia auch *galavya*. Dasselbe Wort bezeichnet auch das Werkzeug, mit dem der Tapezierer die Wolle ausklopft, und ist offenbar identisch mit dem *cavalca* 'Peitsche' der Turiner Predigten (Rom. Studien V, 89). Keinen Zusammenhang mit diesem piemontesischen Worte dürfte *kavayoun* in Santarcangelo di Romagna haben, das auch Getreideschober, Garbe bedeutet. In letzterem Sinne kann man an eine Ableitung von *caballus* denken, aber was hat der Dreschflegel damit zu tun? Noch dunkler sind *balandra* in Acqui (Piemont; Terracini erinnert an *balandroné* 'herumtanzen'); *loka* in Pinerolo, *battere a tolku* und *chocora* in Rom; letzteres klingt an *viglio*, *oviglio* in Gaeta an, doch dürfte der Anklang trügerisch sein, *viglio* zu ital. *vigliare* 'worfeln' gehören und ursprünglich ein Rutenbüschel sein.

Mitten im rätischen *flagellum*-Gebiet steht oberengad. *squassuoir*, unterengad. *scrassuoir*, bei Carisch auch *schlassuoir*, das offenbar durch Ferndissimilation von *r-r* zu *l-r* entstanden ist. Ein obw. *skussuir* wird von Conradi, nicht aber von Carisch und Carigiet angeführt, nach R. v. Planta reicht der engadinische Ausdruck auch ins Albulagebiet nach Bergün und Filisur hinüber. Durch die ungenaue Schreibung *scrasuoir* bei Carisch verleitet, hat Ascoli (Arch. Glott. I, 179) an Zusammenhang mit frz. *écraser* gedacht. Es handelt sich natürlich um *excussorium* mit einem *r*, das vielleicht von *scroler* 'schütteln' stammt. Weiter verbreitet als das Nomen instrumenti ist das Verbum und das Nomen actoris. Carisch gibt *scuder* 'dreschen', *scudader* 'Drescher' als die einzige Form auch des Rheintals, erst im Münstertal erscheint *bater*. Man fragt sich natürlich, ob ein Zusammenhang mit dem *excussorium*-Gebiet des Rhonetals (S. 237) bestehe, wird aber die Frage verneinen müssen, und zwar aus folgenden Gründen. Wir sehen mehrfach, daß Nord- und Ostfrankreich, Delphinat, oberes Rhonetal und Graubünden im Wortschatz zusammengehen und im Gegensatz stehen zu Südfrankreich. Wenn nun *excussorium* in Engadin einst auch dem Rhein- und Rhonetal eignete, so läge eine ganz ungewöhnliche Übereinstimmung vor. Oder wenn man das für eine sehr alte Zeit annehmen und dann folgern wollte, daß *flagellum* ins schweizerische Flachland dringend weiter rhoneaufwärts und rheinabwärts gewandert sei, so wäre die weitere Folge dieser Voraussetzung, daß das tirolisch-italienische *flagellum*-Gebiet völlig unabhängig wäre von dem französischen. Bei aller Mannigfaltigkeit der Benennungen des Flegels in Italien treffen wir aber sonst nirgends an verschiedenen Punkten gleichmäßige Bezeichnungen, vielmehr hat jeder Ausdruck nur ein, soweit wir urteilen können, in sich abgeschlossenes Gebiet. Daher spricht die allgemeine Wahrscheinlichkeit eher dafür, daß das engad. *squassuoir* ein Eindringling sei, der das *flagellum*-Gebiet durch-

brochen hat, und dazu stimmen denn auch die verschiedenen Umgestaltungen der ersten Silbe, die sich bei einem Wanderwort eher erklären als bei einem bodenständigen. *Excussorium* treffen wir aber als Bezeichnung des Schwengels in Norditalien (S. 241). Noch ist aus dem Rheingebiet *schlegel* also das deutsche Wort zu nennen, das zunächst aber wohl nur den schlagenden Teil bezeichnet.

Auf der Iberischen Halbinsel zeigt span. *trillo*, wenn es wirklich den Flegel bezeichnet, Übertragung von der Dreschtafel, portg. *malho* aus *malleus* ist indifferent, *mangoal*, zu span. *mangal* 'Streitkolben' aus lat. *manualis* gehörig, könnte ursprünglich den Typus des mehrteiligen Flegels (S. 232) bezeichnet haben, doch sagt Coelho nichts von einer solchen Form. Span. *latigo* oder *latigo trillador* heißt eigentlich Peitsche, Dreschpeitsche, *mazorcador* gehört zu *maza*, *mazorca* 'Keule', astur. *garrote* ist 'Stock'. Ob die überraschende Ärmlichkeit gegenüber dem Reichtum in Italien auf der Mangelhaftigkeit der Information oder auf tatsächlichen Verhältnissen beruht, muß ich dahingestellt sein lassen.

Das rumänische *imblăciă* ist slavischen Ursprungs.

Überblicken wir diese ganze Nomenklatur, so bestätigt sie, was S. 236 ausgesprochen worden ist. Charakteristisch für den 'Flegel' sind die Namen, die auf Peitsche beruhen: unter diesen umfaßt *flagellum* allein ein weites Gebiet, ist also wohl das älteste, wie es denn auch am frühesten belegt ist. Für den Ausgangspunkt dieser wichtigen und lebenskräftigen Erfindung gibt uns die Überlieferung keinen Anhaltspunkt. Hieronymus stammt aus Dalmatien, aber vgl. *freziel* ist wahrscheinlich nicht alt (S. 233); er war ein weitgereister Mann, so daß wir nicht wissen, wo er das *flagellum* gesehen hat. Die heutige Verbreitung des Wortes aber weist nach Nordfrankreich. Also gallisch? Die Gallier haben ja auch den Räderpflug (*carruca*, frz. *charrue*), die Mergeldüngung (*margila*, frz. *marne*) und sonst manches andere in die Landwirtschaft der Römer gebracht, freilich damit auch die Terminologie. Ich halte die Frage noch nicht für spruchreif. Die Grenzen von Kulturwellen dürfen sich nicht auf einen einzelnen Gegenstand aufbauen. Die ganze Geschichte, nicht nur der landwirtschaftlichen Geräte, sondern auch der Landwirtschaft selber, namentlich auch das, was in Norddeutschland als 'Sachsengängerei' bezeichnet wird, das Wandern der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte, müßte untersucht werden.

Schließlich will ich noch, wiederum und noch ausschließlicher nur auf dem mir vertrauten romanischen Gebiete zusammenstellen, was ich über die einzelnen Teile des Flegels zu sagen habe.

Der **Stiel** wird zumeist mit den üblichen Ausdrücken für Stiel benannt: *manche* in Nordfrankreich, *margue* in Südfrankreich, *mani*, *manio* und dgl. im Rätoromanischen, in Norditalien, in Lucca, Livorno, Siena, *mango* in Portugal. Auch portg. *cabo* (*caput*) ist nicht weiter auffällig, da *cabo* 'Griff, Stiel' bedeutet, gen. *manvá* ist *manuale*, rum. *dărjea* gehört zu bulg. *drzalo* 'Stiel'. Vereinzelt steht graubündnerisch *asta*. — In Italien sagt man auch *pedale* und dem entspricht in Val di Scalve (Bergamo) *besel*, das zu *basis* gehört. Krem. *fraim*, gredn. *freliř*, friaul. *freulir* sind Ableitungen von *frei*, *frël* mit Suffix *-inu* bzw. *-ariu*, desgleichen portg. *mangoacira* von *mangual*. Daran klingt langued. *mancirál* an und bezeugt vielleicht ein **manier* 'Flegel'. Etwas schwieriger sind andere Ausdrücke. Veltl. *manacrill*, val. ser. *manavril*, *manafiril* hat Salvioni zu tosk. *manfavile* gestellt, bemerkt aber, daß auch *manubrium* in Betracht gezogen werden könne (Postille s. v. *manfar*). Terracini bringt nun noch piemontesische und genuesische Formen: *manevrel* Val di Susa, *manivral* in Usseglio, Viù und Santhià, *manivrel* in Pinerolo,

mançbrá in Porto Maurizio, *manavríl* in Sugria, die deutlich für *manubrium* sprechen. Man darf wohl annehmen, daß ein Zusammenhang mit dem Völkchenbestand *manu* besteht. Nicht mit Sicherheit zu ermitteln ist, wie tosk. *manfa*, *manfano*, *manfanile* dazu kommt, speziell den Flegelstiel zu benennen. Die Wörter gehen mit *manfero* 'Griff, Handhabe, Kurbel' in letzter Instanz auf lat. *mamphur* 'Kurbel, Drehholz' zurück (vergl. für die formellen Verhältnisse Phil. Abhandl., Schweizer-Sidler gewidmet, S. 24 ff.). — Pik. lotr. *maintien* gibt genau deutsch Handhabe wieder, das z. B. im Braunschweigischen in demselben Sinne verwendet wird (Andrée, Braunschweigische Volkskunde, 181), es ist eine Zusammensetzung von *main* und dem Stamme von *tenir*, hat also mit frz. *maintien* 'Haltung' postverb. zu *maintenir* nichts gemein.

Unverständlich sind mir parm. *antolenna*, berg. *laçur*, gen. *acçõn*; saintong. *tuló*, rouerg. *tudú*, *tedú*, die offenbar zusammengehören und auf **tetullu*, *tutullu* hinweisen, aber nicht wohl zu *tudes* gehören können, weil *d* im Rouergat zu *z* wird; genf. *lyuüzeme*, jur. *mēsá*, schweiz. *asú*, obw. *bid'i*, *bad'i* (kaum *bacellum*), eng. *baif*.

Der **Schwengel** wird entweder nach seiner Form benannt oder nach seiner Funktion. Ersteres in südwestfrz., südostfrz. *verge*, prov., piem. *verga*, piem. auch *vergá* (-*ata*); friaul. *vergule*, gredn. *várdla*; parm. *verdzil*; dann tosk. *vetta* 'Gerte', berg. *baketa* 'Stock'; luce. *kalokkya*, emil. *kaločca* ist eigentlich 'Pfahl zum Aufbinden des Weinstockes'; portg. *vara* oder *pertiga*. Auffällig ist sen. *cima* 'Gipfel'. Man könnte natürlich den Schwengel als den oberen Teil des Flegels betrachten, es scheint mir aber wahrscheinlicher, daß die Doppelbedeutung von flor. *vetta* 'Gerte' und 'Gipfel' zu einer Verwendung von *cima* geführt hat, die in diesem Zusammenhang sonst nicht üblich ist.

Mit *vime* in Piemont, *bräts* (branche) in Lavaux (Waadt) ist vielleicht *scopa* in Elba zusammenzuhalten, doch schreibt der Gewährsmann 'il corregiato è poco in uso. Mio padre si ricorda di averlo visto in case dei contadini i quali, non sa bene se per ischerzo o adoperando invece la parola nel suo usuale significato, chiamavano *manico* il manfanile e *scopa* la vetta.' Im übrigen vergl. auch S. 231.

Auf die Funktion weist der über ganz Nordfrankreich verbreitete Ausdruck *la batte* oder andere Ableitungen von *battere* wie *batā* in Malmédy, *batē* im Jura, *batur* in Lothringen, *batač* in Como, dann *skisüre* in Valle S. Martino (Bergamo), *shüssüra* im westlichen Komaskischen, gegen Varese zu, aus *excussoria*. Dieselbe Bedeutung hat eng. *scassuoir* usw. (S. 239). Unverständlich ist mir *laöm*, *laem* in den bergamaskischen Alpen-tälern; *mazora* in Mercallo (Como) ist wohl von *mazza* abgeleitet.

Rum. *hädärog* ist insofern bemerkenswert, als es, zu magy. *hadaró* gehörig, in einer sonst ganz slavischen Terminologie einen magyarischen Ausdruck zeigt.

Der **Verbindungsriemen**, zumeist aus Leder bestehend, heißt waadtl. *koraye*, piem. *kureya*, eng. *kuraža*, portug. *corveia* (lat. *corrigia*) oder schweiz., saintong. *korzō*, pav. *kordzei* (*corrigia* + *one* bzw. *inu*), dann luce. *koyo* (*corium*), piem. *koram* (*coramen*), vergl. noch *anguila* in Usseglio, weil er zumeist aus der Haut des Aals hergestellt wird, berg. *moskadés* 'Lederriemen'. Sonst dienen allgemeinere Ausdrücke wie berg. *lassol*, *lassarol*, *lassil* zu *lupus*, tosk. *gombona*, abt. *pastora* (it. *pastore*, fränd. *patte*, *spina*), schweiz. *apalze* ('*attaché*') und entsprechend catal. *taló*; pik. *atp'le* (p. *attaché*), slavon. *čredyū* ('*entreleur*'). Portug. *noā*, gal. *nova*, astur. *amice* stimmen an *noqas* in *el libro*. Rivoli und Alba (Piemont) und zu Mittelband im Inviertel. Auch eng. *niers* und galiz. *xayo* (*jupim*) sind verständlich. Portug. *corrimas* (Revista Lusitana III 188

s. deors (K. Michaelis) stellt lautlich *insitorium* dar, könnte auch zu *seta* gehören, beides nicht verständlich. Parm. regg. *kaplét* wird zwar ausdrücklich als 'quel cuoio con cui si congiunge la vetta col manfanile' erklärt, heißt aber eigentlich 'Hütchen'. Ganz dunkel bleiben gen. *strallia* ('*stralcare* binden?'), val. sug. *rüzem*, Breccia (Como) *skijan*.

Die **Kappe** heißt in ganz Frankreich *chappe*, nur im Wallis z. T. *etserpa* (*écharpe*), was fast wie ein mißverständenes *tsap* aussieht, in Piemont *kaplót*, *kaplét*. Portug. *casula* ist ein scherzhafter Ausdruck, da *casula* ja eigentlich das Meßgewand der Priester ist. Auffälliger ist eng. *kalóts* ('Hals'). Der Name setzt eine etwas andere Form voraus, wie sie heute noch im Münstertal üblich ist. 'Die Dreschflügelstange hat dort am vorderen Ende einen ringsherumgehenden Einschnitt und dieser heißt *kalóts* (R. v. Planta). Darauf paßt ja in der Tat die Bezeichnung 'Hals'. Rum. *oglagr* ist slavisch, vergl. z. B. *ohtavek* 'die Kappe des Flegels' im östlichen Mähren (Bartoš II, 438).

Andere Bestandteile, wie z. B. die Ringe, tragen, soweit ich berichtet bin, keine spezifischen Namen.



Abbildung 40. Mosaik aus der Kathedra von Aosta nach Didron Ainé, *Annales archéologiques* XV, p. 264.

Endlich das **Verbum für Dreschen**. Lat. *tribulare* hat sich erhalten in Rumänien, Sardinien, Kampanien, sofern es sich um Dreschen mit Tieren handelt, in der Kapitanata für *rullo* und *machina*; es ist der Ausdruck der italienischen Reichssprache für jedes Dreschen, in Siena neben *battere*, so zwar, daß dieses nur für Ausschlagen dient, dann der Ausdruck der iberischen Halbinsel. Für das Ausschlagen hat sich lat. *excutere*, wie schon (S. 237, 239) bemerkt, in der Freigrafenschaft, in der französischen Schweiz und im Rheintal und Engadin gehalten. Sonst ist *battere* gebräuchlich in ganz Frankreich, im Münstertal, Tirol, z. T. in Friaul, in ganz Norditalien, selbst in Piemont, wo der *rübat* (S. 226) üblich ist, in den Marken, dann in Toskana, z. B. in Serra Pistoiese (S. 244), Val d'Elsa, Figline (Val d'Arno) und auch in Rom

und Neapel. Daß *trescare* in den Abruzzen für das Austreten gesagt, daß dies in Gaeta und Neapel zum allgemeinen Verbum wird, wurde S. 215 bemerkt, auch für Varese (Lombardei) wird *treska* angegeben, und daß dies weiter verbreitet war, erhellt aus S. 238. In der Basilikata, in Apulien, Kalabrien, Sizilien dient *pisare* für die Anwendung des Dreschsteins, vom 'Zerreiben' ist man also hier zum 'Ausreiben' gelangt. Man unterscheidet dabei ganz scharf zwischen *pesare kolla preta* neben *ramazzare kolla mazze* in Potenza, *pisare kolla petra* neben *ammakkare* oder *vattire kolla pierteka* in Catanzaro, *pisare kolla trilya* aber *ammakkare kolla mazza* in Cosenza und Sizilien. Vergl. noch S. 214.

In Benevent und Aviano, auch im Gebiete des Dreschsteins, sagt man *skuñare*, was ursprünglich eine ganz andere Manipulation bezeichnet. D'Ambra erklärt neap. *scognare* 'torre i cunei delle biche coniche dei grani e sgranare le spighe col coregiato soll' aia'. Dazu *cugno*: colmine delle buche (l. biche) di grano a forma cilindrica.

Friaul. *skomé* ist speziell das *battere a banco* (S. 227), es gehört zu *coma*, vergl. noch *scomá* 'percuotere le frondi degli alberi e farne cadere le frutta', während friaul. *tsoká* vom Austreten gesagt wird, vergl. *tsok* 'Klotz', also wohl zunächst 'stampfen'.

Vereinzelt stehen gredn. *felé* bad. *felá*, die nicht direkt auf *flagellare* zurückzugehen brauchen, sondern Neubildung von *fel* sein können, vergl. *vergá* in Novate (Mailand) und im Komaskischen, span. *apdear*, astur. *garrotiar*.



Die Verteilung der Ausdrücke für *l'écoué* in Frankreich nach Guillemin, *Revue de Linguistique*, 1954, t. 1, p. 255-256. Atlas linguistique de la France, Paris, 1905-1910, t. 1, p. 150-151. Drecksagen. Ursprung und Verbreitung.

Rum. *îmbălăți* 'mit dem Flegel dreschen' ist slav. *mlatiti*.

Alle die geschilderten Arten des Dreschens werden im romanischen und germanischen Europa bald nur noch der Vergangenheit angehören. Das bezeugt Jeanjaquet für die französische Schweiz, das habe ich vor dreißig und mehr Jahren in der deutschen beobachtet, das gilt nach Pușcariu für Rumänien, das schreibt die Mehrzahl der italienischen Korrespondenten. 'In oggi la trebbiatura meccanica è universalizzata anche nelle più piccole fatture e nelle regioni più montuose usando, ben inteso, macchine di differente potenzialità (Macerata); tranne che per qualche caso eccezionalissimo, ormai è diffusa in tutta la provincia la trebbiatura a macchina (Padua); oggi si trebbiano i cereali esclusivamente con trebbiatrici a vapore (Apulien)' usw. Wie denn auch in Padua und anderswo *macchinare il frumento* gesagt wird. Dazu steht als Ausnahme Serra Pistoiese *battere* für Dreschen mit dem Zusatz 'non si usa trebbiare, perchè sconosciute le macchine per trebbiare'. Vor allem aber Sardinien nach M. L. Wagner: 'Dreschmaschinen sind erst in jüngster Zeit eingeführt worden, aber so selten, daß ich auf meinen Reisen nie eine zu Gesicht bekommen habe'.

Die Geschichte der Dreschmaschine und ihre Kämpfe mit den älteren Geräten zu schreiben, wäre auch der Mühe wert. Dabei käme noch mehr als sonst auch in Betracht, wie sich die Cerealien und Leguminosen und die Dreschwerkzeuge zueinander verhalten. Mehrfach dient in Italien der Flegel speziell zum Enthülsen der Bohnen, während für das Getreide die Walze, die Tafel, die Maschine verwendet wird. Daneben sind aber gerade für die Bohnen noch ganz andere Werkzeuge in Gebrauch. Davon vielleicht ein andermal.

Wörterverzeichnis.

Von Fr. Pogatscher.

Ur-Indogermanisch.

- *ar 64
- *blek 236
- *blek^m 105
- *bodh₃o 42
- *bhar 61
- *bhrēu 189
- *bhrū 189
- *bhruu 189
- *bhuk 105
- *dem 88
- *dem-s-poti 88
- *dlōgho 106
- *dra 62
- *enes 172
- *gelāg 100
- *gelāk 100
- *geupā 107
- *gnabh 46
- *gnaqh 46
- *ǵ^mebhur̥ija 195
- *i 62
- *ieu 97
- *ju 85
- *ka 62
- *q^meru 26
- *kuāts 97
- *lēgh 204
- *mar 64
- *mari 64
- *mat-sto 189
- *mel 166
- *melāg 100
- *melāḡ 100
- *meley 100
- *meleḡ 100 f.
- *melek 100
- *melek^m 100
- *meleyom 100
- *melḡ 102
- *mer 6
- *mē 68

- *mems-[a] 95
- *młkt 100
- *mol 166
- *murs 6
- *nāu 23, 165
- *nes 169, 171 ff.
- *nēs 172
- *nesut₃iō 172
- *nesto 172
- *nās 172
- *nū 23, 165
- *op 174
- *opusi 174
- *pend 177
- *penth 192, 194
- *pis 165 f.
- *pīnslom 6
- *plek 236
- *pūth 193
- *pūthi-bhīs 193
- *pūthsó 193
- *pon 194
- *pōnth 192, 194
- *pōnthnó 192
- *pōnthoi 198
- *pōntho(i)s 193
- *poti 88
- *sik 64
- *skod₃nós 103
- *sk(h)ed 103
- *spend 177
- *spenth 179 f.
- *spento 180
- *spndhā 180
- *spond 177
- *spondh 180
- *spondhno 180
- *spndm 180
- *sp(h)er 164
- *stab(h) 21
- *stap 21
- *steb(h) 21

- *stelp 200
- *stemb(h) 21
- *ste(m)b(h) 22
- *stmbé 20
- *stómba 20
- *səksā 106
- *teregō 215
- *to 62
- *tregh - sqō 216
- *tri — sto 91
- *tritios 91
- *trītós 91
- *trzgyō 215 f.
- *tūr 99
- *tuer 97 f.
- *tuōroghos 97
- *tuōroghos 97
- *tuoros 97
- *vi 80, *ui 207
- *ya 62.

Altindisch.

- aknās 22
- āñj 22
- ānga 22
- ayas 27
- arbhakās 98
- ārbhagas 98
- atākariṣṇā 80
- Avalokitēścara 83
- *asatyā 172
- ástam 172
- Indra 83
- Upenira 83
- larpa 82
- k₃ sat 82
- k₃ sava 82
- garāya 81
- garūt^m 81
- garūt 81
- garūtmant 80 f.
- garūt 81

- garan 26
- ca ca-ti-le 62
- Jayamātha 82
- jīṣṇú 80 f.
- trivikra 81
- trīśūla 83
- dam 88
- nāuṣ 23
- Nandin 83
- násatē 169
- násatya 172
- nīsatē 170
- pathās 193
- pathí 193
- pānthās 192
- pāsu 104, 107
- Pitṛ 82
- pīśīti 26
- pīśtām 26
- pītāmbara 82
- karāsa 42
- kāra 203
- Bhāṣpari 64
- bhrāṣ 189
- mārajati 100
- mārṣṭi 100
- mījāti 100
- mṛśāti 100
- yūṣ 97
- kaśa 82
- rud, rāditi 83
- rāditi 83
- Rudra-Śira 83 f.
- kaśa 84
- Upenira 83
- Upenira 83
- ca 80
- caśa 84
- Upenira 84
- Upenira 84
- Upenira 84
- Upenira 84

stabhñāti 21
 stābhñāti 21
 stambā 21
 stambāghñā 21
 stambha 21
 sprandate 178
 sprandhanīs 178
 Śiva 81, 83 f.
 hayamūkha 81
 hayaśīrah 81 f.
 harihaya 81
 hṛṣīkeśa 82.

Iranisch.

awha av. 169 f.
 tūiri av. 96, 98
 tūirya av. 96
 pasu av. 104
 pasuñān airan. 107
 fšama jēav. 107
 Nāxhaidya av. 172
 yaos av. 85
 sprandr paniir. 181
 šubān nprs. 107.

Armenisch.

erkān 26
 kam 219
 tawār 224
 malem 26.

Griechisch.

ἀβήρ 116
 Ἄδραβα 45
 ἄλωαν 228
 ἀμέλγειν 110
 ἄξιων 14
 ἄστεμφής 21
 ἄβαστα 34
 βαστάζειν 29, 32, 34 f., 38 f.
 βαστάζος ngr. 38
 βαστάκτης 38
 βάσταξ 29, 35, 38 f.
 βάστον 34, 38
 βάστον n 38
 βέφυρα hōot. 195
 βουλή 87
 βούτυρον 97
 βρακεῖν 100
 βῶκος 116
 γάλα 100
 γε 68

γέφυρα 195
 γόμφος 43 f.
 γράφειν 204
 ῥύπη 107
 δεικνύναι 87
 δέλεαρ 91
 δεσπότης 88
 δέφυρα kret. 195
 δικάζειν 34
 δικεῖν 87
 δίκη 34, 87
 δοκός 189
 δόξα 34
 δοξάζειν 34
 δόμος 88
 δουκάνη 221
 ἐγγύη 90
 ἐγγύησις 90
 ἐπαφή 93
 ἐπέσπενσέ 177
 ἐπισπένδειν 177
 ἐπισπένδεσθαι 177
 ἐρτάζεισθαι 34
 ἔργον 34
 ἐρέφειν 197
 ἔρκος 41
 ζευγνύναι 85
 ζυγός 71
 ἥρωφος 193
 ἥρωσις 193
 ἥσυχία 116
 θέμις 86 f.
 θέμωσι 87
 ἴγδη 4
 ἴγδις 4, 21
 *κάμακτον 38
 κάμαξ 38
 *κάμαχτον 38
 Κάμβοι 45
 Κάμποι 45
 κληρονόμος 90
 κλήρος 90
 κοδομείον 5
 κοδομείειν 5
 κόπανος 231
 κόπτειν 5
 κριθή 216

κρίνειν 87
 κύανος 45
 λέγειν 204
 λεπίζειν 5
 λίμα 34
 λιμάζειν 34
 μαθεῖν 87
 μάθη 87
 μαιτυρ goit. 205
 μάρπτειν 100
 μέν 68
 μεσίτης 93
 μέσος 93
 μετανάστης 170
 μαμων goit. 205
 μύλη 26
 μύλος 26
 μυστήριον 205
 ναέτης 170
 ναίειν 170
 νέσθαι 168 ff., 172
 νεκροβάσταξ 39
 νέμειν 87, 90
 *νινσομαι 170
 νίσεσθαι 170
 νίσεσθαι 170
 νόμος 87
 *νόσφος 169
 νόσος 169
 ἱερά νόσος 93
 νόστιμος 170
 νόστος 168, 170, 172
 νούσος 169
 Ξουπάνος ngr. 108
 Ξύμη 97
 οἴκαδε 170
 οἰκέτης 89
 οἶκος 89
 οἴφειν 174
 ὄλμος 14
 ὄμπναι 174
 ὄμπνη 174
 ὄμπνία 174
 ὄμπνιος 174
 ὀεύγαλα 102
 ὀπνία 174
 ὀπνίειν 174
 ὀρέγειν 85

ὄροφή 197
 ὄροφος 197
 Οὔννοι 45
 ὄρρως 189
 παθεῖν 87
 πάθη 87
 παρέχειν 173
 πάρθενος 44
 Πάρμαι 45
 πάτος 193
 Πηνελόπεια 174
 *πόνθως 193
 *πόντοιος 193
 πόντος 192
 Ποσειδῶν 198
 πτίσειν 5, 26
 πτόρθος 44
 ροκάνη 220
 ροκάνη hōot. 221
 ρουκάνη 221
 ρυκάνη 221
 ρύμη 116
 σάγμα 33 f.
 σάπτειν 33 f.
 σκαριφάεσθαι 204
 σκεδανύναι 103
 σκίδνασθαι 103
 σπάθη 180
 σπαίρειν 164
 σπένδειν 177
 σπένδεσθαι 177
 σπινδείρα 181
 σπινδήρα 181
 σπονδή 177
 στάλα 34
 σταλάζειν 34
 στέμβειν 21
 στέμφυλον 21
 στοβάζειν 21
 στοβεῖν 21
 συζυγία 85
 συνιέναι 100
 σφενδόνη 180
 σφύρα 14, 164
 *σφυρα 164
 σφυρόν 164
 σχέδη 103
 σώζεσθαι 171
 σώρακος 97 f.
 σωρός 97

- bat* ital. dial. 238
bat frz. 28, 43
bata ital. 214, 238, 244
bata frz. dial. 244
batali friaul. 233
batarol frz. 28, 36
batauro ital. dial. 237
batayo ital. dial. 238
battur ital. dial. 216, 223
bate rum. 38
batē jur. 241
bater 239
batigran ital. dial. 238
bâtiment frz. 31
bâtir frz. 28 ff.
bâtir afrz. 30
batolla katal. 238
baton ital. dial. 238
bâton frz. 29, 37
batschlanna ital. dial. 1144
batt a passon mail. 244
batte frz. 240
battere lat. 238, 241
 — ital. 223, 242
battere a banco 227
battere a botte 228
battere a tokku 239
battiloio ital. dial. 237
battitoio ital. dial. 223
battuere lat. 38
batul frz. dial. 238
batur lothr. 241
battura ital. dial. 238
battuya ital. dial. 238
baudivon waadtl. 201
basel ital. dial. 240
bâtij lothr. 119
bâubân lomb. piem. 114
bâubân lomb. piem. 114
biciolan ital. dial. 115
bidl obw. 244
bifolco ital. 105
bis lat. 105
biscioenla ital. dial. 114
bišulâna ital. 114
bischelâ eng. 114
bischâ jpres. 114
bischâ mant. 114
bidina mlat. 42
bouum lat. 89
bouum in passesso 89
bouum in edicere 89
boudron frz. 201
bouillon parm. 114
bozzolao ven. 114
brâts schweiz. 241
brogol emy. 231
bricillu siz. 239
broder frz. 29
**brogellus* lat. 236
broidar prov. 29
broslar aspan. portg. 29
brustare ital. 29
bubdcaus lat. 105
burlon ital. dial. 217
bûts-halâ eng. 114
bûtschalla eng. 114
caballus lat. 239
cabo portg. 240
calcare lat. 214
camaitare senes. 38
camato ital. 38
Cambus lat. 45
cândero ver. 115
caprimulgus lat. 167
caput lat. 240
carzel ital. dial. 238
casa ital. 118
caseus lat. 97, 99
casula portg. 242
cancê prov. 214
caralea mlat. 239
cândamo ver. 115
chappe frz. 242
char afrz.
fihs de char 37
charne frz. 240
chenail pik. 120
chilos poitev. 116
chirwigli ital. dial. 239
choisir frz. 30
choix frz. 30
chuaton frz. dial. 229
Chunni lat. 45
cilindra mail. 226
cina senes. 241
clausum lat. 116
coagulum lat. 217
cobra span. 214
coenaculum lat. 120
côla lomb. piem. 114
colla span. 214
coma ital. 242
commercium lat. 90
como ital. 35
conjugium lat. 85
consilium lat. 86 f.
consul lat. 92
coramen lat. 241
coram lat. 241
correggiato ital. dial. 238
correio portg. 241
corrigia lat. 241
corrigia ital. 238
cremare lat. 65
creocere lat. 215
cugno neap. 242
culân lomb. 114
currus lat. 103
dare lat. 89
dârjea rum. 240
datod lat. 176
debilis lat. 203
decimare lat. 62
despensa span. portg. 179
dictatored lat. 173
dispensa ital. 179
dolus lat. 91
domus lat. 88
dubitare lat. 62
duo lat. 62
**du-ona* lat. 89
êchâlas frz. 38
êcharpe frz. 242
écousseur frz. 237
écu frz. 117
êcurie frz. 117
elce ital. 222
**êlex* lat. 222
emancipatio lat. 88
embasta prov. 34
encadouro portg. 241
enjalmar span. 35 f.
envalmo portg. 34, 36
ergada ital. dial. 238
erigere lat. 85
escharas afrz. 38
escouvre afrz. 237
êscraser frz. 239
escu afrz. 117
esculier afrz. 117
escurie afrz. 117
espondes afrz. 180
esro schweiz. 115, 120
estampar span. portg. 21
estampe frz. 21
estamper frz. 21
estre afrz. 115
estres afrz. 120
êtampe frz. 21
etra savoy. 120
etre lyon. 120
êtrelyu schweiz. 241
êtro lyon. 120
etroz frz. 120
etsap 242
etsorpa wall. 242
**excurtus* lat. 48
excussorium lat. 239 f.
excussoria 241
erutare lat. 237, 242
**expenda* lat. 179
**expuncta* lat. 179
extera lat. 120
familia lat. 89
fantasma prov. 34
fantôme frz. 34
fas lat. 85
fenil frz. 120
feryel ital. dial. 233
fiacielli ital. dial. 233
fistula lat. 6
flagellare lat. 242
flagellum lat. 233, 236, 238 ff.
**flagilus* lat. 236
fléau frz. 231, 237
flél gredn. 233
flélé gredn. 242
fler ital. dial. 233
fleyé frz. dial. 238
flidi obw. 233
flo frz. dial. 237
fludi obw. 233
forma lat. 97
formadiús mlat. 97
formaggio ital. 97
formaticum lat. 97
formaticus lat. 97
fournil frz. 120
frael ital. dial. 233
fragellum lat. 231, 233
fram krem. 240
fraternité frz. 60
frayelle ital. dial. 233
frayellu ital. dial. 233
frel ital. dial. 233
fredir friaul. 233, 240
freziel ital. dial. 233
freziel ital. dial. 240
framage frz. 97

- frusto* ital. 238
fulcire lat. 105
funicel ital. dial. 232
fyu frz. dial. 237
- galavya* ital. dial. 239
gamach prov. 38
gamaito aven. 38
garce frz. 46
garçon frz. 46
garrote astur. 240
garrotiar astur. 242
gars frz. 46
gombina tosk. 241
graphium lat. 239
grattalascio ital. 219
greffe frz. 239
guccidatu siz. 114
guotta ital. dial. 115
gura ital. dial. 115
- habre* frz. 116
hädärog rum. 241
harula lat. 31
hayette frz. 116
hereditas lat. 89
heres lat. 89
herus lat. 90
het frz. 30
hou afrz. 30
honir afrz. 30
hordeum lat. 216
hortus lat. 116
hospitale lat. 118
hôtel frz. 118
hourdage frz. 31
hourder frz. 31
hourdis frz. 31
hulöts eng. 242
Hunni lat. 45
- iler* lat. 222
ilige sard. 222
imbastigare 35
imbastigare 35
imbastire ital. 29
imbastrigare aret. 35
imbläciä rum. 240
imblatf rum. 244
in-alto lat. 119
iniquum lat. 86
injustum lat. 86
interdicere lat.
bonis interdicerere 89
- insitorium* lat. 242
infinä rum. 111 ff.
infinat rum. 111 f.
infinati rum. 113 f.
- jalma* span. 34, 36
jouké frz. 116
**jousdics* lat. 92
Jovis lat. 64
judex lat. 91 f.
jugum lat. 241
jungere lat. 85
Juno lat. 64
Junone 173
jurare lat. 85
jus lat. 85 ff.
justitia lat.
justitia distributiva 87
- kaččari* ital. dial. 214
kaločča emil. 241
kalokkyä lucc. 241
kaplet ital. dial. 242
kaplöt piem. 242
karas tess. vell. 38
karaia ital. dial. 239
**käsjus* 97
kaukä prov. 214
kavaira ital. dial. 239
kavalya ital. dial. 239
kavalyan ital. dial. 239
kavaria ital. dial. 239
kazu sard. 217
koram piem. 241
korayg schweiz. 241
kordzei pav. 241
korzö schioz. saintong. 241
koyo lucc. 241
kuražas eng. 241
kureya piem. 241
- lac concretum* lat. 103
lact lat. 96
lactur berg. 241
laem berg. 241
läüm berg. 241
laqueus lat. 238, 241
Lar lat. 63
lassaröl berg. 241
lassät berg. 241
lassat berg. 241
lastra ital. dial. 217
latino span. 240
latino *latino* 240
lato prov. 230
- lazet* ital. dial. 238
lechiya span. 35
lectica lat. 35
legere lat. 204
lettiga ital. 35
lex lat. 84 ff., 204 f.
loka ital. dial. 239
lyüzeme genf. 241
- macchinare* ital. 244
macchinare il frameto 244
maché frz. 240
**macia* lat. 31
maçon frz. 31
mayera mlal. 116
maggyokla ital. dial. 229
magge ital. dial. 238
maintenir frz. 241
maintien frz. 241
maintien pik. 241
maison frz. 118
maivral ital. dial. 240
malho portg. 240
malleus lat. 229, 238, 240
malus lat. 189
mamphur lat. 241
manafiril val. ser. 240
manavril ital. dial. 240 f.
manavrill vellf. 240
mancipare lat. 89
mancipatio lat. 88
manebrä ital. dial. 241
manevräl langued. 240
manevrel ital. dial. 240
manfa tosk. 241
manfanile tosk. 240 f.
manfano tosk. 241
manfero ital. 241
manjal spant. 240
manjancella neap. 238
manganiello ital. dial. 226, 238
manopara ital. 219, 226
manostino ital. dial. 238
manpa portg. 240
manpocino portg. 240
manrual portg. 240
manrual portg. 240
manrual lat. 240
manrual 240
manrual lat. 240
manrual lat. 240
manrual lat. 118
- manu* *manu* 118
manu *manu* 118
manusiones rernae 118
manusiones rernae 118
manusiones rernae 118
- manuale* lat. 240
manubrium lat. 240 f.
manumissio lat. 88
manus lat. 88
manrá gen. 240
marcere lat. 6
marchedur frz. 237
marcher frz. 237
marcheur frz. 237
marceta lat. 240
margue frz. 240
marid lat. 173
marne frz. 240
marne *marne* 118
matrula lat. 189
Matre lat. 173
Matri lat. 173
matra spant. 240
mazora ital. dial. 241
mazorca span. 250
mazzanetra span. 240
mazza ital. 229, 231, 238, 241 f.
mazzafrusto ital. 238
mazzanetra *mazzanetra* 238
mazzille ital. dial. 238
meä portg. 241
mea lat. 241
medulla lat. 35
medulla 35
medus lat. 31
medut gask. 35
meiere lat. 115
meiere lat. 215
meiere lat. 115
meiere lat. 115
**meitö* lat. 176
meitö 176, lat. 176
meltra ital. 167
meltra span. 30
meltra frz. 30
meltra frz. 30
meltra frz. 30
meule frz. 226
meule frz. 181
meule frz. 30
mezza ital. dial. 238
mianai astur. 241

- midollo* ital. 35
moer frz. 31
monogram mlat. 116
monaster lat. 215
minuere lat. 215
molo portg. 35
motat lat. 173, 176
motto lat. 176
mittere lat. 176
magana piem. 241
mala lat. 6, 24
mälta frz. dial. 226
malere lat. 3, 6, 26, 165
maritum lat. 6
moriri lat. 6
maskech's berg. 241
mortarium lat. 4, 6
macellato cal. 114
miltare lat. 101
miltare lat. 100 f.
muletra lat. 167 f.
musun adalm. 118

navale lat. 173
navis lat. 23
nectere lat. 90
Nemtes lat. 95, 108
Neptunus lat. 63
navium lat. 90
nerfs eng. 241
'ntreččá ital. dial. 214

obligatio lat. 91
olajni rum. 242
**oped* lat. 173 f.
opes lat. 174
'opul lat. 173
ops lat. 174
orbis lat. 226
ostel alž. 118
origlio ital. dial. 239
oyotte hung. 116

pal obw. 231
palus lat. 202 f., 231
postola ital. 241
pastora abr. 241
pastora breg. 114
pecu lat. 103, 107
pecunia lat. 89, 103
peccuniam alligare 90
pedale ital. 240
pedia friaul. 241
pedica lat. 241

pègnüle friaul. 115
peindama piacent. 118
pejus lat. 39, 239
pel eng. 231
penaròle friaul. 115
pendere lat. 177 f.
pendere lat. 177 f.
pèndula vic. veron. 115
pèndula ital. dial. 115
pènule friaul. 115
peote ital. 220
pertica lat. 228 f., 231
pertiga portg. 241
pesare ital. 242
pesatore ital. 216
pestá ital. dial. 214
pèša ital. dial. 114
petra ital. 216
perce neap. 239
pezo ven. 39
pezzelle abruzz. 114
piagna ital. dial. 216
piagnon ital. dial. 216
piastra ital. 217
piastron ital. dial. 217
picciliacdda ital. dial. 114
piccilleate ital. dial. 114
pijù frz. dial. 229
pignaròle friaul. 115
pignora lat. 47
pilum lat. 4, 6, 19 f., 24
pilons de moulin frz. 11
pinsere lat. 3, 6, 26, 164, 216
piò lomb. 105
pisare ital. dial. 214, 242
pisoteo span. 214
pišolèna ital. dial. 114
pistillum lat. 6
pistor lat. 164
pistura lat. 6
planta lat. 38
**planto* 38
plaso prov. 119
plaumorati lat. 106
plaustrum lat. 225
plion frz. dial. 229
plof ladin. 105
plostra lat. 225 f.
plostrum lat. 225
ploutre frz. 225
ploutrer frz. 225
plorum langob. lat. 106
ployon frz. dial. 229

polenta lat. 6
pons 38, lat. 192 f., 195
ponti- lat. 194
pontifex lat. 198
ponto 38, lat. 193
pontonium lat. 193
porcil frz. 120
possessio lat.
honorum possessio 89
postuladeri sard. 214
potestas lat. 88
patria potestas 88
praes lat. 91
praes ex professo 91
praetor lat. 92
puncta lat. 179
puscha eng. 115
puzzuddát lomb. siz. 114

quartè lat. 173
quartì lat. 173
quomodo lat. 35

rabas ital. dial. 219
rabata urofu. 226
rabaté 226
radius lat. 39
raffio ital. 238
ramanzare ital. 242
ramus lat. 106
razo ven. 39
Recião portg. 31
režem ital. dial. 242
Riquila lat. 31
rodilla span. 226
rödzel regg. 226
roloto ital. 226
rotota ital. 226
rouleau frz. 226
rouleu südfrz. 226
rübat piem. 226, 242
rübaté 226
rullo ital. 226, 242
rulo span. 226
rúočolo cerign. 226
ruslon ital. dial. 217

sabulo 38
sabulum 28
saecus lat. 64
sagma lat. 34
Salute lat. 173
sarčella ital. dial. 238
saxum lat. 106
sbastrigare aret. 35

scamato ital. 38
scassuoir eng. 241
schlassuoir frz. dial. 239
Sclaeus lat. 108
scognare neap. 242
scomá ital. dial. 237, 242
scopa ital. dial. 241
scrassuoir untereng. 239
scribere lat. 204
scroler frz. 239
scudader car. 239
scuder car. 239
sedere lat. 189
sedoiro portg. 241
Seispítei lat. 173
selle frz. 37
enfant de selle 37
serča ital. dial. 238
basturè a serča 238
seta lat. 242
shüssüra 241
siná frz. dial. 119
skaraš mail. 38
skisüre ital. dial. 241
skiyon ital. dial. 242
skomé friaul. 242
skussuir obw. 239
Slacus lat. 108
sna frz. dial. 119
soc frz. 106
soga ital. 229
solium lat. 189
sonche frz. 106
spacca ital. dial. 232
spaccare ital. dial. 232
spenda mlat. 179
spesa lat. 179
sponda lat. 180
spondere lat. 177
sponsio lat. 90
squassuoir obereng. 239
stabi rum. 114
stampare ital. 21
stangel ital. dial. 238
statod lat. 176
stella lat. 6
sterta tosk. 213
stipes lat. 42
stompa ital. 21
**straleare* lat. 242
strallèa gen. 242
stratum lat. 213
subfià rum. 114
subtiliare lat. 114

- apald* an. 40
arg 68
azm 68
Ásardr an. 16
Askr an. 42
Ásn steir. 127
atlanjan got. 106
atlijan germ. 106
audpoll an. 42
audstafr an. 42
ausgancint 15
Ausreißer 59

Bach 641.
bagge norw. dial. 43
bagge norw. dial. 43
Baldur ahd. 201
Binnagat dial. 45
Bankrot 36, 45
bast mhd. 30
Bast schweiz. 33
**bastā* germ. 30
baste meisl. 36
bastjan germ. 29
— wgot. 30
baumlang 42
baumstark 42
baumstill 42
baups got. 42
bebrgan ags. 64
Bengel 43, 45, 231
Berg 64
bestan ahd. 29
besta schwäb. 29
Bettspann bair. 180
bibstod schwed. 39
billedstotte dän. 39
biske norw. dial. 43
bjaske norw. dial. 43
Bleuel 20
Bloch 12
Block 12
blawan got. 23
Bohrer 59
boykottieren 64
brand norw. dial. 43
Brant 187, 189
bráwa ahd. 189
brata ags. 189
**brozdan* germ. 29
brý aisl. 189
brú norw. 189
brücke mhd. 190
Brücke 187 ff.

Brückel steir. 191
Bruder 65
Brüderlichkeit 60
brügel mhd. 190
bruggen mnd. 189
bruggia as. 189
Brüggli schweiz. 190
Brügi schweiz. 189, 191
**bruggjō* germ. 189
brucka ahd. 189
brustan langob. 29
Brütschen dial. 230
bryggja aisl. 189
brycg ags. 189
brycgian ags. 188 f.
buns 63
bund mhd. 179
Bund 179
bürenknopf mhd. 43
buter-gedweor ags. 97
býsting ags. 102

Daumen 10
Decke 59
Deich 64
Dienstknochen 46
dräng schwed. 44
drancus langob. 44
dreng dän. 44
drengr an. 44
Dreiheit 62
Drischel 236
driscarili ahd. 222
drütteln 62
Drunba an. 43
Drunbr an. 43
dvergr aisl. 47 f.
ðwære ags. 97

eder (odor) as.
— *under ederós* 41
efna aisl. 174
efni aisl. 174
Ehe 60
eigen 68
eitel 68
Embla an. 42
enke mhd. 164
Enke mhd. 164
Enkel 22
enchil ahd. 22
encho ahd. 164
codor ags. 41 f.
Erdäpfelstampfe 19

Erde 64
Élgangl steir. 125, 133f.,
137 f., 141, 146
ewa ahd. 85

fäga an. 40
fagravæfr aisl. 40
fahnden 192
fallen 59
fandian ags. 192
fandön ahd. 192
fani got. 194
fantr aisl. 192
farnuwanas ahd. 22
Feigling 59
fendo ahd. 192
fesa ahd. 26
Fese 26
finþan got. 192
firstsúl ahd. 40
fiskja got. 164
fisks got. 164
flagger brem. 236
**flagils* germ. 236 f.
flail engl. 236
flegel ahd. as. 236
Flegel 20, 43, 236
flet ags. 41
fliehen 59, 61, 65
Flieher 61, 65
Flucht 61
Flüchtling 59
Fluß 641.
Freyja 64
Freyr 64
Frögertha an. 46
funden ahd. 193
funs ahd. 193

gaisala ahd. 47
**gaiza-* germ. 47
gamalwan got. 26
ganazjan got. 172
ganerjan ahd. 171
ganesan ahd. 171
Gang'lwäg'n kärnt. 141
ganisan got. 168 f., 171 f.
ganist ahd. 171
ganists got. 171
gansjan got. 173
Garda ahd. 46
**gardā* germ. 47
**gardjō-* germ. 46
**gardjōz* germ. 47

garðar aisl. 41
gartea ahd. 46
gasmitan got. 31
gätt bauga an. 42
Gantstafr an. 42
geard ags. 41
Ge'scht-Trug'n steir. 129
Geisel 47
gelingen 68
gelungen 68
gemueltert steir. 168
genesen mhd. 171
geneut dial. 23
genist mhd. 171
Ger 47
gerben 30
Gerðr an. 46
Gerste 216
Gert schweiz. 46
Gerte 46
Gertel schweiz. 46
gisal ahd. 47
gisel ags. 47
gisil ahd. 46
— langob. 47
Gisila ahd. 46
Gisilberga ahd. 46
gisil aisl. 47
**gislōz* germ. 47
giwant ahd. 208
gnaunet dial. 23
gnoant steir. 16, 26
gnōit kärnt. 23
gnōiter Brein 23
gnōþe aschw. 23
gnúa aisl. 23
gnugga aschwed. 23
Go(t)staver aschwed. 42
Götstaver aschwed. 42
Gread'n steir. 127
Gred' steir. 127
Gred 190
Griffel 20
grípr an. 103
G'schia'luag steir. 127
gucken 123
Gucker 123
Gufe 115
Gugga steir. 123
Gustav 42
G'wändstängen steir. 124

Häba'-Schraiß steir. 129
Häck'n-Rem steir. 128

- mortère* ags. 6
morter nld. 6
Muoltera dial. 168
muoltern (sich) steir. 168
Mulle 166 ff.
**mullans* urwg. 167
multra ahd. 167
muljan ahd. 26
Multe steir. 168
multer mhd. 167
Multer 167
Multer steir. 168
 (s. auch *Muoltern*, *Mulle*)
multern steir. 168
muoltera ahd. 167
muoltra ahd. 167
muotān steir. 168
müssen 104
Mutter 65

nain steir. 22 f.
nar mhd. 171
nava ahd. 171
**nasa* germ. 30
nasa ahd. 30
nasjan got. 30
nāun kärnt. 22
naut aisl. 104
**nautō* germ. 104
**nautō* germ. 104
næra aisl. 172
néat ags. 104
Nein steir. 23
neinen steir. 16
nerien ahd. 171
nerjan ahd. 171
neru mhd. 171
**nesan* germ. 171
nest aisl. 172
**nesta-* germ. 171
Neue 22
**Neue* 23
neuen 19, 22
neunen 22 f.
nish norw. 172
**niwra* ahd. 23, 25
**niwce* mhd. 23
niwca mhd. 22
niwūt ahd. 22
Nrethas-Njard 63
Njard 63
noien bair. 22
nōin kärnt. 22
nōjen tirol. 22

nōra schwed. dial. 173
nóra aisl. 172 f.
nare norw. 173
nōre norw. schwed. dial. 173
**nosō (nasō)* germ. 171
nōtil as. 104
nōz ahd. 104
**nōzian* germ. 172
nōan ahd. 23
nubb norw. dial. 43
nuien bair. 22
nūjen tirol. 22

Of'n-Glanna' steir. 128
Ofengread'n steir. 135
Ofngred'n steir. 127, 140
Of'no'wūh steir. 126
Ofenloch steir. 127
Ofenpruken dial. 190
oh! 69
ostr an. 97
quadregissilar an. 40, 197 f.

paak norw. 44
Pächmulta' steir. 125
pael mndl. 203
pāk schwed. 44
pāk schwed. dial. 44
pal 203
pal holl. 203
te pal komen 203
pal staan 203
pal zetten 203
pal zetten fries. 203
pal zetten ostfries. 203
tu pal kem nfries. 203
tu pal kem nhd. 203
to palle kamen 203
pāl ags. 203
pall (s. auch *pal*) 203
pall fries. 203
pall ostfries. 203
pall nhd. 203
palle nhd. 203
 (s. auch *pal*, *pall*)
pallr an. 204
Pänklad'l steir. 127
Paata steir. 132
 (s. auch *Pätə*)
Pantapruck'n steir. 132
 (s. auch *Pätəpruckn*)
Pätə steir. 194 f.
 (s. auch *Panta*)

Pätəpruckn steir. 195
 (s. auch *Pantapruck'n*)
paak norw. dial. 44
pal afries. 203
Pfabl 202
Pholespiant 202
pfäl ahd. 202 f.
pfannenschalk mhd. 48
Pfannestiele 46
Pfannstöll'n steir. 159
Phlegel 190
Phlegel alem. 236 f.
Phol ahd. 201 ff.
pfreund alem. 236
**Pfuol* ahd. 202
pig dän. 44
pige dän. 43
pik aisl. 44
pika aisl. 43
piltr aisl. 44
piltungr aisl. 44
piltur isl. 44
pilz aisl. 48
plagg schwed. 236
**plagil* germ. 236
**plagils* germ. 236
plägel schwed. 236
plegel nhd. 190, 237
plégel nhd. 236.
plézan wgm. 105 f.
pleil dän. 190, 236
**plazaz* germ. 105 f.
**plōxaz* germ. 105
**ploxaz* germ. 105
**plugila-* germ. 190
plygg schwed. dial. 43
pmüeter alem. 236
pog dän. 44
pök nhd. mnd. 44
Polgrabe 202
ponte mndl. 193
Pranta kärnt. 132
Prätsche 230
Prügel 20, 190
pult schwed. dial. 44
Pund 179
punt ags. 193
punte mnd. 193

qairnus got. 26
Quark ost. 98

Rachstüb'm steir. 125
**Rafts* vandal. 43

Rat 87
**Raus* vandal. 43
Rechenknecht 46
Regen 64
reich 68
Rem steir. 127 f., 153
Riegel 20
Rippe 197
rōgs apaldr an. 42
runa got. 205

salpak aisl. 40
Sälzhuag steir. 126
sand ags. 30
sax an. 106
Schale 48
schalk mndd. 47
Schalk 47
Schalk schwab. 48
schalken mnd. 47
sich schalken 47
schalm nhd. holl. 48
Schießer 10
schieten nhd. 103
Schild 48
Schil'lstöll'n steir. 128
Schlacht 60 f.
Schlag 61
Schlagbruken steir. 190
Schlägel 20
schlagen 61
Schläger 61
schlecht 68
Schlüssel 20, 59
schmeißen 176
Schmierer dial. 230
Schnee 64
Schneider 164
Scholle 48
schön 68
Schrank 59
Schurz 48
Schürze 48
Schüssel 59
Schwengel 20
Schwester 65
Schwung 43
Sve 64
seidr an. 65
sendian ags. 30
sevene kringot. 104
shirt engl. 48
Siegestab ahd. 42
Sigestap mhd. 42

- clager* mhd. 236
claget mhd. 190
waldjus got. 207
wih ags. 207
wahstas got. 38
Wald 65
Wand 207 f.
wandabīs an. 207
wandas got. 207
want ahd. 207 f.
wanta ahd. 30
**wantjan* ahd. 30
Wassa'hof steir. 131
wässer steir. 131
watabeard kätosch. 47
Wadel 20
wagamst ahd. 172
waganist ahd. 172
Wahmächter 63
Wahl 64
wanten ahd. 30
wat germ. 64
wātan got. 207
wāthjan an. 42
Wikingar an. 95, 109
Wind 64
windan ags. 207
windca 207
Wink'l-Kast'l steir. 127
Wink'l-Ställ'n steir. 127
wintan ahd. 207 f.
Winter 64
Wirtel 20
Wort 64
zart 68
zամուր 42
Zehnheit 62
zermärsen mhd. 6
ziehen 59, 65
Züher 65
Zoch bair. 43
Zochs 106
Zochen bair. 43
Zocken dial. 230
zoh mhd. 43
Zügel 20
Zuweg ostsl. 98
zuci 62
Zweig 62.
- Baltisch.**
ab lit. 181
abai lit. 191
brūkas lit. 191
gūna lit. 26
išziūga lit. 98
išzeigā lit. 98
iszstembės lit. 21
jūnija lit. 25
malunustabis apreuf. 21
mensa apreuf. 95
mėsa lit. 95
mėsa lett. 95
panneca apreuf. 194
peka apreuf. 104
pesta lit. 164
pekus lit. 104
pėnas lit. 98
pintis apreuf. 193
pirtis lit. 25
plakū lit. 236
pėnas lit. 107
rija lett. 25
sērs lett. 95
skulikas lit. 103
spanda lett. 180 f.
spandyti lit. 181
spangė lit. 180
spaņgis lit. 180
spėndziū lit. 181
spirū lit. 164
stābai lit. 202
stābas lit. 21, 40
stabis apreuf. 21
stabyti lit. 21
stambas lit. 21.
stambras lit. 21
stambūs lit. 21
stebėtis lit. 21
stėmbti lit. 21
stimberys lit. 21
statpai lit. 202
statpas lit. 40, 200
sūras lit. 97
sūr[is] 95
sūris lit. 97
szakū lit. 106
tarszkėti lit. 215
treszkū lit. 215
trėrti lit. 98
trėrtū lit. 98
withingi balt.-slav. 109.
- Slavisch.**
ara aksl. 109
bolija aksl. 203
bruk poln. 191
brav aksl. 189
brav bulg. 189
braveno aksl. 189
bre kroat. 189
cep slov. 237
čep 237
čędo 95
čern 65
chlėb 95
dikanya bulg. 221
dobyti aksl. 103 f.
dręga aslov. 44
druzalo bulg. 240
**gepan* 107
gomoziti aksl. 172
gredelj südsl. 106
gręda 106
grjadil russ. 106
**gpan* 107
g(ę)pan 107
sz. gępan 107
hpān ačech. 107
sz. hpānem ačech. 107
inlatiti 244
kosa 106
kosilja russ. 106
kvas 96, 109
kvas aslav. 97
kvas russ. 97
māl'cik russ. 46
martra krain. 110
**melč* urslav. 101
'melč- 101
'melkó urslav. 100 f.
**melč-* 101
melz- 102
**melzivo* 102
melz 102
'melzó 102
męso 95, 100
**mudak-* 101
mjaso russ. 95
mlatač montenegr. bosn. 237
mlatiti montenegr. bosn. 237
mlāz serb.-kr. 402
mlāznica bulg. 102
mlč čech. 101
**mlčó* 100 ff.
mlėko 95, 99, 103, 108
mlsti aksl. 100, 102
mlčivo 94
**mlčz* 94
mlč čech. 101
mlzga aksl. 100
mlznice čech. 102
močiti slov. 110
moka slov. 110
motovilo russ. 237
mostavaja russ. 188 f.
most aksl. 188
motika südsl. 189
motyka aksl. 189
mučenev slov. 110
mučėnik slov. 110
mučiti slov. 110
muja slov. 110
muka slov. 110
nāzda aksl. 110
**Nemešte* bulg. 108
Nemec 95, 104, 106
nēmz 108
nija slov. 110
nija slov. 110
nita 95, 104, 108
ohčarek mähr. 242
osmorgac poln. 100
pachotek poln. 46
pachotę poln. 46
pān čech. poln. 107
patro čech. 194
pat aksl. 192
pen russ. 42
pete slov. 194 f.
peętra aksl. 195
peętro aksl. 194
piętro poln. 194
piętro poln. 194
pięroz 98
pechat asl. 26
prati 98
pršeno asl. 26
pjater russ. 194
pjatra russ. 194
plakati abulg. 236
plesti russ. 207

- platiŋki* russ. 207
plugar 105
pluga slav. 95, 104f., 108
polica aksl. 204
polo aksl. 204
pomóst klruss. 188
przepr poln. 194

**radlo* 106

sqžybŋ aksl. 109
sēr poln. 95
skati asl. 43
skočec apoln. 103
skot klruss. 103
skotina aruss. klruss. 103
skoto asl. 95, 103f., 108
**skotecz* 103
Smerdi 108
Smerdikor čech. 108
Smerdiky čech. 108
Smerdor čech. 108
smraděti 106, 108
**smraděti* urslav. 108
socha 106
soženj slov. 109
**spán* ačech. 107
spadžŋ aksl. 180
stapati aksl. 21
stapa aksl. 8, 19f.
stapiti aksl. 21
stapor poln. 21
stępa poln. 21
stępor poln. 21
stępy aksl. 200
stolbŋ russ. 200

stopa 14
stópa nsl. 20
stopati nsl. 20
stoupa čech. 20
stupa kroat. 20
stupa russ. 21
stupati kroat. 21
susob slov. 110
sužanj serb.-kr. 110
sužen slov. 109
suženj slov. 109f.
sužnik slov. 109
swazamb aksl. 109
swręžyb aksl. 109
swaza aksl. 109
syra 99, 102f.
syra russ. 97
škot klruss. 103
špan sudsl. 107
štažeb alltudg. 108

talij aslov. 44, 47
talb aksl. 47
**Tjudi* 108
**torok* 99
tresko russ. 228
tearŋ 97, 99
tearog 94ff., 102
**tearŋ* 97
teortlo slov. serb.-kr. 98
teortli 98f.
teorog nordruss. 98
teoridlo čech. 98
trořitko čech. 98
tuar/|q poln. 98
tuarog poln. 98

tuoradla poln. 98
**tyra* 97

raqza aksl. 109
vazŋ aksl. 109
režati aksl. 109
rožen čech. 109
**ricazi* polab. 108
riřezŋ 95, 108
řazamb klruss. 109
roza slov. 110
roznik slov. 110
ružnik serb.-kr. 110

więzēn poln. 109
withingi balt.-slav. 109

zambaz serb.-kr. 102
zambaziti serb.-kr. 102
zamuziti serb.-kr. 102
zmolznica slov. 102
zrang asl. 26
zrapar slov. 110
**žpan* slav. 107
ž(b)panŋ 107
župa 106f.
župata slav. 106f.

Nicht-Indogermanische Sprachen.
basta bask. 33
basta bask. 32f.
bast-orratz bask. 32
befulei avar. 105
bédag-anja magy. 40, 197
čoban türk. 107f.
dural türk. 98
darmak türk. 98
džuprat türk. 98

kačŋ * 106f., 241
Hečŋ * 106f., 241
kečŋ * 106f., 9
kečŋ * 106f., 22
kečŋ * 106f., 107
jögürmak türk. 98
jögurt türk. 98
ju-usto finn. 97
kučŋ * 106f., 241
kučŋ * 106f., 105
kuru türk. 98
kučŋ * 106f., 281
melke lappl. 95
mēlke lappl. 95
mielkke lappl. 95
morag syr. 218
narrde finn. 104
narrde lappl. 218
nöreg ägypt. 224f.
petkele finn. 9
piinä finn. 98
ria finn. 25
subandž arab. 107
tarha magy. 98
tark magy. 98
tark magy. 98
tar * 106f., 98
tar * 106f., 98
turak türk.-džag. 94
turak türk. 98
tučŋ * 106f., 98
tučŋ magy. 98
tučŋ * 106f., 98
tučŋ * 106f., 98
tučŋ * 106f., 98

Sachverzeichnis.

Von Fr. Pogatscher.

- Ackerbau bei den alten Slaven* 105
Adjektiva 66 f.
 als *Appellativa* 66
 diachronologische Isolierung 66 ff.
Adoption 178 f.
Alp 21
Altar 70, 128, 137, 141 f., 144, 155, 159
 der signaförmige Tisch als Altar 78
 der halbkreisförmige Tisch als Altar 78
Altardecke 77
Altarplatte 79, 211
 Grabstele als Altarplatte 79
 im 125
 Amstotzn 125
Amboß 17 f.
Analyse 58
 quantitative A. der Sprache 58
Anke 3, 6, 13 ff., 19, 22, 25, 164 f.
 A. durch Wasser getrieben 16 ff.
 das Alter der Anke 26 f.
Ankenblock 12, 16
Apostel mit Christus auf einer Altarplatte 74
Appellativa 64
Ase (As'n) 135
 Holzase 135, 145, 152, 162
 Spanase 127, 135, 145, 150, 152
Atom, sprachliches 63
 Verflachöffnung der Opfersteleplatten 185 f.
Ausnehmerstuhl 121
Ausreißer 59

Bach 64 f.
Backofen s. *Ofen*
Backtrog 125
Balden 201
Balken- u. Zimmerung des Bauernhauses 123

Ballen 36
Bank im Bauernhaus 127 f., 134 f., 137 ff., 144 f., 148, 150, 152, 155, 159 f., 162
 im Refektorium 79
Bankert 45, 36
Bastard 36
Baumverehrung 40 f., 198
Bauplan von St. Gallen 23 ff., 70 ff., 80, 182
Benennung lebender Wesen nach Gegenständen 43
Bengel 43, 45, 231
Berg 64
Bett 135 ff., 139, 142 ff., 148, 150 f., 153, 156, 161
 Bettgspantn 180
Bildsäule 39
 ihre Entwicklung aus der Säule 39
Binderokal 59
Bloch 12
Block 12
Braue 187, 189
Brotbackdeckel 14
Brotschaukel 127
Brücke 137, 156, 187 ff., 190 ff.
 Holzprugg 127
 Pätzpruckn 132, 194 f.
 Schlagbruckn 190
Brüderlichkeit 60
Brukterer 54
Brustkorb 197

Chronologie der idg. Wortgeschichte 66

Dach des Bauernhauses 124, 133 f., 136 f., 138 ff., 150, 154, 157, 160
 Prütschdach 133
 Prügeldach 196 ff.
Dachboden 194 f.

Dachraum des Bauernhauses 123, 125, 129, 133 f., 136 f., 152, 156
 des Stadels 132
Dampfbäder (in der Badestube) 23
Darre 23
 Fruchtdarre 23
 Malzdarre 23
 Darre bei den Finnen 25
 Darre am Plan von St. Gallen 23 f.
Darrhaus bei den Litauern 25
 bei den Letten 25
Daumen am Wasserrad 10
 an Stampfen 12
Daumenwelle 10
Däumling 10
 der Stempel 10
 der Wellen 10
Deich 64
Diele 54
 Flettdiele 54
 Durchgangsdiele 54
Dorf 52
 Dorfformen 52
 Gewandorf 52
 Marschhofendorf 52
 Reihendorf 52
 Runddorf 52
 Straßendorf 52
dörren 6
 der Feldfrüchte 23
 des Flachses 159
drei 62
Dreifuß 127
Dreiheit 62
Dreizack 83
Dreizahl 176 f.
dreschen 212 ff.
 in der Walachei 212 f.
 bei Homer 212
 bei den alten Ägyptern 212, 224
 in Italien 213 f., 216 f.
 in Sardinien 214

- Interjektionen* 69
Isagen 50
Isalinen 49
Isoblassen 51
Isoke 53
 niederdeutsche Isoke 55
Isoleren 51
Isolierung von Wurzeln 61 ff.
 der Zahlworte 62
 der Pronominalstämme 62 f.
 der Eigennamen 63 f.
 der Appellativa 64 ff.
 der Adjektiva 66 ff.
Isophonon 51
 niederdeutsche Isophonon 55
Isopsychen 50
Isosomate 49 f.
 Isomate des Sachsentums 55

Jouasszene auf einer Altarplatte 74

Kachel 128, 139, 155 f.
Kachelofen s. *Ofen*
Kachelstube s. *Stube*
Kachelstubenboden 129
Kamm 44
Kammer
 Knechtkammer 122, 133
 Menscherkammer 151, 153
Kardinalia 62
 ihre fleurische Eigenart 62
Karren 36 f.
Käse 94 ff.
Kaspelschaff 152
Kemel'n 149, 153, 156
Kessel 126, 148, 159
 Brantweinkessel 152
 Saufutterkessel 127, 137, 140,
 142, 145, 148, 150, 152, 156, 159
Wasserkessel 126
 Kesselreud 126, 135, 137 f., 140,
 145, 150, 153
Keule 4, 5, 7, 8, 9, 10, 13, 26, 165 f.
 Steinkeule 166
Keusche 121, 157, 159 ff.
Kliewe
 Kleib'mtrig'l 125
Kline 77
Krahe 44, 46
Knappe 44
Knebel 44, 46
Knecht 45 ff.
Knechtschwanz (Rebenschildling) 46
Knechtkammer 122, 133

Knechtung der Slaven durch Germanen und Turkotataren 94
Knüttl 230
Knopf 61
Kombination verschiedener Wurzeln bei den Adjektiven 67 f.
Kommoden für Kleider 129
Komparation, unregelmäßige, der Adjektiva 67 f.
Kornquetscher 165
Krautbottich 150, 153, 158
Kreuznimbus 77
Kübbung 54
Küche 4, 137, 140, 142, 144, 148, 150, 155 f., 159 f., 163
Kulturwörter 60
Kwerne 166

Lab 97
Laube 124 f., 129, 134 f., 136, 138 f., 140, 142, 144 f., 147 ff., 154 ff., 160 ff.
Laubenboden 129
Lehnwörter, ihr noetischer Wert 95
lesen 204
Logik, ihre Bedeutung in der Sprachbildung 69
Lotusblume 82
Luag 126 f., 137 f., 144 f., 148
 Gschia'luag 127
 Mehlschaff'luag 127
 Salzluag 126

mahlen 26, 167
Mahr 21
Marmortafeln als Speisetische 75
Mast 188 f.
Mauerwerk des Bauernhauses 124, 139, 143, 149, 151, 154
Mehl 3, 5, 167
melken 103, 167
Melkkübel 167
Menscherkammer 151, 153
Milch 94 ff., 100 f.
 Biestmilch 94, 103
Milchkasten 127, 137, 141, 152 f., 156
Mischat 132, 158
Mischparadigma bei den Pronominalstämmen 63
Mond 214
 Halbmond 214
Morser 4 ff., 12, 164 f.
 Holzmörser 7 f., 165

Kaffemörser 8
Steinmörser 166
Most 131
Mühle 4 ff., 18, 26
 Graupenmühle 8
 Handmühle 166
 Holzmühle 18
 Kalkmühle 18
 Lohmühle 11, 18
 Ölmühle 11
 Papiermühle 11, 18
 Palvermühle 11
 Sägemühle 18
 Stampfmühle 19 f.
 ihre Verbreitung von Deutschland aus 20
 Walkmühle 11, 18
 Wassermühle 10
 M. am Plan von St. Gallen 23 f.
Mulde 166 ff.
Münzen 83
 Rückseite von Münzen mit Götterbildern 83

Namen 63 ff.
 Eigennamen 63 ff.
 Götternamen 63
 altindische Götternamen 80 ff.
 Ortsnamen: ihre ethnogeographische Bedeutung 52
 Verwandtschaftsnamen 65
Nein s. *Neue*
neinen 15
Neue 22 f., 25

Obstpresse 131
Öden 121
Ofen 155 f.
 Ofenbank 144
 Ofengread'n 127, 135, 140
 Ofengeländer 128
 Ofengewölbe 126
 Ofenkrücke 127
 Ofenloch 127
 Ofenprukn 190
 Ofen aus Eisen 138, 161
 Backofen 126 f., 137 f., 140 ff., 148, 150, 152, 159
 Kachelofen 128, 135, 137, 142, 144 ff., 153, 159 ff.
Opfer 174 ff., 178 f., 183 ff., 196 f.
 Getreideopfer 174
 Opfertisch 183 ff., 211

- Ausflußöffnung an Opferischplatten* 185 f.
- Oranten* 72
- Paläontologie, linguistische* 60
- Palmettenranke* 71 f.
- Papyrusforschung* 93
- Partizipia als isolierte Adjektiva* 68
- Partikeln* 68 f.
- Pfahl* 199 ff.
- Pferd* 82
löcherne Pferde am Grabenmuhamedanischer Heiliger 82
Vatierpferde aus Bronze in Olympia 82
Pferdekopf bei Visum 82
Pferdeköpfe als Giebelzier 54
- Pflockverehrung* 39, 198 ff.
- Pflug* 104 ff., 181
- Poche* 10
Erzpoche 10
- Pochmehl* 11
- Pochstempel* 10
- Pochwerk* 10 f.
Trockenpochwerk 11
- Polenta* 5
- Prädikat, gebildet durch Adj.*
Kopula 66
- Prätsche* 230
- Pronominalstämme* 62 f.
- Prügel* 20, 190
- Prügeldach* 196
- Prügelkopf* 196
- Prügelweg* 187 ff., 192 f.
- Pult des Vorlesers im Refektorium* 75
- Pyriden* 74
- Quark* 97
- Rad, Symbol der Sonne* 82
- Rampe beim Stadel* 132
- Randleiste, unterbrochene, auf runden Steinplatten* 70
Öffnung in der Randleiste 79
- Rauchfang* 128, 134, 138 f., 140, 144 f., 148, 152, 156 f., 159, 161 f.
- Rauchstube* s. *Stube*
- Refektorium* 70, 75 f., 79
der älteste Typus des R. 75
das R. der dreizehn Tische 75 f.
- Rem* 127 f.
Botrem 153
Häck'n-Rem 128
- Häfnadeck'rem* 153
Löffelrem 135
Schüsselrem 140
- Rinnensteine, prähistorische* 210 f.
- rösten* 5 f.
Rösten der Feldfrüchte 23
- Rundling* 52
- Rundwulle* 56
- Sachwullen* 51 f.
- Sarkophag* 74
ravennatische Sarkophage 74
- Säule* 10, 39
Säulenheiligtum 196 ff.
Säulenverehrung 40 f., 196 ff.
- Saumsattel* 36 f.
- Schädeldecke* 197
- Schatz* 103
- Scheune* 119, 179, 195
- Schießer* 10, 12
- Schlittenkufe* 222
- Schlot* 129
- Schmiede im Bauernhaus* 153
- Schmierer* 230
- Schrank* 179
- Schratt* 21
- Schrein* 129
Getreideschrein 129
Hafterschrein 129
- Schuppen* 131, 158
- Schüsselkorb* 145, 152
- Schwelle* 222
- Schwung* 43
- selchen* 127
- Sennhütte* 121
- Sieb, sieben* 3 f.
- Siebmehler* 167
- Span* 180
- Spanleuchter* 127
- Spanschwung* 127
- Spante* 180
- Speisebrett* 181
- Sperrboden* 129
- Spind* 179
- Spinnrad* 129
- Spint* 180
- Spint* 180
- Spindelweg* 69
Bedeutung der Leinwand im Spindelweg 69
- Spund* 179
- Stadel* 121 f., 130 ff., 137, 141, 156, 195
- Stall* 116, 119, 120, 121, 122, 130, 146 f., 157 f., 162 f.
- Stampfen* 115
- Stampfe* 3, 8 ff., 19 ff., 165
ihr Alter 26 f.
Stampfe am Plan v. St. Gallen 23 f.
Erdfeststampfe 10
Handstampfe 11
Hirsestampfe 15
Kohlenstampfe 10
Krautstampfe 11, 19
Lodenstampfe 18
Lohstampfe 11
Muschelstampfe 11
Paprikastampfe 15
Wasserstampfe 10
- Steckadrescher* 230
- Stempel* 11 f.
- Steppdecken* 29
- Stier als Bild Raubvogels* 8
- Stübel* 4, 10, 13, 165
Holzstübel 165
- Stube* 23
Badstube 23
Brechelstube 159 f.
Herrenstübel 155
Kachelstube 128 f., 135 f., 147 ff., 144 ff., 153, 159, 161
Rauchstube 21, 125 ff., 131 ff., 136 ff., 144 ff., 152 f., 160 ff.
- Taubenschlag* 124, 133 f.
- Teich* 64
- Tenne* 119, 132, 158, 162 f., 212, 214
- Tisch* 70 ff.
der spätrömische Tisch 70, 78
T. als Tischstühle (Tischstühle) 71 f.
T. als Tischstühle (Tischstühle) 72 f.
Tisch als Tischstühle (Tischstühle) 73 ff., 77
der Klostertisch 75 ff.
der Tisch im Refektorium 76 f.
Bedeutung des Tischens im Refektorium (Tischstühle) 77
der spätrömische Tischstühle 78
Tischstühle 79
Tisch im Refektorium (Tischstühle) 80
der spätrömische Tischstühle 81
der spätrömische Tischstühle 82
der spätrömische Tischstühle 83
der spätrömische Tischstühle 84
der spätrömische Tischstühle 85
der spätrömische Tischstühle 86
der spätrömische Tischstühle 87
der spätrömische Tischstühle 88
der spätrömische Tischstühle 89
der spätrömische Tischstühle 90
der spätrömische Tischstühle 91
der spätrömische Tischstühle 92
der spätrömische Tischstühle 93
der spätrömische Tischstühle 94
der spätrömische Tischstühle 95
der spätrömische Tischstühle 96
der spätrömische Tischstühle 97
der spätrömische Tischstühle 98
der spätrömische Tischstühle 99
der spätrömische Tischstühle 100
der spätrömische Tischstühle 101
der spätrömische Tischstühle 102
der spätrömische Tischstühle 103
der spätrömische Tischstühle 104
der spätrömische Tischstühle 105
der spätrömische Tischstühle 106
der spätrömische Tischstühle 107
der spätrömische Tischstühle 108
der spätrömische Tischstühle 109
der spätrömische Tischstühle 110
der spätrömische Tischstühle 111
der spätrömische Tischstühle 112
der spätrömische Tischstühle 113
der spätrömische Tischstühle 114
der spätrömische Tischstühle 115
der spätrömische Tischstühle 116
der spätrömische Tischstühle 117
der spätrömische Tischstühle 118
der spätrömische Tischstühle 119
der spätrömische Tischstühle 120
der spätrömische Tischstühle 121
der spätrömische Tischstühle 122
der spätrömische Tischstühle 123
der spätrömische Tischstühle 124
der spätrömische Tischstühle 125
der spätrömische Tischstühle 126
der spätrömische Tischstühle 127
der spätrömische Tischstühle 128
der spätrömische Tischstühle 129
der spätrömische Tischstühle 130
der spätrömische Tischstühle 131
der spätrömische Tischstühle 132
der spätrömische Tischstühle 133
der spätrömische Tischstühle 134
der spätrömische Tischstühle 135
der spätrömische Tischstühle 136
der spätrömische Tischstühle 137
der spätrömische Tischstühle 138
der spätrömische Tischstühle 139
der spätrömische Tischstühle 140
der spätrömische Tischstühle 141
der spätrömische Tischstühle 142
der spätrömische Tischstühle 143
der spätrömische Tischstühle 144
der spätrömische Tischstühle 145
der spätrömische Tischstühle 146
der spätrömische Tischstühle 147
der spätrömische Tischstühle 148
der spätrömische Tischstühle 149
der spätrömische Tischstühle 150
der spätrömische Tischstühle 151
der spätrömische Tischstühle 152
der spätrömische Tischstühle 153
der spätrömische Tischstühle 154
der spätrömische Tischstühle 155
der spätrömische Tischstühle 156
der spätrömische Tischstühle 157
der spätrömische Tischstühle 158
der spätrömische Tischstühle 159
der spätrömische Tischstühle 160
der spätrömische Tischstühle 161
der spätrömische Tischstühle 162
der spätrömische Tischstühle 163
der spätrömische Tischstühle 164
der spätrömische Tischstühle 165
der spätrömische Tischstühle 166
der spätrömische Tischstühle 167
der spätrömische Tischstühle 168
der spätrömische Tischstühle 169
der spätrömische Tischstühle 170
der spätrömische Tischstühle 171
der spätrömische Tischstühle 172
der spätrömische Tischstühle 173
der spätrömische Tischstühle 174
der spätrömische Tischstühle 175
der spätrömische Tischstühle 176
der spätrömische Tischstühle 177
der spätrömische Tischstühle 178
der spätrömische Tischstühle 179
der spätrömische Tischstühle 180
der spätrömische Tischstühle 181
der spätrömische Tischstühle 182
der spätrömische Tischstühle 183
der spätrömische Tischstühle 184
der spätrömische Tischstühle 185
der spätrömische Tischstühle 186
der spätrömische Tischstühle 187
der spätrömische Tischstühle 188
der spätrömische Tischstühle 189
der spätrömische Tischstühle 190
der spätrömische Tischstühle 191
der spätrömische Tischstühle 192
der spätrömische Tischstühle 193
der spätrömische Tischstühle 194
der spätrömische Tischstühle 195
der spätrömische Tischstühle 196
der spätrömische Tischstühle 197
der spätrömische Tischstühle 198
der spätrömische Tischstühle 199
der spätrömische Tischstühle 200

- der Girabitsch* 182 ff., 211
Tischplatten 183
 als Altarplatten 183 f.
 als Grabsteine 182 f.
Topfen 94 ff.
Totenkult 182 ff., 186 f.
Totennahl 182 f., 186 f.
Totempfer 196 f.
Tragbalken 47
Trambaum 125
Trapeza 76
 in Daphni 76
 in Hosios Lukas 76
 von Larra 75
Tremel 231
Trendl 141
Trittholz 222
Trockenpochwerk 11
Trud 21
Truhe 129, 136, 141, 144 f., 150 f.,
 153, 156
 Gesicht-Truhen 129
 Hafertruhe 129
 Kleidertruhe 129
 Mehltruhe 125, 135, 145, 152
 Schmalztruhe 129
 Zeugtruhe 129
Tür der Rauchstube 128, 152
 auf Rädern zu schieben 131
Urnen 56
 Buckelurnen 56
 Gesichtsurnen 174 ff.
 phallische Gesichtsurnen 174 ff.
Urworte, ihre Erschließung 60 f.
*Verbalstämme, gebildet von Subst.-
 und Adj.-Stämmen* 66 ff.
Viehzucht bei den alten Slaven 104
Völkerpsychologie 50
Volkstum 54 f.
 Grenzendesächs. Volkstums 54 f.
Wadiation 90
Wagebalken 177
wägen 178
Walze 12
Wand 207 f.
Weber 52
Welle 12
 Wellen des Volkstums 49 f.
 Wortwellen 51 f.
Werkzeuge (der pinsere-Reihe) 3-28
Wiedrescher 230
*Wikinger, die Vordringen bis
 Meilen* 108 f.
Wortfamilie 58, 65
Wortgeschichte 66
 Chronologie d. idg. Wortgesch. 66
Wortkreis 58 ff., 64, 70
Wurzel 58 ff.
Zahlworte 62
 *ihre Fähigkeit, ohne Kennzeich-
 nung auszusagen* 63
Zauber 174 ff.
 Fruchtbarkeitszauber 174 ff.
 Liebeszauber 174 ff.
Zehnheit 62
Ziehbrunnen 9
Zimmerung des Bauernhauses 123,
 133, 154
Zocken 230
Zuber 125
Zugloch 159
Zuhube 150
Zungen (an Stampfen) 12.

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

**Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU**

